

Informationen zur modernen Stadtgeschichte

2016
Verlagsort: Berlin

2.Halbjahresband

Herausgegeben von
Martin Baumeister, Christoph Bernhardt, Dorothee Brantz, Martina Heßler,
Gerd Kuhn, Friedrich Lenger, Gisela Mettele, Susanne Rau, Jürgen Reulecke,
Ralf Roth, Axel Schildt, Dieter Schott und Clemens Zimmermann

in Verbindung mit
Stefan Fisch, Adelheid von Saldern,
Hans Eugen Specker und Clemens Wischermann

Themenschwerpunkt

Stadt und Romantik

Verantwortliche Herausgeberin:
Gisela Mettele

LEITARTIKEL

Gisela Mettele

Stadt und Romantik..... 5

BERICHTE UND AUFSÄTZE ZUM THEMA

Tom Hulme

Historical Pageants, Neo-Romanticism, and the City in Interwar Britain..... 19

Katharina Bricchetti

Romantisierende Stadtbilder. Historismus und postmoderner Historismus im Vergleich..... 36

<i>Celina Kress</i>	
<i>Fatti Urbani</i> . Aldo Rossi und die Poesie urbaner Dinge.....	51
<i>Charlotte Bühl-Gramer</i>	
Die romantische „Erfindung“ des mittelalterlichen Nürnberg im 19. Jahrhundert.....	66
<i>Christoph Bernhardt</i>	
Zur Romantisierung und Authentisierung des Urbanen im 20. Jahrhundert – eine Erkundung.....	79

F O R U M

<i>Claudia Christiane Gatzka</i>	
Die Nachkriegsstadt als Ort politischer Kommunikation. Überlegungen am Beispiel Westdeutschlands und Italiens 1945–1968.....	91
<i>Michael Zeheter</i>	
Minimale Einmischung oder Zivilisierungsmission? Koloniale Ordnungsvorstellungen, Cholera bekämpfung und Reform in Madras, 1818–1854.....	109

A L L G E M E I N E B E R I C H T E

<i>Isabelle Schürch</i>	
Die Verschiffung der Welt. Soziale Verdichtung und mediale Ordnungen an vormodernen Häfen.....	135
<i>Laura Wollenweber</i>	
Der Migrant als Konsument in Europa: Deutsch-Französische Perspektiven. Städtische Einwanderungsräume und die Entstehung von Weltstädten: Paris und Berlin.....	139
<i>Volker Köhler</i>	
Stadt – Macht – Korruption. Praktiken, Debatten und Wahr- nehmungen städtischer Korruption im 19. und 20. Jahrhundert.....	143

<i>Dieter Schott, Christoph Bernhardt</i> Bericht vom International Committee der European Association for Urban History.....	147
<i>Jörn Eiben</i> Tagungsbericht EAUH – „Reinterpreting Cities“	149
<i>Björn Blaß, Celina Kress, Sylvia Necker, Piero Sassi, Sophie Schramm</i> 17th IPHS Conference Delft, Panel “Urban Ruralities since the 19th Century”.....	159
MITTEILUNGEN	163

Stadt und Romantik

Thema des vorliegenden Hefts ist der Einfluss der Romantik – verstanden als Epoche und als darüber hinausweisende programmatische Haltung – auf urbane Phänomene vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dieser Einfluss beschränkt sich nicht auf eine topische und weit hinter die Zeit der Romantik zurückreichende Entgegensetzung von (infernalischer) Stadt und (idyllischer) Natur. Vielmehr lässt sich der urbane Raum als wichtiger Ort romantischer ästhetischer Strategien und Identitätsbildungen fassen. Auch wenn die hohe Bedeutung des Naturerlebens in der Romantik unbestritten bleibt¹, zeigen die in diesem Heft versammelten Beiträge, dass neben Natur und Landschaft, Berg und Wald auch die Stadt eine wichtige Projektionsfläche des Romantischen bildete.

Das Verhältnis zwischen Stadt und Romantik ist so uneindeutig wie die Romantik selbst. Mareike Hennig hat jüngst deren „splitterige“ Charakteristik hervorgehoben, die in der Ablehnung aller starren Strukturen durch die Romantiker/innen begründet sei.² Clemens Brentano sah im Romantischen ein „Perspectiv“, das seine Gegenstände wie durch ein Glas prismatisch gebrochen bestimme.³ Sandra Kerschbaumer und Stefan Matuschek haben vorgeschlagen, Romantik in der Vorstellung eines Vexierbildes zu fassen, in dem sich eine reflexiv gebrochene Sehnsucht nach der verlorenen Einheit moderner Gesellschaften abbilde. Einer „Kippfigur zwischen Behauptung und Widerruf“ gleich, seien Ganzheitsperspektiven ent-

¹ Vgl. hierzu etwa Matthew Hargraves/Rachel Sloan, *A Dialogue with Nature. Romantic Landscapes from Britain and Germany*, London/New York 2014.

² Vgl. das Portrait Hennigs von Dierk Wolters, *Raum für die Romantik*, in: *Frankfurter Neue Presse*, 8.6.2016, unter: <http://www.fnp.de/nachrichten/kultur/Raum-fuer-die-Romantik;art679,2050069> (letzter Zugriff am 22.11.2016).

³ Clemens Brentano, *Godwi Oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. 1800/01*, 8. Kapitel, in: Werner Bellmann (Hrsg.), *Frankfurter Brentano-Ausgabe*, Bd. 16, Frankfurt a.M. 1978. Zum prismatischen Charakter romantischer Stadterfahrung vgl. Ulrike Landfester, *Um die Ecke gebrochen. Kunst, Kriminalliteratur und Großstadtopografie in E.T.A. Hoffmanns Erzählung Das Fräulein von Scuderi*, in: Gerhart von Graevenitz (Hrsg.), *Die Stadt in der europäischen Romantik*, Würzburg 2000, S. 109-125, hier: S. 124.

worfen worden, gleichzeitig habe man aber auch die Unhintergebarkeit der Pluralisierung moderner Sinnstiftungen anerkannt.⁴

In dieser ‚doppelten Optik‘ der Romantik wird auch die Stadt, gewissermaßen im Vorgriff auf Konzeptualisierungen der Paradoxien der Moderne, zu einem Ort, der sich eindeutigen Ordnungen entzieht, auch weil diese beständig im Fluss bzw. – um einen genuin romantischen Ausdruck zu gebrauchen – in der Schwebel sind.⁵ So hat etwa Larry H. Peer für die Topoi „Babel“ und „Jerusalem“ deutlich gemacht, dass diese in der Romantik weniger als Gegenüberstellung zweier gegensätzlicher Typen von Stadt verstanden wurden; vielmehr scheint Babel stets das Potential zu haben, zugleich auch Jerusalem zu sein.⁶ Aus einer solchen Perspektive der Uneindeutigkeit werden im vorliegenden Heft die komplexen Verhältnisse zwischen Stadt und Romantik betrachtet, die häufig jenseits der dichotomen Vorstellungen von modern und traditionalistisch liegen, von denen die stadtgeschichtlichen, stadtplanerischen und architekturhistorischen Diskurse noch weitgehend bestimmt sind.

Entgegen bisheriger Zugänge zum Thema, bei denen es vorrangig um *literarische* Repräsentationen von Stadt bzw. städtischer Topographien *in der Zeit* der Romantik geht⁷, widmet sich das Heft in *historischer* Perspektive verschiedenen Facetten des Stadtentwurfs, der Stadtwahrnehmung und der Stadtaneignung, deren Fluchtpunkt das Romantische ist. In programmatischer Absicht wird dabei über das 19. Jahrhundert hinausgeblickt. Ausgehend von der Annahme, dass die Romantik bis heute als Modell für moderne Formen von Weltdeutung, Selbstreflexion, ästhetischer Gestaltung und Lebensvollzügen wirkt, lässt sich nach Aktualisierungen romantischer Ideen und Praktiken in ganz verschiedenen urbanen Kontexten bis in die Gegenwart hinein fragen:⁸ Unter welchen Bedingungen und in welchen Medien

⁴ Stefan Matuschek/Sandra Kerschbaumer, Romantik als Modell, in: Daniel Fulda/Sandra Kerschbaumer/Stefan Matuschek (Hrsg.), Aufklärung und Romantik. Epochenschnittstellen, Paderborn 2015, S. 141-155, hier: S. 145.

⁵ Vgl. von Graevenitz, S. 15; Sabina Becker, Urbanität als romantische Kategorie. Stadt-Bilder Ludwig Tiecks, in: „lasst uns, da es uns vergönnt ist, vernünftig seyn!“ – Ludwig Tieck (1773–1853), hrsg. vom Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin, Bern u.a. 2004, S. 179-197.

⁶ Vgl. Larry H. Peer, The Infernal and Celestial City of Romanticism, in: Ders. (Hrsg.), Romanticism and the City, New York 2011, S. 1-5.

⁷ Zur neueren Literatur vgl. von Graevenitz; James Chandler/Kevin Gilmartin (Hrsg.), Romantic Metropolis. The Urban Scene of British Culture 1780–1840, Cambridge 2005; Gregory Dart (Hrsg.), Re-imagining the City, Special Issue of Romanticism, 14:2, 2008; Larry H. Peer (Hrsg.), Romanticism and the City, New York 2011; Jens Martin Gurr/Berlit Michel (Hrsg.), Romantic Cityscapes, Trier 2013; Dieter Burdorf/Stefan Matuschek (Hrsg.), Provinz und Metropole. Zum Verhältnis von Regionalismus und Urbanität in der Literatur, Heidelberg 2008.

⁸ Zum Modellkonzept, das diesem Ansatz zugrunde liegt, vgl. Matuschek/Kerschbaumer, Romantik als Modell.

wurden und werden Vorstellungen von Romantik entworfen? Zu analysieren sind die heterogenen, oft selektiven und manchmal auch trivialisierenden Bezüge zur historischen Romantik, ihre künstlerische Aneignung ebenso wie ihre politische Instrumentalisierung.

Zentrale Elemente romantischer Stadtvorstellungen sind die harmonische Verbindung von Stadt und Land, die Ästhetisierung des städtischen gebauten und sozialen Raums, die Wertschätzung des Fragmentarischen und die Orientierung an einer imaginierten Vergangenheit. Diese Grundzüge romantischer Urbanität sollen im Folgenden in einigen ihrer Facetten vorgestellt werden und dabei auch Aktualisierungen bis in das moderne Stadtmarketing hinein angedeutet werden.

1. Orientierung an einer imaginierten Vergangenheit

Einen Kristallisationskern des Romantischen stellt das Mittelalter dar.⁹ Die romantische Schule sei „nichts anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte“, so bereits der romantische Kritiker der Romantik Heinrich Heine.¹⁰ Bezogen auf die Stadt manifestierte sich die idealisierende Vorstellung vom Mittelalter im Bild der ‚altdeutschen Stadt‘, verbunden mit einer Sehnsucht nach der verlorengegangenen Einheit der bürgerlichen *communitas*. Dabei handelt es sich allerdings nur auf den ersten Blick um eine rein rückwärtsgewandte Vision städtischer Ordnung. Denn in den Augen der romantischen literarischen Bewegung und des städtischen Bürgertums des 19. Jahrhunderts verkörperte das Mittelalter die hohe Zeit stadtbürgerlicher Autonomie und scheinbar intakter kommunaler Einheit. Der Anspruch auf nationale politische Partizipation leitete sich nicht zuletzt aus diesen Traditionen stadtbürgerlicher Selbstverwaltung ab. Die ‚altdeutsche Stadt‘ als Sinnbild eines sich selbst organisierenden, auf korporativen Prinzipien beruhenden Gemeinwesens war eine symbolische Ressource, die das städtische Bürgertum nutzte, um seine politischen Anliegen und Partizipationsansprüche zu stärken.¹¹ Noch Anfang der 1930er Jahre wandte die Neuromantikerin Ricarda Huch die romantische Vorstellung von der ‚altdeutschen Stadt‘ und der dezentralen Struktur des mittelalterlichen deutschen Städtewesens gegen eine nationalsozialistische zentralistische Staatskonzeption.¹²

⁹ Vgl. Michael Simon/Wolfgang Seidenspinner/Christina Niem (Hrsg.), *Episteme der Romantik. Volkskundliche Erkundungen*, Münster 2013, S. 69 f.

¹⁰ Heinrich Heine, *Französische Zustände – Die romantische Schule*, Kap. 8, in: Helmut Holtzhauer (Hrsg.), *Heines Werke in fünf Bänden*, 4. Bd., Berlin/Weimar 1974.

¹¹ Vgl. Gisela Mettele, *Bürgertum in Köln 1775–1870. Gemeinsinn und freie Association*, München 1998.

¹² Vgl. Ricarda Huch, *Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte*, 3 Bde., Bremen 1927.

Im 19. Jahrhundert wurde eine idealisierte Vorstellung des Mittelalters in Festen, Umzügen, Bildern und Objekten vielfältig in Szene gesetzt. Dies machte im Rahmen eines lokalen Ereignisses eine imaginierte soziale Ordnung sowohl der Stadt als auch einer künftigen deutschen Nation mit allen Sinnen – ästhetisch und manchmal auch sakral überhöht – erfahrbar. Historische Feiern, in denen Versatzstücke ‚altdeutsch‘ anmutender Ordnung zur Schau gestellt wurden, waren in den Städten des 19. Jahrhunderts außerordentlich populär. Sie artikulierten sowohl nach innen als auch nach außen das Selbstbild einer Stadt und stifteten durch das ästhetische Erleben kulturelle und gesellschaftliche Kohärenz in Zeiten, in denen diese Kohärenz mehr als fraglich geworden war.

Nicht zuletzt verwiesen die Feste auf eine Konstruktion gesellschaftlicher Ordnung, die von geschlechtsspezifischen Konnotationen durchdrungen war. Männern und Frauen wurden in den Kostümspektakeln und historischen Festzügen unterschiedliche Sphären und Identitäten zugewiesen, die häufig komplementär aufeinander bezogen waren und sich funktional ergänzten. Die Imagination einer unabhängigen, von den wehrfähigen männlichen Bürgern und einer komplementären fürsorglichen Weiblichkeit her aufgebauten Stadt und Nation verwies dabei weniger auf mittelalterliche Geschlechterordnungen denn auf dichotome Geschlechternormen, die sich im 19. Jahrhundert etablierten, in den Festen spektakulär in Szene gesetzt und so gewissermaßen historisch beglaubigt wurden.¹³

Tom Hulmes analysiert in seinem Beitrag, wie in britischen Städten des frühen 20. Jahrhunderts politische Deutungen der Stadtgeschichte in historisierenden Umzügen und theatralischen Inszenierungen zur Aufführung kamen. Solche Veranstaltungen evozierten eine neoromantische Vision der Stadt, um gerade in Zeiten ökonomischer und politischer Krisenwahrnehmung ein Gefühl von Zugehörigkeit und städtischer Einheit zu kreieren. Mit Verweis auf aktuelle englische Diskussionen um die *Civic Middle Ages* betont Hulme, dass eine Sicht, die den rein konservativen Charakter solcher Ereignisse betone, zu kurz greifen würde. Auch legt er dar, wie die Spektakel von verschiedensten städtischen Akteurinnen und Akteuren mit sehr unterschiedlichen politischen Hintergründen, darunter auch englische Frauenrechtlerinnen, angeeignet wurden.

Die romantisierende Sicht auf die Stadt, die in der kommunalen Festkultur zum Ausdruck kam, war nicht zuletzt Reaktion auf die rapiden Veränderungen der Städte im Prozess von Industrialisierung und Urbanisierung. Als frühe Ausprägungen ei-

¹³ Zum Zusammenhang von Nationsbildungsprozessen und Geschlechterordnung vgl. Ute Planert, Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert, in: Dies. (Hrsg.), Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 15 - 65, hier: S. 17-19.

ner ‚Event-Kultur‘ sind diese Feste als durchaus moderne Phänomene und Strategien von Stadtrepräsentation zu begreifen. Vergangenheitsbegeisterung und Fortschrittsoptimismus bildeten daher keineswegs ein Gegensatzpaar. Der idealisierende Blick in das Mittelalter war vielmehr fest verwurzelt in modernen ökonomischen Hoffnungen und Erwartungen. Nicht zuletzt spielten kommerzielle Interessen wie die Stimulierung der städtischen Wirtschaft und des Tourismus eine wichtige Rolle. Das lange Nachleben solcher romantischer Inszenierungen, die, wie Nils Büttner betont, weniger auf das Mittelalter selbst als auf romantische Bild- und Bildungswelten des 19. Jahrhunderts verweisen, lässt sich bis zu den heute in vielen Städten sehr beliebten Mittelaltermärkten und -festen weiter verfolgen. Verwiesen sei etwa auf den alljährlich gutbesuchten Dortmunder „Hanse-Markt“, auf dem „tschechische Ritter-Mimen ihre Schaukämpfe aufführen oder den staunenden Großstadtkindern als besondere Attraktion lebende, eingepferchte Nutztiere gezeigt werden.“¹⁴

Auch in den Diskursen um Stadtentwurf und Stadtbaukunst um 1900 lässt sich beobachten, wie mittelalterliche Städte und Kathedralen zum Vorbild gemacht wurden und wie dabei auf unterschiedlichste Mittelalterbilder Bezug genommen wurde.¹⁵ Vor allem der österreichische Architekt Camillo Sitte knüpfte mit seinen Ideen des unregelmäßigen Stadtraums, der gekrümmten Straßen und der geschlossenen Plätze an ein idealisiertes mittelalterliches Stadtbild an. Sittes ebenso einflussreiche wie umstrittene Entwürfe sollten sowohl ein ‚malerisches‘ Stadtbild als auch eine Weltanschauung zeigen. Sitte wollte mit seinem für den modernen Städtebau grundlegenden Werk „Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ von 1889 eine Antwort geben auf „unser mathematisch abgezirkeltes modernes Leben, in dem der Mensch förmlich selbst zur Maschine wird.“¹⁶ Seine Ideen einer nicht-geometrischen Entwurfslehre wurden unter anderem von dem englischen Gartenstadtarchitekten Raymond Unwin aufgenommen – und durch diesen wieder zurück in die deutsche Gartenstadtbewegung transportiert. Sitte war ausgesprochen ein-

¹⁴ Nils Büttner, Das deutsche Mittelalter in Bild- und Bildungswelten des 19. Jahrhunderts, in: Thomas Schilp (Hrsg.), Mittelalter und Industrialisierung: St. Urbanus in Huckarde, Bielefeld 2009, S. 291-307.

¹⁵ Zum Revival gotischer Architektur und zur Begeisterung für Kathedralen in der Zeit der Romantik in Europa vgl. die beiden Kataloge zur Ausstellung „Kathedralen 1789–1914: ein moderner Mythos“ in Rouen und Köln: Wallraf-Richartz-Museum/Fondation Corboud (Hrsg.), Die Kathedrale. Romantik – Impressionismus – Moderne, München 2014 und Sylvain Amic/Ségolène Le Men (Hrsg.), Cathédrales 1789–1914. Un mythe moderne, Paris 2014; sowie Jens Bisky, „... in einem unendlichen Bau an der Stadt Gottes auf Erden.“ Boiserées Domwerk im Kontext romantischer Architekturtheorie, in: von Graevenitz, S. 93-108.

¹⁶ Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, [1889], Wien/Leipzig 1901, S. 113.

flussreich in den Architekturdebatten seiner Zeit, wurde allerdings bereits von seinen Zeitgenossen als romantisierend kritisiert.

2. Ästhetisierung des städtischen gebauten und sozialen Raums

Zentral bei Sitte war die Idee einer Ästhetisierung des Sozialen. Kunst wurde bei ihm gewissermaßen zur Lösung für soziale Verwerfungen, die Stadt erschien als möglicher Raum von Schönheit und Poesie: ästhetisch, zivil, transzendental. In diesem Zusammenhang ließen sich auch und gerade in transnationaler Perspektive verschiedenste Beispiele diskutieren. Zu denken ist hier vor allem an die englische *Arts and Crafts* Bewegung, aus der heraus etwa die Schwestern Octavia und Miranda Hill die „Kyrle Society for the Diffusion of Beauty“ (1875–1914) ins Leben riefen, um städtische Sozialarbeit und ästhetische Erziehung miteinander zu verbinden, aber auch an die amerikanische *City Beautiful* Bewegung um 1900.

Der Beitrag von **Katharina Brichetti** hebt hervor, wie mit der Bevorzugung des Malerisch-Schönen auch im Städtebau emotionale Gehalte bzw. Stimmungsqualitäten stärker in den Vordergrund rückten. Vor diesem Hintergrund betont sie in einem Vergleich von Historismus und bis heute andauerndem postmodernem Historismus das Kulissenhafte der Rezeption und der Bewahrung historischer Stadtbilder. Sie diskutiert die identitätsbildende Funktion von Geschichte ausgehend von dem Befund, dass in den historisierenden Rekonstruktionen Fragen historischer Authentizität in den Hintergrund traten. Wie auch Gerhard Vinken für Basel und Köln hervorgehoben hat¹⁷, resultierte aus der Wiederbesinnung auf das Historische ein durchaus ambivalentes Verhältnis zum geschichtlich Gewordenen, indem sie sowohl nicht-authentische Rekonstruktionen hervorbrachte als auch die Zerstörung denkmalgeschützter Gebäude legitimierte. Für das malerische Erscheinungsbild nahm dieser ‚paradoxe Historismus‘ den Abriss und damit letztlich die Vernachlässigung von Geschichte in Kauf. Rekonstruktionen und historisierende Neubauten führten überdies dazu, dass in beiden Historismus-Phasen die Zeitgrenze zwischen historischer und gegenwärtiger Bausubstanz aufgehoben wurde, indem das Alte neu und das Neue alt erscheint.

Die Frage, wie sich die architektonische und städtebauliche Postmoderne zum Vergangenen verhalten kann, versuchte der italienische Architekt Aldo Rossi in den 1960er und 1970er Jahren mit seinem Konzept der *fatti urbani* zu beantworten. **Celina Kress** zeigt in ihrem Beitrag, dass Rossi einen sensibleren Umgang mit der

¹⁷ Vgl. Gerhard Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, München/Berlin 2010; im internationalen Kontext vgl. Lotte Eilskov Jensen/Joseph Theodoor Leerssen/Marita Mathijssen (Hrsg.), *Free Access to the Past: Romanticism, Cultural Heritage and the Nation*, Leiden/Boston 2010.

gebauten Umgebung einforderte und dafür unter anderem eine ironische Aneignung des Hergebrachten vorschlug. Rossi plädierte für eine kritische Revision der Moderne; seine *fatti urbani* bildeten die Basis einer neuen Betrachtungsweise der Stadt, die es ermöglicht, vielfältige Elemente der Stadt zu entdecken, zu beschreiben und immer wieder neue Bezüge herzustellen. Der inhaltlich offene, assoziative Begriff ist das zentrale Instrument für Rossis Projekt einer collageartigen Theorie der Stadt.

3. Stadt und Land

Der Gegensatz zwischen Stadt und Land ist ein Topos, der historisch weit hinter die Romantik zurückreicht und sich als konstitutives Element von Urbanität begreifen lässt. Das (Vexier-)Bild der Stadt als das Andere der Natur changierte dabei zwischen Kultur und Degeneration bzw. Dekadenz. Diesem Gegensatz-Topos stand allerdings stets auch die Vorstellung vom städtischen Umland als Ressource für Nahrung, Gesundheit, Erholung und dergleichen zur Seite.

In der Romantik entwickelten sich im späten 18. und im 19. Jahrhundert neue Spielarten dieser Topoi. So entstand etwa in der Dresdner Elbromantik in Malerei, Grafik und Gartenkunst ein Motivkanon, in dem die Stadt gleichzeitig einen sphärischen Sehnsuchtsort wie auch einen dunklen Gegenpol zur idyllischen Natur der Elbaue darstellte.¹⁸ Stadt und Land bildeten letztlich keine Gegensätze, vielmehr verstärkten sich gegenseitig, und das nicht nur auf bildlicher Ebene. Die Stadt war eingebettet in einen regionalen Zusammenhang, der in vieler Hinsicht zu ihren wichtigsten Ressourcen gehörte. So diente die romantische Aufladung der Rheinlandschaft dem rheinischen städtischen Bürgertum als Resonanzraum für die Inszenierung städtischen Bürgerstolzes, wie etwa die seit 1818 von verschiedenen Städten im Wechsel organisierten Niederrheinischen Musikfeste zeigen. Auch stellte die von den Städten ausgehende infrastrukturelle Entwicklung und verkehrstechnische Erschließung durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt die Voraussetzung dafür dar, dass Landschaften wie das mittlere Rheintal oder Frankens für städtische Reisende erlebbar wurden.

Je mehr die Städte im Zuge der rapiden sozialen und ökonomischen Veränderungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in die Landschaft ausgriffen, umso mehr wurden scheinbar unberührte Naturlandschaften jenseits der urbanen Zentren zu Sehnsuchtschiffren für die Inszenierung eines authentischen, von gesellschaftlich

¹⁸ Vortrag von Thomas Thränert auf der auf der Konferenz „Romantische Urbanität. Transdisziplinäre Perspektiven vom 19. bis zum 21. Jahrhundert“, 17.-19. November 2016, Friedrich-Schiller-Universität Jena: „Elbromantik – Konzepte der Romantisierung von Stadt und Land in der Gartenkunst um 1800“.

vorgegebenen Rollen befreiten Seins. Auch wenn die Stadt dabei als bedrohliche Gegenwelt zur Ursprünglichkeit der Naturlandschaft inszeniert wurde, wurde die scheinbar unberührte und ursprüngliche Natur doch umso mehr genossen, wenn eine Stadt in erreichbarer Nähe war. Bei aller Hochschätzung der Natureinsamkeit unterhielten die meisten Romantikerinnen und Romantiker intensive und komplexe Beziehungen zur Stadt und viele hatten dort ihren Lebensmittelpunkt.

Es scheint, als hätten die Frauen der historischen Romantik das Leben in der Großstadt und die damit verbundenen Möglichkeiten, wie etwa die Formen urbaner Geselligkeit, noch mehr geschätzt als ihre Männer. Diesen Eindruck erwecken zumindest Achim und Bettina von Arnim.¹⁹ Er liebte das ländliche Leben auf Schloss Wiepersdorf, sie war eine passionierte Großstadtbewohnerin, die sich nach dem Tod ihres Mannes zur sozialkritischen Analytikerin der Metropole Berlin entwickelte. Der umfangreiche Briefwechsel der beiden, der sich der räumlichen Trennung verdankte, lässt sich im oben beschriebenen Sinn als ein romantisches Vexierbild der Stadt lesen.

Bettina von Arnims genauer Blick auf die Schattenseiten des dynamischen Berliner Stadtwachstums zeigt, dass romantisches Denken die Realitäten der modernen Großstadt nicht notwendig ausblendete. Auch aus der Perspektive romantischer Urbanität erscheint es daher unangemessen, das Romantische ausschließlich als anti-modernen Reflex zu verstehen. Der Horizont der historischen Romantik war nicht provinziell auf biedermeierliche Kleinstadtidyllen beschränkt, wie sie etwa Carl Spitzweg ins Bild setzte. Vielmehr handelte es sich bei den Protagonistinnen und Protagonisten der romantischen Bewegung um hochmobile Akteurinnen und Akteure, die ihr Leben an großen und kleinen Orten verbrachten: in Berlin und Jena, Paris und Heidelberg.

Die romantische Idee, die Stadt zu verlassen, die sich im 19. Jahrhundert nicht zuletzt im Bau von Landvillen oder dem Erwerb von Rittergütern durch das begüterte städtische Bürgertum niederschlug, war stets mit der Rückkehr zu ihr verbunden. Insbesondere gilt dies für Ausflüge als neue romantische Geselligkeitsform. Der in Detmold geborene Ferdinand Freiligrath und sein Freund Levin Schücking berichten in ihrer Beschreibung „Das malerische und romantische Westfalen“ aus dem Jahr 1841 detailliert über die „schönsten Parthien, die man von Detmold aus machen kann.“²⁰

¹⁹ Vgl. Ute Frevert, Stadtwahrnehmungen romantischer Intellektueller in Deutschland, in: von Graevenitz, S. 55-78, hier: S. 70-74.

²⁰ Ferdinand Freiligrath/Levin Schücking, Das malerische und romantische Westphalen, Barmen/Leipzig 1841, S. 56, zitiert nach: Bärbel Sunderbrink, Im Schatten des Hermannsdenkmals. Bedeutung und Überlieferung des Detmolder Fremdenverkehrs, in: Archivamt blog. Neues aus dem Archivwesen in Westfalen-Lippe, 08.06.2016, unter: <http://archivamt.hypothesen.org/2208> (letzter Zugriff 22.11.2016).

Auch in den romantischen Reiseberichten vom Mittel- und Niederrhein, aus dem Frankenland oder aus Italien sind die Beschreibungen romantischer Landschaften meist eingebettet in Städtebeschreibungen. Bei den Reisenden selbst lässt sich häufig folgendes Muster erkennen: Die Landschaft wurde bei der Durchfahrt genossen, Ziel waren aber die Städte, in denen gewohnt wurde. Manche der romantischen Reiseführer begrenzten sich sogar ganz auf Städtebeschreibungen „mit Rücksicht [...] auf die Rheinreisenden, welche die Zwischenstationen fast gar nicht zu besuchen pflegen.“²¹

Natur gab es freilich nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Stadt. Schon weit vor der Epoche der Romantik galt es, die Idylle der Natur in Form von Gärten, Parks und Esplanaden in die Stadt zu holen. Im Prozess der Industrialisierung und Urbanisierung waren städtische Frei- und Grünflächen jedoch zunehmend bedroht. Je prekärer das städtische Grün wurde, umso mehr Bedeutung wurde ihm bei der bewussten Gestaltung des Stadtraums zugesprochen. Grünanlagen, Parks und leicht erreichbare Wanderwege sollten ein Gegengewicht zur rapiden industriellen Entwicklung der Städte bilden und deren Charakter als schöne, saubere Städte unterstreichen. Naturdenkmäler und Haine sollten romantisches Empfinden und nationale Größe im Stadtbild verankern.²²

Vor diesem Hintergrund entstand im 19. Jahrhundert das Ideal einer harmonischen, rural-urbanen ‚pastoralen Stadt‘, die das Beste beider Welten in sich einschließen sollte.²³ Verbunden mit dem sozialreformerischen Programm der Genossenschaftsbewegung, knüpfte um 1900 etwa die internationale Gartenstadtbewegung an die romantischen Ideen einer Versöhnung von Stadt und Land an.²⁴ Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die christliche Sozialreformerin Adelheid

²¹ Johann Wilhelm Spitz, *Die Rheinfahrt von Köln bis Mainz. Das malerische und romantische Rheinland*, Düsseldorf 1840, S. 29. Vgl. auch Ders., *Wanderungen durch Cöln und die Umgegend*, Leipzig 1840; Wilhelm Füssli, *Die wichtigsten Städte am Mittel- und Niederrhein im deutschen Gebiet, mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerei* charakterisiert von Wilhelm Füssli. Fortsetzung des Buches: „Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein“ oder „Zweiter Band über rheinische Kunst, enthaltend Schilderungen von Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Coblenz, Bonn, Cöln, Aachen und Düsseldorf“, Zürich/Winterthur 1843.

²² Vortrag von Sönke Friedreich auf der Konferenz „Romantische Urbanität“: „Heilige Haine in der Stadt. Die Rolle romantischer Naturdenkmäler in der Urbanisierung des ausgehenden 19. Jahrhunderts am Beispiel der Stadt Plauen“. Allgemein vgl. Clemens Zimmermann, *Raum in Bewegung – Bewegung im Raum*, in: von Graevenitz, S. 19-33, hier: S. 24-29.

²³ Zu romantischen Naturkonzepten vgl. Hargraves/Sloan; Inken Formann/Karl Weber (Hrsg.), *Rhein-MainRomantik. Gartenkunst*, Regensburg 2013.

²⁴ Vgl. Gisela Mettele, *Wie viel Garten braucht die Gartenstadt? Wohnen im Grünen als genossenschaftliches Reformprojekt um 1900*, in: Mark Häberlein (Hrsg.), *Städtische Gartenkulturen im historischen Wandel*, Ostfildern 2015.

Gräfin Poninska die Idee eines Grüngürtels als romantisches Konzept städtischer Grenzen entworfen, mit dem sie nicht zuletzt dem „sittlichen Verfall“ der Arbeiterschaft entgegensteuern wollte.²⁵

Ging es bei Howard und Poninska um das Bändigen des Ausgreifens der Stadt in die Landschaft, so konnte aber auch die Stadt selbst zur Landschaft werden. Die Vorstellung von der Stadt als großer, wilder Natur klingt etwa in Luis Trenkers Film „Der verlorene Sohn“ (Deutschland 1934) an, in dem Bilder der Dolomiten mit der Wolkenkratzersilhouette Manhattans überblendet werden und die Besteigung des Empire State Building mit dem Erklimmen eines Gipfels des Hochgebirges verglichen wird.²⁶ Auch wenn Trenkers Filmsprache die gegensätzlichen Bedingungen männlicher Raumeroberung betont, entsteht doch auch hier ein Vexierbild maskuliner Auseinandersetzungen mit den in den Bergen und in der Großstadt sehr unterschiedlichen Gegebenheiten der äußeren (gebauten) Natur.

Bereits in den 1920er Jahren verwendete der Reiseschriftsteller Arthur Holitscher Naturbegriffe, um das Spektakel des Potsdamer Platzes zu charakterisieren: der Potsdamer Platz sei „eine Schlucht, ein Canyon, ein Felsenbett, das sich der Großstadtverkehr aus den Häusermassen herausgekerbt hat.“²⁷ Bei dem Journalisten Hermann Kesser branden „reglementarische Wogen über den Potsdamer Platz“, bei seinem Berufskollegen Hans Kafka werden die über ihn fahrenden Automobile zu Herden.²⁸ Nach dem Zweiten Weltkrieg macht Sarah Kirsch in ihrem Gedicht „Naturschutzgebiet“ die Verlassenheit des Platzes, den die Natur sich zurück erobert, zum Thema: „Die weltstädtischen Kaninchen / Hüpfen sich aus“, die „Nebel steigen / Aus wunderbaren Wiesen und Sträuchern“. Dass hier einst „der Nabel der Welt“ war, „Als er in jungen Jahren mit seinem Adler / Ein schönes Mädchen chauffierte“, erscheint wie ein vom „Großvater“ erzähltes Märchen aus alter Zeit.²⁹

4. Altes sehen und neues Sehen

Zurückeroberung des städtischen Raums durch die Natur, aber auch die Vorstellung der Stadt als Märchen sind romantische Topoi. Als schönes Beispiel lässt sich hier

²⁵ Veröffentlicht unter dem Pseudonym Arminius, Die Großstädte in ihrer Wohnungsnoth und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe, Leipzig 1874.

²⁶ Vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=WRFemCZQ-Tw> (letzter Zugriff 22.11.2016). Für den Hinweis danke ich Gunda Barth-Scalmani, Innsbruck.

²⁷ Arthur Holitscher, Wie sieht der Potsdamer Platz in 25 Jahren aus?, in: Vossische Zeitung, 4. September 1920, Abendausgabe, S. 2.

²⁸ Beide in: Die neue Rundschau 1929, Bd. II, S. 397-409, hier: S. 397.

²⁹ Sarah Kirsch, Naturschutzgebiet (1982), in: Dies., Erdreich: Gedichte, Stuttgart 1985, S. 48.

der Jugendstilarchitekt und „Architektosoph“³⁰ August Endell nennen, der die Stadt als Landschaft und Ort der Verzauberung und des Herausgehobenseins aus dem Alltag imaginierte.³¹ Für Endell bot gerade die große Stadt mit ihrer Vielfalt an visuellen und auditiven Eindrücken eine geeignete Bühne für die Wunder des Alltäglichen und damit für die Möglichkeit von Schönheit und Poesie. Auch wenn er sich selbst als Kritiker eines neoromantischen Antiurbanismus verstand, zeigt sein Anliegen, die Einheit von Leben und Kunst, Arbeit und Genuss wiederherzustellen, große Parallelen zu (früh-)romantischen Vorstellungen.

Endells Arbeiten lassen sich vielleicht auch deshalb als romantisch bezeichnen, weil sie sich ebenso dem Organischen wie dem Ornamentalen verpflichteten. Das Ornament jedenfalls erhielt in der Romantik eine neue Wertschätzung bzw. wurde rehabilitiert. War es im Klassizismus „nach den Ausschweifungen des Rokoko“ noch verdammt worden, wurde es um 1800 als „als unmittelbarer Ausdruck künstlerischer Kreativität“ (wieder-)entdeckt.³² Die romantische Arabeske wurde Teil des romantischen Prinzips, „der Welt neuen Sinn ‚von den Rändern her‘ zu geben.“ Mit dem Ornament verband sich der Versuch, „die Fragmente der Wirklichkeit in künstlerischer Form [zu] binden.“³³

Romantische Stadterfahrung ist vor diesem Hintergrund als eine Antwort auf eine komplexe und nur noch fragmentarisch erfahrbare Realität zu begreifen. Die romantische Wertschätzung von Ornament, Detail und Fragment ermöglicht die sinnliche und dingliche Aneignung des urbanen Raums. Die Beschäftigung mit dem Kleinen, Unscheinbaren und Unvollständigen folgt einem romantischen Verfahren der Umkehrung, wie es Novalis beschrieb: „dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe[n].“³⁴

Dies umfasst auch die Suche nach verlorenen Dingen und Orten, an die sich idiosynkratische Imaginationen heften. Die romantische Sichtweise richtet sich, wie bereits bei Sarah Kirsch gesehen, auch auf urbane Gegenorte wie Ruinen oder Brachen. Dies spiegelt sich bereits in der Ruinenromantik des 19. Jahrhunderts wider und findet heute eine Fortsetzung in einer fast schon morbiden Lust, sich am

³⁰ So bezeichnet im Blog „Wohnmal.info“, unter: <http://www.wohnmal.info/stadt-architektur/august-endell-spuren-eines-architektosophen/> (letzter Zugriff 22.11.2016).

³¹ Vgl. August Endell, *Die Schönheit der grossen Stadt*, Stuttgart 1908; zu Endell vgl. Christiane Salge/Nicola Bröcker/Gisela Moeller (Hrsg.), *August Endell. Berliner Architekt und Formkünstler (1871–1925)*, Petersberg 2012.

³² Werner Busch/Petra Maisak (Hrsg.), *Verwandlung der Welt. Die romantische Arabeske*, Petersberg 2013.

³³ Ebd.

³⁴ Novalis, *Vorarbeiten zu verschiedenen Fragmentsammlungen*, hrsg. von Hans-Joachim Mähl, Novalis, *Werke. Tagebücher und Briefe*, Bd. 2., S. 334 (Nr. 105).

Verfallsprozess und Funktionsverlust moderner Architektur zu erfreuen.³⁵ Orte prekärer Urbanität wie verfallene Industriemonumente und heruntergekommene Stadtviertel werden zu Projektionsflächen von Melancholie, Weltschmerz und Vanitasgefühlen gemacht.

Mit den neuen industriellen Ruinen und den verlassenem und verlorenen Orten der Städte verbindet sich eine romantische Ästhetisierung des Verfalls, die in opulenten Fotobänden zur Schau gestellt werden, bei denen jedoch die oft leidvollen Erfahrungen und Konflikte sowie die Armut, die hinter diesem Verfall stehen, unsichtbar bleiben.³⁶ Kaputte Industrieanlagen, zerstörte Häuser, verwilderte Hotels scheinen eine sonderbare Magie auszustrahlen. Statt den existentiellen Herausforderungen, die mit den Unsicherheiten und Deprivationen des industriellen Verfalls einhergehen, zeigen sie eine verlorene und oft mythisierte Vergangenheit, erinnern an Vergänglichkeit und die Rhythmen der Natur. Die Faszination an den städtischen „Lost Places“ verdankt sich dabei auch ihrer situativen Offenheit zwischen einem „nicht mehr“ und einem „noch nicht“. Je weniger erschlossen sie sind, umso mehr können sie mit eigenen Phantasien und Imaginationen gefüllt werden.

5. ‚Altdeutsche‘ Stadt und moderner Tourismus

Romantische Stadtwahrnehmung ist also gebunden an ein neues Sehen, das als wichtig wahrnimmt, was zuvor als unwichtig erachtet wurde, und den Betrachtenden eine emotionale Reaktion auf das Gesehene abverlangt.³⁷ Roey Sweet und Christina Ujma haben herausgearbeitet, wie sich im Medium der Reiseliteratur englischer und deutscher Reisender im frühen 19. Jahrhundert, darunter zunehmend auch junge allein reisende Frauen, die Wahrnehmung und Bewertung italienischer Städte veränderte. Romantische Reisende suchten in Italien nicht mehr die geord-

³⁵ Vortrag von Christian Saehrendt auf der Konferenz „Romantische Urbanität“: „Sommernacht in Offenbach. Die Romantisierung der Unorte als Folge einer gescheiterten Moderne“.

³⁶ Vgl. Rolf Peter Sieferle, *Die antiken Stätten von morgen: Ruinen des Industriezeitalters*. Mit Fotos von Manfred Hamm, Berlin 2003; Marc Mielzarjewicz, *Lost Places – Schönheit des Verfalls*, Halle 2008; Kieron Connolly, *Abandoned Places*, London 2016; Andreas Schönle, *Broken History and Crumbling Stones: The Romantic Conception of Architectural Preservation and Its Legacy*, in: *Slavic Review* 71:4, 2012, S. 737-765; explizit zum Thema macht dies Alice Mah, *Industrial Ruination, Community, and Place: Landscapes and Legacies of Urban Decline*, Toronto 2012.

³⁷ Zu Raumerfahrungen in französischen Reiseberichten als Mittel romantischer Selbstvergewisserung vgl. etwa Dagmar Schmelzer/Marina Ortrud M. Hertrampf (Hrsg.), *Die (Neu-)Vermessung romantischer Räume. Raumkonzepte der französischen Romantik vor dem Hintergrund des „spatial turn“*, Berlin 2013. Zu romantischen Raumkonzeptionen vgl. Carsten Lange, *Architekturen der Psyche. Raumdarstellung in der Literatur der Romantik*, Würzburg 2007; Walter Pape (Hrsg.), *Raumkonfigurationen in der Romantik*, Tübingen 2009.

nete Welt der klassischen Antike, sondern begeisterten sich für ein gotisches und renaissancezeitliches Italien, das nicht zuletzt zum spirituellen Erfahrungsraum wurde.³⁸ Der Trend ging weg von klassischen Beschreibungen hin zu einer auf persönlichen Eindrücken, gesteigerter Sensitivität und exquisiten Gefühlen beruhenden Schilderung, die männliche wie weibliche Reisende gleichermaßen beeinflusste. Mit der neuen Ästhetik des Pittoresken veränderte sich auch die „*agenda of sight-seeing*“, wie Sweet konstatiert: andere Städte wurden besucht andere Gebäude besichtigt und als wichtig und sehenswert beschrieben.

Auch in Deutschland entwickelten sich mit den romantischen Reisenden neue romantische Stadtgeographien und eine neue Neukanonisierung ihrer Bestandteile. Waren etwa in Bezug auf die Reichsstädte deren ungeordneter baulicher Zustand und die engen, verwinkelten Gassen feststehende Negativtopoi in Reiseberichten des 18. Jahrhunderts, veränderte sich dies mit der ästhetischen Neubewertung der mittelalterlichen Kunst und Kultur durch die frühromantische Bewegung: aus „alt und hässlich“ wurde „alt und schön“.

Charlotte Bühl-Gramer verfolgt in ihrem Beitrag, wie Nürnberg aufgrund seines vermeintlich mittelalterlichen Stadtbilds zum beliebten Reiseziel der Romantik wurde. Dass Nürnberg vom historischen Baubestand her weniger eine mittelalterliche denn eine Renaissancestadt war, fiel bei dieser ästhetisierenden Aneignung kaum ins Gewicht. An der Nutzung unterschiedlichster Medien für die Vermarktung des ‚alten Nürnberg‘ wird deutlich, dass sich die Erfindung der ‚altdeutschen‘ Stadt im Kontext der Entstehung der modernen Tourismusindustrie vollzog. Auch wenn nicht alle städtischen Akteure die romantische Emphase teilten, hofften doch viele, von dem damit verbundenen Boom für die städtische Wirtschaft profitieren zu können.

An vielen städtischen Beispielen lässt sich nachvollziehen, wie bereits im 19. Jahrhundert die Vermarktung romantischer Urbanität über Architektur bzw. das Zusammenspiel von Natur und Architektur, über Stadtgeschichte, Symboliken und Allegorien sowie über die Herstellung und mediale Vermittlung attraktiver Bilder und mehr oder weniger überzeugender Narrative funktionierte, die von den verschiedensten städtischen Akteuren für ihre jeweiligen Zwecke genutzt wurden.

Romantische Codierungen von Städten im Zusammenspiel von Architektur, Geschichte, Landschaft und Natur sind also keine Erfindung der heutigen Tourismusindustrie. Vielmehr haben diese Inszenierungen ihre Vorbilder bzw. Ursprünge in

³⁸ Rosemary Sweet, *Cities and the Grand Tour: The British in Italy, c. 1690–1820*, Cambridge 2012; Christina Ujma: *Fanny Lewalds urbanes Arkadien. Studien zu Stadt, Kunst und Politik in ihren italienischen Reiseberichten aus Vormärz, Nachmärz und Gründerzeit*, Bielefeld 2007.

romantischen Stilisierungen der Stadt, die bereits um 1800 formuliert wurden.³⁹ Bereits die frühromantische Bewegung entdeckte die Stadt als Reiseziel und sah in Städten wie Nürnberg oder Heidelberg ihre Sehnsüchte verkörpert. Heute wird der Mythos vom romantischen Heidelberg tagtäglich touristisch bis hin zu Hotelarrangements, Gebäck und Liedern inszeniert: Heidelberg erscheint als Stadt, an die bzw. in der man sein Herz verlieren kann.⁴⁰

Romantik spielt eine bedeutende Rolle für die Herstellung von Stadtimages, die sowohl der inneren Identifikation als auch – im Wettbewerb der touristischen Ziele – der äußeren Profilbildung dienen und die Besonderheit und Wiedererkennbarkeit einer Stadt garantieren sollen. Mit gutem Recht setzen sich daher auch Dresden und Jena seit einigen Jahren verstärkt als Städte der Romantik in Szene. Im Fall Dresdens soll damit ein bewusster Gegenpol zur eindimensionalen Wahrnehmung als Barockstadt gesetzt werden, im Fall Jenas ist der Bezug auf die Romantik auch als Versuch zu verstehen, sich von der touristischen ‚Top-Destination‘ der benachbarten Klassikstadt Weimar abzugrenzen.

Vor dem Hintergrund einer solchen Perspektive diskutiert **Christoph Bernhardt** abschließend den Stellenwert historischer Authentizität als Signum aktueller Vergangenheitsvergegenwärtigung. Er fragt nach der Bedeutung der Stadt als Überlieferungsraum und der Sehnsucht nach dem vermeintlich „Echten“ und „Wahren“ für die romantische Selbst- und Fremdwahrnehmung von Städten im 21. Jahrhundert.

Prof. Dr. Gisela Mettele, Professur für Geschlechtergeschichte, Friedrich-Schiller-Universität Jena, gisela.mettele@uni-jena.de

³⁹ Vgl. Matthias Henkel/Thomas Schauerte (Hrsg.), *Sehnsucht Nürnberg. Die Entdeckung der Stadt als Reiseziel in der Frühromantik*, Nürnberg 2011; Karl Möseneder (Hrsg.), *Nürnberg als romantische Stadt. Beiträge zur Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert*, Petersberg 2013.

⁴⁰ Vgl. Joachim Bürkert, *Gewachsenes und Gebautes. Heidelberg als romantische Ideallandschaft*, in: Rainer Hillenbrand/Gertrud Maria Rösch/Maja Tscholadse (Hrsg.), *Deutsche Romantik*, München 2008, S. 97-109.

Historical Pageants, Neo-Romanticism, and the City in Interwar Britain

In the early years of the twentieth century a new form of theatre, quickly dubbed the “historical pageant”, burst onto the scene in Britain.¹ Its defining characteristic was the theatrical re-enactment of a selection of episodes from local history by casts of hundreds, and often thousands, of local people. For at least fifty years audiences regularly packed themselves into specially-made grandstands in parks, fields, ruined abbeys, and castle grounds to witness these celebrations of the local and national past. All sections of society, from Royals to labourers, were susceptible to what the press termed “pageantitis” – an affliction that seemingly caused an uncontrollable urge to dress-up and perform the past.² A conservative estimate would suggest that altogether hundreds of thousands of people performed in a pageant, with several millions seeing at least one staging; the 1911 Pageant of Empire alone, for example, was seen by over one million people.³ This startlingly popular movement began as a small-town phenomenon in the rural county of Dorset in south-west England – though it had antecedents both in England and abroad.⁴ Over a

¹ My thanks go to Katie Palmer Heathman and Alexander Hutton, and Gisela Mettele and the anonymous reviewers of the journal, for their incisive suggestions for improvements; and the Arts and Humanities Research Council, who funded ‘The Redress of the Past: Historical Pageants in Britain’ (award number AH/K003887/1), from which this article is based.

² For the Edwardian outburst of historical pageantry, see Ayako Yoshino, *Pageant Fever: Local History and Consumerism in Edwardian England*, Tokyo 2011; Deborah Sugg Ryan, “Pageantitis”: Frank Lascelles’ 1907 Oxford Historical Pageant, *Visual Spectacle and Popular Memory*, in: *Visual Culture in Britain*, 8:2, 2007, pp. 63-82; and Mark Freeman, “Splendid Display; Pompous Spectacle”: Historical Pageants in Twentieth-Century Britain, in: *Social History*, Vol. 38/2013, pp. 423-455.

³ ‘The Redress of the Past’ project is compiling a unique database of historical pageantry in Britain. See <https://www.historicalpageants.ac.uk>. See the entry *Pageant of London (1911)*.

⁴ Such antecedents and influences included medieval mystery plays (such as those in York or Lincoln), Shakespeare, the Lord Mayor’s Show (London), the contemporary vogue for *tableaux vivant*, and the passion play of Oberammergau (Germany). For more discussion of the difficulty in defining historical pageantry, see Angela Bartie/Linda Fleming/Mark Freeman/Tom Hulme/Paul Readman, *Commemoration through dramatic performance: historical pageants and the age of anniversaries, 1905–1920*, in:

period of five days in June 1905, around 30,000 people saw one of seven performances staged to commemorate the 1200th anniversary of the founding of the town of Sherborne (population c. 6000). It was Louis Napoleon Parker, a theatre producer, composer, and former Sherborne music-teacher, who ‘invented’ the pageant.⁵ Parker was a charismatic showman, and quickly carved out a niche selling his vision of pageantry to other towns in Britain – such as Warwick, Dover, and Colchester. His creation was also emulated or adapted before the First World War by other new “pageant masters”, such as the Shakespearean actor-manager Frank Benson, the actor and playwright George Hawtrey, and the artist and actor Frank Lascelles, as “pageant fever” infected Britain, her Empire, and beyond.⁶

In the 1920s and 1930s, pageantry was especially popular in the urban heartlands of Britain. Before 1914, only two major cities in England had staged a historical pageant, and there are examples of urban pageants failing to take off due to a lack of local interest – particularly from the urban working-classes.⁷ By 1939, however, the picture was strikingly different; 14 of the 20 biggest cities had staged at least one pageant, Northern and Midlands manufacturing cities had emerged as pageantry’s new and appreciative home, and huge casts of 10,000 were regularly raised with ease in the name of civic history. Accompanying this shift to cities was the rise of a new breed of pageant master and producer, particularly inspired or influenced by Lascelles, and straddling the worlds of theatre, government and business. Pageants, from their earliest days, had a commercial motive, as small historic towns tried to stimulate a growing market for tourism. But interwar coalitions of city councils and industrialists took this to a new level, using historical pageantry to encourage the local economy in a time of economic Depression. This tactic arguably emerged from the nascent “civic publicity” movement, which originated in wartime government propaganda, but was catalysed especially by the 1924 British Empire Exhibition in London. Municipally-led “Civic Weeks” held at the Exhibition then spread across the industrial heartlands of Britain, and joined popular entertainment with economic boosterism – of which pageants became an important

Thomas Otte (ed.), *The Age of Anniversaries: The Cult of Commemoration 1905–1920* (forthcoming).

⁵ For Sherborne and Parker’s influences, see Cecil P. Goodden, *The Story of the Sherborne Pageant*, Sherborne 1906; Michael Dobson, *Shakespeare and Amateur Performance: A Cultural History*, Cambridge 2011, pp. 168-169; and Robert Withington, *English Pageantry: An Historical Outline*, Cambridge 1920.

⁶ For pageants outside of Britain, see David Glassberg, *American Historical Pageantry: The Uses of Tradition in the Early Twentieth Century*, London 1990; H.V. Nelles, *The Art of Nation-Building: Pageantry and Spectacle at Quebec’s Tercentenary*, Toronto 1999; and Joan Fitzpatrick Dean, *All Dressed Up: Modern Irish Historical Pageantry*, Syracuse, NY, 2014.

⁷ See, for example, the failure of the Nottingham Pageant to get-off-the-ground in 1908 – seemingly a victim of apathy from the ‘workers’ rather than the ‘gentlemen’, who had committed the guarantee money needed; see District intelligence, in: *Grantham Journal* (23 November 1907), p. 3.

element.⁸ In this article I expand more specifically on the historical themes and ethos that were portrayed in the episodes of urban pageants in the late 1920s and 1930s. In doing so, I argue that the vogue for the performance of the past can tell us much about a complex and often contradictory topic: the place of Neo-Romanticism, and its relationship to modernity, in mid-twentieth century urban Britain.

The City: From Romanticism to Neo-Romanticism

Romanticism, when it emerged as an artistic, literary, and intellectual movement in the late eighteenth- and early nineteenth-century, was primarily rooted in commitments to nature, natural life, and the medieval past – arguably a reaction to rapid industrialisation and accompanying urbanisation, as well as scientific rationalisation and the Enlightenment.⁹ But Romanticism also shaped the experience of the burgeoning modern city to which it could seem to be diametrically opposed. The city, in turn, set the stage for many of Romanticism’s achievements in literature and culture. Romanticism was, therefore, “[n]ot a movement against the city”, but “an aesthetic that developed along with – and contributed to – the ascendancy of metropolitan life.”¹⁰ A key concern of Romantic thinking was thus the mutual interdependence of the individual with society, and the search for solutions to the individual’s alienation from, and in, the city. William Wordsworth, for example, was not just the “Poet of Nature” and extoller of the supposedly untainted Lake District, but also an “avid metropolitan” who could find stimulation and beauty in London. William Blake, meanwhile, perhaps more obviously a ‘city poet’, could see the urban as “a node, a fissure, through which the true nature of society can be glimpsed” – which included “a vision of the new, renovated millennial city of the New Jerusalem [...] established through a ‘mental fight’ in the minds of ‘England’s green & pleasant Land.’”¹¹ Transcendental Romantic art, shaped through collabor-

⁸ For more discussion of this shift to cities, see Tom Hulme, “A nation of town criers”: civic publicity and historical pageantry in interwar Britain, in: *Urban History* (24 February 2016), see: <http://dx.doi.org/10.1017/S0963926816000262> (accessed 20 Sept 2016).

⁹ See Joanne Schneider, *The Age of Romanticism*, London 2007, pp. 71-73.

¹⁰ James Chandler/Kevin Gilmartin, Introduction: Engaging the Eidometropolis, in: James Chandler/Kevin Gilmartin (eds), *Romantic Metropolis: The Urban Scene of British Culture, 1780–1840*, Cambridge 2005, pp. 1 and 19.

¹¹ Eugene Stelzig, Wordsworth’s Invigorating Hell: London in Book 7 of *The Prelude* (1805), in: Larry H. Peer (ed.), *Romanticism and the City*, Basingstoke 2011, pp. 181-196; Andrew Winckle, William Blake and the Urban Landscape of Apocalypse, conference paper on the International Conference on Romanticism, New York, NY, November 6, 2009 see: <https://18thcenturyculture.wordpress.com/conference-papers/william-blake-and-the-urban-landscape-of-apocalypse/> (accessed 28 September 2016); see also Mark Lussier, Blake’s Golgotha: London and/as the Eternal City of Art, in: Peer, *Romanticism and the*

ative networks of often city-based or visiting artists, actualized the urban and rural tension, but, at the same time, could also function as a site and symbol of inclusion, in a moment of rapid social change, by envisaging an 'ideal' city.¹²

Urbanisation continued unabated in the nineteenth century and, at the turn of the twentieth century especially, was accompanied by debates about the effects of the city on the life, morality, and health of its inhabitants. As Britain's ability to compete in an age of global economic and military competition came under increasing scrutiny, these debates grew in intensity.¹³ In the ensuing intense search for an ideal society, where ideal 'citizens' could live healthy, happy and co-operative lifestyles, both anti-urban 'Neo-Romantic' artists and social reformers looked again to the landscape. Not just a muse for art and literature, the countryside was both a fruitful source of a useable identity, based on idealistic notions of 'Englishness', and a recuperative environment, which fostered health and community.¹⁴ For the proponents of rural preservation, or the advocates of increasingly popular leisure 'rambling', the 'degenerative' city was thus in tension with the romantic countryside.¹⁵ Accordingly, there were "loud and influential" calls for a reversal of urbanization, and a concurrent revival of traditional rural communities, led by organisations such as the National Trust (formed 1897) and the Council for the Preservation of Rural England (formed 1926), and campaigners such as the architect Clough Williams-Ellis.¹⁶ A significant part of the logic of Neo-Romanticism, then, was its turn towards 'home' and history, as artists and writers – in reaction to the revolu-

City, pp. 197-207. For the classic work on the city-country tension, see Raymond Williams, *The Country and the City*, Oxford 1975.

¹² See Larry H Peer, Introduction: the Infernal and Celestial City of Romanticism, in: Peer, *Romanticism and the City*, pp. 1-8, here pp. 2-3. For the network of Romantic artists, see Daisy Hay, *Young Romantics: The Shelleys, Byron and Other Tangled Lives*, London 2011.

¹³ See Geoffrey R. Searle, *The Quest for National Efficiency: A Study in British Politics and Political Thought, 1899–1914*, Oxford 1971; David Peters Corbett/Ysanne Holt/Fiona Russell, Introduction, in: *The Geographies of Englishness: Landscape and the National Past 1880–1940*, New Haven 2002, pp. ix-ix.

¹⁴ See F. Trentmann, *Civilization and its Discontents: English Neo-Romanticism and the Transformation of Anti-Modernism in Twentieth-Century Western Culture*, in: *Journal of Contemporary History*, 29:4, 1994, pp. 583-625; Paul Ward, *Britishness since 1870*, London 2004, p. 55; Corbett et al, Introduction; Ben Anderson, *A liberal countryside? The Manchester Ramblers' Federation and the "social readjustment" of urban citizens, 1929–1936*, in: *Urban History*, 38:1, 2011, pp. 84-102.

¹⁵ Martin J. Wiener has been particularly influential in cementing the notion that the countryside was the place in which the British looked for their values; see Martin J. Wiener, *English Culture and the Decline of the Industrial Spirit, 1850–1980*, Cambridge 1981.

¹⁶ Alexandra Harris, *Romantic Moderns: English Writers, Artists and the Imagination from Virginia Woolf to Jon Piper*, London 2010, p. 169.

tionary and anti-historicist artistic manifestos of modernist groups like the Futurists – wondered how to “reconnect with the heavily abandoned past.”¹⁷

But, as with the original Romantics, the relationship between Neo-Romanticism, modernity, and urban life could also be a complex one. The city, of course, did not disappear in the twentieth century – neither in reality nor in representation – and an anti-urban and anti-modern notion of ‘Englishness’ was not embraced by all.¹⁸ Rural preservationists, too, were not always exclusively motivated by anti-modernism.¹⁹ Both Neo-Romantics and vociferous urban critics, and individuals that belonged to both categories, could accept that they were inescapably living in an urban-industrial age; pragmatists realised that simply “dispersing urban life” to idealistic rural communities was not feasible.²⁰ Alternatives included, respectively, the construction of new sorts of cities, and cities that were changed from within. In the former category could be included Ebenezer Howard’s turn-of-the-century “Garden City” model, which attempted to reconcile the benefits of country and city in a new synthesis – a model that informed town planning discourse for over half a century; or, in a similar vein, William Morris’s vision, in his utopian novel *News from Nowhere* (1893), of a socialist society where London and other big centres of manufacture had disappeared, replaced by smaller, better-built and more cohesive urban settlements where inhabitants were released, rather than enslaved, through the beneficent use of mechanization.²¹ In the latter category, instead, we could see the 1930s demolition of inner-city slums and concurrent enthusiasm for ‘cottage-style’ social housing; or, as will be argued here, the staging of popular and participatory theatre that sought to locate present-day cities in their pre-industrial and rural history, thus providing a sense of belonging and continuity at a time of change and dislocation. Indeed, targeted at urban and suburban audiences, the emotive power of the interwar “conjured village of the mind’s eye” was harnessed at a time when the values and traditions of the country were arguably being lost.²² Rural and landscape ideals of Englishness, then, despite often being conceived as

¹⁷ Ibid., p. 11.

¹⁸ Peter Mandler, especially, has made a convincing case for challenging the assumptions of Wiener’s thesis; see Peter Mandler, *Against ‘Englishness’: English Culture and the Limits to Rural Nostalgia, 1850–1940*, in: *Transactions of the Royal Historical Society*, Vol. 7/1997, pp. 155-175.

¹⁹ See David Matless, *Landscape and Englishness*, London 1998.

²⁰ Ward, *Britishness*, p. 60.

²¹ See Stephen V. Ward, *The Garden City introduced*, and Frederick H.A. Aalen, *English origins*, in: Stephen V. Ward (ed), *The Garden City: Past, Present and Future*, London 1992, pp. 1-27 and pp. 28-51; William Morris, *News from Nowhere*, Cambridge 1890.

²² Harris, *Romantic Moderns*, p. 174.

anti-industrial and anti-modern, were, in fact, “mediated through metropolitan ideals” – and often for urban purposes.²³

Historical Pageantry and Adaptive Modernity

Historiographical debates about the contradictions and complexities of the relationship between modernity and Neo-Romanticism have been reflected, if only implicitly, in the growing historiography of historical pageantry. This is unsurprising, given both the centrality of particular notions of the past to the episodes portrayed, and the movement’s origins in small towns that often felt left behind by modernity. Performances of a utopian, pre-industrial, and ‘Merry England’ past could indeed be seen as a conservative reaction to change. Louis Napoleon Parker, the inventor of modern pageantry, moved in early Neo-Romanticist circles, particularly around the folk revival, and was open about his hope that the “community bonanza” of pageantry would both relieve class tensions, and kill-off “the modernising spirit” which was destroying “all loveliness and has no loveliness of its own to put in its place”, and signalled the “negation of poetry [and] romance.”²⁴ Into the interwar period, as Alexander Hutton has shown, pageantry could certainly be “an ideal bedfellow to expressions of rural nostalgia and the projections of a bucolic ‘deep’ England” – expressed particularly in the pageants of villages and towns that feared “ribbon development” and the ever-encroaching growth of London, famously lamented in rural preservationist tracts such as Williams-Ellis’s *England and the Octopus* (1928).²⁵ David Glassberg, similarly, has seen the Parkerian tradition as being a protest against modernity through “historical imagery in a format that glorified a remote golden handicraft past.”²⁶ But though Parker may have origin-

²³ Corbett et al, Introduction, p. xi. The use of medieval motifs in the advertising of the London Underground is one interesting example of this. See Michael T. Saler, *The Avant-Garde in Interwar England: Medieval Modernism and the London Underground*, Oxford 1999.

²⁴ Louis N. Parker, *Historical Pageants*, in: *Journal of the Society of Arts* (22 December 1905), pp. 142-143. Parker’s comments also reflected a wider viewpoint from those interested in the past and in folk culture – Hubert Parry’s inaugural address to the Folk-Song Society shared much in common with the language used by Parker, see Hubert Parry, *Inaugural address*, in: *Journal of the Folk-Song Society*, 1:1, 1899, pp. 1-3.

²⁵ See Alexander Hutton’s entries on pageants in Selborne (1926 and 1938), Abinger (1934), Ashdown (1929) and Chittlehampton (1936) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>. Somewhat ironically, as Hutton points out, villages and towns staging these pageants that idealised the rural in opposition to London often depended on metropolitan authors, and spectating visitors, enabled by the development of comprehensive modern rail and road networks.

²⁶ Glassberg contrasts this with the American style of pageantry, which he sees as being much more future orientated, see Glassberg, *American Historical Pageantry*, pp. 149-150. H.V. Nelles, writing about Cana-

ated the format, his form of pageantry was only the beginning rather than the end of the movement, and it underwent several divergent evolutions – almost as soon as it had been ‘invented’ – which complicate a simplistic conservative/modern binary.

Deborah Sugg Ryan, for example, has usefully shown how the actor and director Frank Lascelles, who was staging huge and popular pageants from 1907, developed his own distinctive style of visual spectacular. Unlike Parker, Lascelles prioritised the dramatic movement of large groups of people in colourful dances and processions rather than spoken dialogue, and arguably “embraced modernity” instead of rejecting it.²⁷ His pageants, Ryan posits, should be seen in the context of other contemporary mass events that depended on the visual spectacle of thousands of people gathered in one space – such as the spectacle plays of Max Reinhardt, “toga plays”, huge exhibitions, and the cinema epics of D.W. Griffith and Cecil B. De Mille.²⁸ Also in contrast to Parker, who had a tendency to downplay the importance of scenery – arguing that more often than not it was a distraction – Lascelles also encouraged the creation of whole historical landscapes, informed by his practice as a painter, his interest in the Romanticist-inflected Pre-Raphaelites, and his enthusiasm for the Arts and Crafts movement.²⁹ From a somewhat different perspective, Joshua Esty has shown how, in the 1930s, authors associated with English late-modernism, such as Virginia Woolf, E.M. Forster and T.S. Eliot, actually found the pageant-play format a method that they could use to compose ‘valedictions’ to modernist modes of thought. In the performance of the past, they believed, was a positive “spontaneous folk authenticity” and “acceptable” version “of national art” that responded to their increasing sense of cultural isolation.³⁰ New political organisations, too, from the internationalist League of Nations Union to the Women’s Institute, were able to adapt the basic elements of pageantry to promote what were progressive and forward-looking movements wholly suited to contemporary questions of society and change.³¹

Historical pageantry as a form, then, can arguably be better defined by its sheer adaptability and malleability than by any inherent notion of conservatism. In Bri-

dian pageantry, made much the same point; see Nelles, *The Art of Nation-Building: Pageantry and Spectacle at Quebec’s Tercentenary*, Toronto 1999, p. 144.

²⁷ Ryan, “Pageantitis”, pp. 68-69.

²⁸ Deborah S. Ryan, *Staging the imperial city: the Pageant of London, 1911*, in: Felix Driver/David Gilbert (eds), *Imperial Cities*, Manchester 1999, p. 118.

²⁹ Ryan, *Staging the imperial city*, p. 120.

³⁰ Joshua D. Esty, *Amnesia in the fields: late modernism, late imperialism, and the English pageant-play*, in: *ELH*, 69:1, 2002, p. 250.

³¹ See Mick Wallis, *Pageantry and the Popular Front: Ideological Production in the “Thirties”*, in: *New Theatre Quarterly*, Vol. 10/1994, pp. 132-156; Helen McCarthy, *The League of Nations, Public Ritual and National Identity in Britain c.1919–56*, in: *History Workshop Journal*, Vol. 70/2010, pp. 108-132.

tain's industrial cities during the great Depression pageantry could accordingly be used to stimulate the local economy and, more importantly for the argument put forward here, provide a rooted sense of continuity, stability, and future prosperity.³² To achieve this, pageant masters of the interwar period constructed their performance through what we might define as a Neo-Romantic perspective. In doing so, they attempted to overcome potential contradictions or tensions between the reality of the modern urban life, and the pre-modern historical past(s) that their pageants celebrated. As Kitty Hauser has shown in a study of photography from the 1920s to 1950s, "Neo-Romanticism may be thought of as a way of seeing as well as a style", with "Neo-Romantic viewers as well as Neo-Romantic artists". By this Hauser means the ways in which contemporaries could identify the Romantic symbolic importance of the depiction of topics such as local scenes, nature and landscape in a variety of media forms. Hauser further usefully delineates what could be seen as the two prevalent – and oppositional – discourses of Neo-Romanticism: a strictly "preservationist" mind-set, and a more reflexive "archaeological imagination". In the former, modernity is an "irremovable barrier in the way of aesthetic pleasure"; in the latter, modernity is "a barrier that can be seen through, over, or round": the past may have lost visibility in the modern landscape, but it was not "sensuously un-recoverable". The past could, consequently, operate as a "consoling sensibility" in the present. Modernity, by the same token, could be reconciled with an increasingly impossible ideal historical landscape or culture if the essential destructibility of history and historical culture was believed, or – ideally – portrayed. It was this function of historical pageantry, its "archaeological imagination", which enabled or allowed pageant masters to stage historical spectacles that both looked backwards and forwards in a way that Neo-Romantic viewers may have recognised. As Hauser points out, modernity did not remove the historicity of a place; it was simply the latest stage in that place's history.³³ Historical pageantry, I would argue, was a visual representation of this reality.

Indeed, as Paul Readman and others have shown, the interest in the past signified by the outburst of historical pageantry went far beyond a wish to actually *return* to a pre-industrial society. On the contrary, the past provided inspiration for a new future, positively accommodating rapid and frightening change and progress alongside the preservation of historic landscapes, customs and culture.³⁴ Mick Wallis, for example, has demonstrated how historical pageantry in village settings was

³² Hulme, "A Nation of Town Criers".

³³ Kitty Hauser, *Shadow Sites: Photography, Archaeology, and the British Landscape*, Oxford 2007, pp. 11, 4, 281, and 5.

³⁴ Paul Readman, *The place of the past in English culture c.1890–1914*, in: *Past and Present*, 186:1, 2005, p. 191; Bartie et al, *Commemoration through dramatic performance*.

seen as having the potential to create a new rural community through a recourse to the life and history of the common labourer, rather than the landed gentry. The interwar village pageant master Mary Kelly, “unlike many of her more nostalgic contemporaries”, still “recognized the class conflicts and history of deprivation of the rural poor, and blended such elements into the pageants she devised.”³⁵ At a time when the idealised-by-some countryside did not tally with the impression from others of continuing economic and moral rural malaise, Kelly’s pageants arguably bridged this gap.³⁶ For the great urban pageants of the late 1920s and 1930s, however, the evocation of the rural and pre-industrial worked in several other ways. By this point, Louis Napoleon Parker had all-but stopped producing historical pageants. In his 1928 autobiography he complained that a whole host of unworthy imitators had sprung up and commercialised his invention, with only one “honourable exception”: the pageant master Charles Hawtrey, who had died in 1910 after staging only three pageants.³⁷ Other new and ambitious pageant masters were still connected to Parker’s ethos in many respects, but they arguably had more in common – personally and professionally – with Lascelles, who was responsible for many of the hugely successful pageants in the cities of the Midlands and the North until his death in 1934.³⁸

Urban Pageants and the Romantic Past

For industrial places, dependent on trade and thus suffering hard times, the romantic pre-industrial past needed to serve as a reassurance that the city could survive – and indeed prosper – through current dislocation. Firstly, and in tune with pre-1914 pageants, historical events in the pre-modern civic life were celebrated – not because authors and enactors wished to return to the period in which they flourished, but because they enabled the construction of a genealogical lineage to contemporary civic institutions, and the power that they now wielded. What may have seemed unique or atemporal was portrayed instead as the ongoing results of a

³⁵ Mick Wallis, *Unlocking the Secret Soul: Mary Kelly, Pioneer of Village Theatre*, in: *New Theatre Quarterly*, 16:4, 2000, p. 348.

³⁶ It is worth noting that an entirely negative interpretation of interwar agriculture and rural life has been challenged recently, with historians emphasising regeneration as well as decline. See Paul Brassey/Jeremy Burchardt/Lynne Thompson (eds), *The English Countryside between the Wars: Regeneration or Decline*, Woodbridge 2006.

³⁷ Louis Napoleon Parker, *Several of My Lives*, London 1928, pp. 297-298.

³⁸ For Matthew Anderson and Lascelles, see Hulme, “A nation of town criers”; for Lascelles and Lally, see Ryan, “Pageantitis” and Deborah Sugg Ryan, Lally, Gwen (1882–1963), in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Oxford, Sept 2013 <http://www.oxforddnb.com/view/article/59378> (accessed 19 Aug 2016).

process that had begun many centuries before. Pageants in cities were thus often staged to commemorate their past incorporation, with episodes demonstrating the romantic historical roots of government and urban growth. The massive Pageant of Manchester in 1938, part of the city's centenary celebrations, which had 10,000 performers and seen by perhaps as many as 100,000 people, offers one example. It was directed by the pageant master and creator of the Norwich Maddermarket Theatre, Nugent Monck, who claimed to have developed his style without influence from Parker. Assisting Monck was Edward Baring, a businessman and pageant producer with 30 years of experience, who, in the 1920s and 1930s, had formed something of a double-act with Lascelles. Episodes in Manchester's Pageant included the founding of a Roman fort at 'Mancunium' in 79 AD; King Edward including 'Mameceaster' in his dominions in 924 AD; and Manchester receiving its first charter from Thomas Gresley in 1301.³⁹ In an era of central state growth, and with fears of a declining societal interest in municipal matters, the reminder of medieval triumphal town charters from the past encouraged local people to think of their government as a body with both a long and noble history – the contemporary municipal council being its result.⁴⁰ Choosing episodes from the medieval period that demonstrated Manchester's importance and autonomy reflected the continuing romantic power of what David Matthews has dubbed the "civic Middle Ages" – despite his contention that this aspect of British culture had declined in the early twentieth century.⁴¹

For towns in counties such as Middlesex and Essex, located on the borders of London, 'inventing' a history of governmental autonomy was particularly attractive. After the expansion tendencies of the London County Council became clear in the early 1920s, these towns increasingly petitioned for new charters of municipal incorporation in order to stave off the ever-encroaching capital. The Barking Pageant of 1931, for example, was staged to celebrate the granting of a municipal borough charter of incorporation that year. Directed by Lascelles, with a relatively small cast of 2000, the pageant included many episodes that featured Barking's glorious past – from its Abbey to a visit from King Charles I, and finally the Great Barking Fair of 1746 (Figure I) – patronised by the Lord Mayor of London and other notables, such as Captain Cook. But its epilogue consisted of all the historic performers of the pageant marching past, to be finally joined by municipal represent-

³⁹ See the entry for Manchester (1938) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

⁴⁰ For these aspects of pageantry in relation to small towns in Britain in particular, see Angela Bartie/Linda Fleming/Mark Freeman/Tom Hulme/Paul Readman, *Performing the Past: Identity, Civic Culture and Historical Pageants in Twentieth-Century Small Towns*, in: Luda Klusakova (ed.), *Small Towns in Europe and Beyond: 20th–21st Century* (forthcoming).

⁴¹ David Matthews, *Medievalism: A Critical History*, Woodbridge 2015, p. 30.

atives of the new Borough, as Long Live Barking was cried out.⁴² This was an obvious attempt to connect the great deeds and men of the past with the successful corporation and councillors of the present.



Abb. 1: Postcard of the Pageant of Barking (1931).

Parker would perhaps have recognised and approved of this continued emphasis on the origins and autonomy of local civic institutions. But there were also developments of which he would have been less appreciative. Pageants, in the interwar period, became much more comfortable with portraying the industrial past and present – and highlighting (implicitly and sometimes explicitly) the connection between the two. Lascelles’s Bradford Pageant of 1931, for example, which had 7500 performers and was seen by around 120,000 people, was organised by the city’s elites to provide a sense of stability and prosperity at a time of great economic depression. After a narrative that started in Roman times, and went through the Normans, Plantagenets, and Stuarts, the final episode featured “Bradford of the Industrial Revolution”. Scenes here depicted the development of woollen production in the late eighteenth and nineteenth century, and a triumphant election of the

⁴² See the entries for Barking (1931), Harrow (1923), and Dartford (1932) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

town's first Members of Parliament after the 1832 Great Reform Act (Figure II).⁴³ In doing so, the organisers hoped to rally a fractious local society around the city and its governors. Birmingham's centenary pageant of 1938, which had a cast of 8000 and was seen by almost 140,000 people, offers an even more striking example. The second episode concentrated on the granting of a "Market Charter" by the King, alongside the buoyant market itself, in 1250. The final scene also returned to the economy of the city, but by portraying "Birmingham Today", with representations of the important trades of the city – such as electrical trades, firearms, and motor vehicles.⁴⁴ It was directed by Gwen Lally, an increasingly important pageant master in the 1930s. She was connected strongly to Frank Lascelles; as an actress under the management of Sir Herbert Beerbohm Tree (also a mentor of Lascelles), she had performed in Lascelles's Oxford Pageant (1907), and took on board his preference for minimal dialogue and maximum spectacle.⁴⁵ These big-city pageants were often accompanied by exhibitions of contemporary industrial products. Parker, who usually ended the episodic narrative before the eighteenth century in order to avoid contemporary political tensions and modern aspects of industrialisation and urbanisation, and did not approve of pageant commercialisation, would likely not have been impressed.



Abb. 2: Image from *Historical Pageant of Bradford: Souvenir Programme* (Bradford, 1931).

⁴³ See the entries for Bradford (1931) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

⁴⁴ See the entry for Birmingham (1938) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

⁴⁵ Ellie Reid, Gwen Lally: a Pageant Master in the making (13th August 2014) at <http://historicalpageant-s.ac.uk/blog/pageanteers-archives-1-gwen-lally/> (accessed 20 Sept 2016).

Evocations of historical continuity could also go beyond the city's institutions and industries. Parker had been keen for his pageanteers to take a historical role that reflected their current position in society – a current Mayor playing a Mayor of the past, a vicar or priest playing a monk, an agricultural labourer playing a medieval peasant, and so forth. Parker's pageants did, then, give attention to all sections of local society. But the focus was, for the most part, on what he saw as the most important historical actors – Kings, Queens, Archbishops and the like – and on cementing social hierarchies rather than challenging them.⁴⁶ In the interwar period, however, it became much more common to celebrate the life of the common folk; they were given increased visibility, more speaking roles, and were depicted as having a key importance in the unfolding of local life. Thus, in a Lancashire pageant staged by Matthew Anderson, a civic publicity 'expert' and theatre-producer, barely a real historical figure was portrayed. Instead, around 12,000 performers enacted scenes that concentrated on the lives of normal contemporary working people, such as a "Market Day", "Lancashire at Work", and "Lancashire at Play" – which focused on the seaside, with donkeys, ventriloquists, knitting mothers, children making sandcastles, and more – to a total audience of around 200,000 people.⁴⁷

According to Nugent Monck, the "central theme of modern pageantry" in the 1930s was thus the increased importance given to the growth of the "influence of the crowd in municipal government":

"[From] law and order by the Romans, through the breaking of the Feudal Barons, the establishment of the Constitution, and so gradually to universal suffrage and state ownership, it is the increasing power of the man in the street to organize his life [...] and it is these men and women who become the principal performers in pageants."⁴⁸

F.E. Doran, a local theatre producer, clergyman, and pageant master, made similar points to Monck. His Manchester pageant in 1926, seen by around 100,000 people, aimed to

"symbolise the growing power of the people through the centuries, to indicate the part played by Manchester people in moulding the thought, institutions and commerce of the country, to emphasise that beyond the veil of smoke and the forest of chimneys our civic life is based on heroic and romantic incidents, the endeavours and struggles of the common people."⁴⁹

⁴⁶ Wallis, *The Popular Front Pageant*. This aspect certainly continued in some interwar pageants – such as in Taunton; see Michael Woods, *Performing Power: local politics and the Taunton Pageant of 1928*, in: *Journal of Historical Geography*, 25:1, 1999, pp. 57-74.

⁴⁷ See the entry for Lancashire (1932) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

⁴⁸ W. Nugent Monck, *English Fond of Pageantry*, in: *Portsmouth Evening News* (7 June 1938), p. 6.

⁴⁹ F.E. Doran, *Producer's preface*, in: *Historical Pageant of Manchester, Manchester 1926*, p. 4.

Historical pageants in the interwar years, in summary, reflected several trends. In a basic sense, scenes of pre-urban life reflected an increased tendency from the late-nineteenth century to identify the peasantry as “the nostalgic embodiment of noble, Anglo-Saxon virtues and an exemplary figure in an authentic and stable golden age entirely unaffected by change.”⁵⁰ But interwar pageants also reflected a more recent growth of interest in histories of ‘everyday life’, propagated by social historians such as the Quennells and institutions such as the British Broadcasting Corporation.⁵¹ Romanticising the role of the common man in the past was about creating an affinity between the urban-industrial worker in the present, and their romantic rural forebears in the past, as well as projecting such values forward in time. Monck’s mentioning of suffrage and signalling of the role of women, in addition, is instructive. By the interwar years, and in contrast to the pre-1914 period, women had a much higher visibility in the organisational structure of pageantry committees, and also increasingly made up a larger proportion of the cast, as pageant producers sometimes struggled to recruit male volunteers. Both individual women, and the organisations they founded in these decades, saw the pageantry format as one way to fit themselves into a non-contentious role of active citizenship following suffrage extension in 1918 and 1928.⁵² As one local newspaper in 1929 put it, pageants were “probably the ideal form of dramatic expression for Women’s Institutes”, since both sought to “bring a wider culture and a comradeship to the countryside”, as well as providing a chance for women to develop their practical skills in the making of costumes and properties, and an opportunity to express team-work. Organising a pageant was thus “the dramatization of the Institute ideals.”⁵³ At the same time, pageants in both rural and urban locations could draw attention to the domestic lives of women; the parts they had played in past conflict and politics; and could even signal contemporary women’s associational opposition to varied issues – such as hunting or war.⁵⁴

⁵⁰ Corbett et al, Introduction, p. xiii.

⁵¹ See Laura Carter, The Quennells and the “history of everyday life” in England c.1918–69, in: *History Workshop Journal*, 81:1, 2016, pp. 106-134.

⁵² See Caitriona Beaumont, Citizens not feminists: the boundary negotiated between citizenship and feminism by mainstream women’s organisations in England, 1928–39, in: *Women’s History Review*, Vol. 9/2000, pp. 411-429.

⁵³ Pageant of Dorset History, *The Bridport News* (26 July 1929), p. 4.

⁵⁴ See, for example, the entry for Dorset (1929) and Dorset (1939) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.



Abb. 3: 'Manchester Communist Party Centenary Pageant and Sports Gala' (18th June 1938).

Romanticising the common people was also an exercise in trying to demonstrate a less elitist sense of society in the context of the mass participation and sacrifice of the First World War, coalescing with hopes and fears about democracy following political enfranchisement (1918 and 1928), and the supposed susceptibility of the working-classes to political radicalism in the context of continental fascism and communism.⁵⁵ In an often class-torn society, the authors and organisers of historical pageants tended to emphasize common history and achievements, while smoothing over antagonistic debates and interests. Not all performers or spectators, it should be said, were either fooled or even necessarily interested in this narrative. Pageant masters could face challenges from organisations such as the Communist Party if it was felt they had occluded urban working-class history or revolt.⁵⁶ Much

⁵⁵ The Association for Education in Citizenship, for example, was formed by the politician, industrialist, and philanthropist E.D. Simon due to his belief that the young needed to be guided away from the temptations of fascism; see Guy Whitmarsh, *The Politics of Political Education: An Episode*, in: *Journal of Curriculum Studies*, 6:2, 1974, pp. 133-142. It is also noteworthy that many pageants depicted the First World War in this period, and from an angle that commended the bravery and sacrifice of both soldiers and mourners. See Angela Bartie/Linda Fleming/Mark Freeman/Tom Hulme/Paul Readman, "And those who live, how shall I tell their fame?" *Historical pageants, collective remembrance and the First World War, 1919–1939*, *Historical Research*, forthcoming 2016.

⁵⁶ See the entry for Manchester (1938) and Bradford (1931) in the database on <http://www.historicalpageants.ac.uk>.

debate took place during the 1938 Manchester Pageant, for example, over the omission of Peterloo from the narrative – with the Communist Party eventually staging their own alternative pageant that celebrated the labour movement’s role in the life of the city (Figure III). Similarly, at Bradford in 1931, there was a great conflict over the depicting of the Luddites, and the contentions from the local Communist Party that the pageant attempted to subvert the goal of workers’ rights. We must also acknowledge the multiplicity of responses pageants could engender in spectators and performers – from fun and adventure to subverting the message for their own ends. Crowds could misinterpret serious scenes for humorous ones; use the gathering of masses of people for social or criminal behaviour; or, quite simply, enjoy the spectacle rather than the educational ethos.⁵⁷

David Mellor, when curating a 1987 exhibition on the Neo-Romantic imagination in Britain between 1935 and 1955, usefully opened out the definition of Neo-Romanticism from a narrow history of art to a wide range of media – such as photography, poetry, and films – making the point that there was a general Neo-Romantic sensibility throughout British culture.⁵⁸ Urban pageantry, as I hope I have shown here, could arguably be added to this list. Pageant masters, authors, and organisers may not have been Neo-Romantic in any strict or self-defining sense, but they were dealing with and overcoming similar shifts in thought and artistic practice. Historical pageantry could achieve a balancing act by allowing a Neo-Romantic rural or conservative impulse to be expressed within the modern city, rather than only beyond its borders. This brings us to two conclusions. Firstly, that the performance or re-enactment of the past did not result solely from backward looking and anti-modern impulses. Just as placing the ‘traditional’ and ‘the modern’ as binaries in the interwar period has proven to be simplistic in a variety of other cases – from the cultural memory of the First World War to the branding of the London Underground – so it is apparent for historical pageantry.⁵⁹ Secondly, that the place of the city in interwar Neo-Romanticist currents of thought was a complex one, but not necessarily wholly negative or contradictory. Andrew Radford has rightly pointed out that both the definition and cultural legacies of Neo-Romanticism are “notoriously tricky to delimit, given the tangle of the movement’s theoretical strands and elusive periodization.”⁶⁰ Alan Powers, in a different vein, has pointed out the

⁵⁷ For more on responses to pageants see Deborah S Ryan, *Staging the imperial city: the Pageant of London, 1911*, in: Felix Driver/David Gilbert (eds), *Imperial Cities*, Manchester 1999, pp. 128-130.

⁵⁸ See David Mellor (ed), *A Paradise Lost: the Neo-Romantic Imagination in Britain 1935–1955*, London 1987. Discussed in Hauser, *Shadow Sites*, pp. 10-11.

⁵⁹ See Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning: The Great War in European Cultural History*, Cambridge 1996, pp. 3-4.

⁶⁰ Andrew Radford, *Mary Butts and British Neo-Romanticism*, London 2014, p. xii.

dangers of always associating certain motifs or symbols with a cultural tradition – such as landscape or countryside being always a “cipher for conservatism and nostalgia.”⁶¹ By the same token, it is now worth pointing out that industrial cities in the 1930s were not always associated with the death of romantic ideas of the national or local past – despite the prevalence and power of the English countryside in the construction of ‘Englishness’.

Dr. Tom Hulme, Queen’s University Belfast, Tom.Hulme@QUB.ac.uk

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: reproduced by kind permission of the Ellie Reid Collection

Abb. 2: reproduced by kind permission of the Ellie Reid Collection

Abb. 3: Creative Commons Licence © The Working Class Movement Library

⁶¹ Alan Powers, *The reluctant romantics: Axis magazine 1935–37*, in: *The Geographies of Englishness: Landscape and the National Past 1880–1940*, New Haven 2002, p. 226.

Romantisierende Stadtbilder Historismus und postmoderner Historismus im Vergleich

Schon vor einem Jahrhundert schrieb der Stadtbautheoretiker Cornelius Gurlitt über die neu entstandenen Stadtbilder, dass die „historischen Maskeraden [...] mittlerweile derart perfekt und flächendeckend [seien], dass ein Besucher deutscher Großstädte, aus dem Bahnhof tretend, nach kurzem Fußweg schon nicht mehr unterscheiden könne, ob er sich schon im historischen Zentrum oder noch in einem Neubaugebiet befände.“¹ Restaurierung, Rekonstruktion und Neubau waren seit den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts nicht mehr voneinander zu unterscheiden, sodass der Kunsthistoriker Georg Dehio beklagte: „Der Historismus des 19. Jahrhunderts hat außer seiner echten Tochter der Denkmalpflege, auch ein illegitimes Kind gezeugt, das Restaurationswesen. Sie werden oft miteinander verwechselt und sind doch Antipoden. Die Denkmalpflege will Bestehendes erhalten, die Restauration will Nichtbestehendes wiederherstellen. (...) Hier wie überall hat die Romantik den gesunden Sinn des konservativen Prinzips verfälscht.“²

Ein Jahrhundert später besitzt diese Aussage neue Gültigkeit. Viele Städte wie Dresden (Abb. 1), Berlin und Potsdam erzeugen mit zahlreichen Rekonstruktionen und imitierenden Neubauten ein romantisierendes Stadtbild. Diese neuen malerischen Stadtbilder vermitteln vor allem eins: Das Gefühl von Geschichte und Identität. Rationale und funktionale Aspekte wie die historische Authentizität treten in den Hintergrund, während die emotionale Verbundenheit bei urbanen Gestaltungsprozessen eine wichtige Rolle spielt. Das Wohlbefinden erzeugende Stadtbild wird mit einem bestimmten Topos idealisiert. Dabei erscheint es heute vielfach als die verlässlichere Methode der Identitätskonstruktion, einen alten Topos wiederaufleben zu lassen, als völlig neue Gebäude zu entwerfen.

¹ Dieter Bartetzko, *Verbaute Geschichte. Stadterneuerung vor der Katastrophe*, Darmstadt 1986, S. 31.

² Georg Dehio, *Denkmalschutz und Denkmalpflege in neunzehnten Jahrhundert*, in: Norbert Huse (Hrsg.) *Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten*, München 1996, S. 141.



Abb. 1: Dresden, Neumarkt.

So sind zum Beispiel in Berlin Schinkel'scher Klassizismus und barocke Schlossfassaden zu neuem Leben erwacht. Seit der Wiedervereinigung gibt es vor allem in Ostdeutschland kaum noch eine größere Stadt, in der nicht Rekonstruktionen geplant oder zumindest diskutiert werden. Die historisierende Identitätssuche im Stadtbau kann dabei, etwa durch die Fokussierung auf einen Topos, paradoxerweise auch eine Vereinheitlichung des Stadtbildes bedeuten, die Geschichte eher negiert als bezeugt.³

Gründe für romantische Haltungen in der Stadtentwicklung

Der postmoderne Historismus weist hinsichtlich seines romantisierenden Geschichtskultes einige Parallelen zum Historismus der Jahrhundertwende auf.

Zum Kennzeichen des Historismus im 19. Jahrhundert wurde die Rückbesinnung auf historische Baustile, die in Neogotik, Neoromanik, Neoklassik, Neorenaissance und Neobarock mündeten und auch miteinander kombiniert wurden. Diese malerische Kombination wurde als *Picturesque* (engl.: malerisch) bezeichnet und deutet damit schon auf eine Bevorzugung des romantisch-malerischen Stim-

³ Vgl. Katharina Brichetti, *Die Paradoxie des postmodernen Historismus*, Berlin 2009.

mungsbildes in der Stadtentwicklung hin.⁴ Der Reiz und der ästhetische Wert der mittelalterlichen Stadt seien höher anzusetzen als alle städtebaulichen Surrogate des 19. Jahrhunderts.⁵

Die Rückbesinnung auf historische Baustile sowie eine romantisch-malerische Sichtweise findet sich auch im postmodernen Historismus. Postmoderner Historismus ist eine der vielen Stilrichtungen, die unter dem Begriff „Postmoderne“ subsumiert werden, der als erster von Charles Jencks 1975 in „The Language of Post-Modern Architecture“ geprägt wurde.⁶ Jencks, der immer wieder neue Kategorien für die postmodernen Tendenzen erfand, stellte fest, es gebe „keinen einheitlichen postmodernen Stil“, „obwohl es einen vorherrschenden Klassizismus innerhalb der postmodernen Stilrichtung“ gebe.⁷ Auffallend ist jedoch, dass innerhalb der vielschichtigen postmodernen Architekturstile sich die traditionellere und konservativere Richtung verstärkte und in zahlreichen Rekonstruktionen bemerkbar machte, sodass der Begriff des „postmodernen Historismus“ immer häufiger auftrat.⁸ Insbesondere seit der Wiedervereinigung ist ein eindeutiger Trend hin zur historistischen Bewegung zu erkennen, dem das anarchische und ironische Charakteristikum der Postmoderne fehlt. Dennoch ist der Historismus mit konservativ-reaktionärer Zielsetzung, selbst in seiner rein rekonstruktiven Spielart, in die Postmoderne einzuordnen, insofern der pluralistische Charakter das typische Kennzeichen der Postmoderne darstellt.

Beide Historismus-Phasen sind durch wesentliche gesellschaftliche und technische Veränderungen bestimmt. Die Phase des Historismus im 19. Jahrhundert war durch den Umbruch vom Agrarzeitalter in das Industriezeitalter gekennzeichnet. Auch der heutige postmoderne Historismus stellt einen Umbruch vom Industriezeitalter in das globale Informationszeitalter dar.

⁴ Vgl. Henry-Russell Hitchcock, *Die Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts*, München 1994, S. 20 f.

⁵ Vgl. Kristina Hartmann, *Städtebau um 1900. Romantische Visionen oder pragmatische Aspekte* in: Cord Meckseper/Harald Siebenmorgen (Hrsg.), *Die alte Stadt. Denkmal oder Lebensraum? Die Sicht der mittelalterlichen Stadtarchitektur im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 1985, S. 94.

⁶ Vgl. Charles Jencks, *Was ist Postmoderne?* Zürich/München 1990, S.14. Jencks verwendete den Begriff der Postmoderne erstmalig in seiner Schrift: *The Rise of Post-Modern Architecture*, in: *Architectural Association Quarterly*, 7:4, 1975, S.3-14.

⁷ Ebd., S. 22.

⁸ Vgl. die Definition „Anpassungsarchitektur“ im Lexikon der Weltarchitektur: „Anpassungsarchitektur. Ein Ausdruck, der heute vielfach auf Bauten angewandt wird, die unter Berücksichtigung eines historisch gewachsenen Baubestandes Lücken durch Einfügung von Neubauten schließen, ohne die Harmonie des Ganzen zu zerstören. [...] Diese Art der Anpassungsarchitektur kann auch als Teil eines neuen Regionalismus oder postmodernen Historismus (Neuhistorismus) verstanden werden.“, in: Nikolaus Pevsner u. a., *Lexikon der Weltarchitektur*, Digitale Bibliothek Bd. 37, München 1992, S. 235.

Beide Perioden können in der Wiederaufnahme einer konservativen und traditionellen Architektursprache als Gegenbewegungen zu gesellschaftlichen und technisch-innovativen Entwicklungen verstanden werden: Der Historismus, der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Individualität der historisch gewachsenen Kulturen gegen das abstrakte Gleichheitsdenken der Aufklärung zur Geltung gebracht hatte, ist mit der historischen Identitätssuche im Zeitalter uniformierender Globalisierung vergleichbar, nicht zuletzt weil in beiden Phasen Fortschrittsglaube und Vergangenheitszuwendung sich nicht gegenseitig ausschlossen, sondern hochmoderne Technik und romantisch-historisierende Architektur vielfach miteinander einhergingen.

Extremer baulicher Verlust im Stadtbild

Zwei wesentliche Ursachen – extreme bauliche Verluste sowie ein neu erwachtes Nationalgefühl – haben jeweils in ähnlicher Form die Tendenz zur romantischen Stadtbildpflege begünstigt. Die Sehnsucht nach romantisierenden und heilen Stadtbildern ist vor allem vor dem Hintergrund eines nahezu kompletten Stadtbildverlustes zu sehen. In beiden Phasen des Historismus wurde der starke bauliche Verlust immer sichtbarer. Um die Wende zum 20. Jahrhundert war der Verlust alter Bausubstanz – vor allem der Bürgerhäuser – in industriell expandierenden Städten kaum noch aufzuhalten gewesen. Der Stadtgrundriss war durch den Stadtumbau, die Straßendurchbrüche für den aufkommenden Verkehr sowie durch Stadterweiterungen in fortwährendem Wandel begriffen, wenngleich noch nicht in dem Ausmaße, wie dies nach dem Zweiten Weltkrieg möglich wurde. Der neu entstandene Geometerstädtebau, geprägt durch Rendite und Bodenspekulation, bewirkte einschneidende Veränderungen im Stadtbild. Durch die Nachverdichtung der Altstädte und die einseitige Förderung der Außenentwicklung verwarhlten und verfielen die Städte zusehends (etwa in Görlitz, Hannover, Frankfurt am Main). Diese beschleunigten Veränderungen wurden auch in den sich immer schneller wandelnden Stadtbildern sichtbar. So machten in Berlin am Ende der wilhelminischen Epoche Neubauten 80 Prozent der Bausubstanz aus.⁹

Eine ähnlich gravierende Stadtveränderung vollzog sich im 20. Jahrhundert: Die Auflösung der Stadtstrukturen war stetig vorangeschritten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Weg frei für den modernen Städtebau und die damit zusammenhängende Auflösung historischer Strukturen. Durch städtebauliche Modelle wie das der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ und „Urbanität durch Dichte“

⁹ Vgl. Philipp Oswald, *Berlin_Stadt ohne Form. Strategien einer anderen Architektur*, München 2000, S. 101.

sowie durch eine Kahlschlagpolitik und die Propagierung einer autogerechten und durch Vorstädte geprägten Stadt wurden die traditionell historischen Stadtstrukturen mehr und mehr aufgelöst. Neben dem baulichen Verlust förderte die neue, universal geprägte moderne Architektursprache das Gefühl der Ortslosigkeit.

Mit der aufkommenden Globalisierung und der damit verbundenen Universalisierungstendenz der Stadtarchitektur schienen die Städte erneut gefährdet. Die regionale Erkennbarkeit der Städte nahm stetig ab. Nicht nur die ostasiatischen Boom-Länder lösten sich mit ihren Hochhäusern in Form gläserner oder silberner Abstraktion von jeglicher städtebaulicher Vergangenheit, sondern auch die europäische Stadt wurde immer mehr zur „eigenschaftslosen Stadt“ (Koolhaas), zur „Stadt ohne Form“ (Oswalt) oder zur „Zwischenstadt“ (Sieverts). Die typisch europäische Stadt, die als Stadtmodell vor allem für Lebensqualitäten wie dicht bebaute Stadträume mit lebendigen Plätzen und identitätsstiftenden Bauten mit vielfältigen Nutzungsmischungen stand, wurde immer mehr den Kräften der Globalisierung ausgesetzt. Die klassischen Monumente wurden von den neuen infrastrukturellen Einrichtungen, den globalisierten Geschäfts-Cities und Büroarealen endgültig abgelöst. Ähnlich wie im Verlaufe der Modernisierung des 19. Jahrhunderts neue Monumente wie Gasometer, Bahnhöfe, Abwasserpumpstationen, Industriehallen und Bahntrassen entstanden waren, die kaum mehr als funktionale Charakteristika aufwiesen, so bilden auch die infrastrukturellen Einrichtungen der globalisierten Welt eigenschaftslose uniforme Städte wie Singapur, Shanghai, Tokio und Atlanta.

Romantische Stadtbildpflege im Historismus

Aufgrund dieser schnellen Veränderungen und des gleichzeitigen Verlustes von sichtbaren Spuren der Vergangenheit in den Städten des späten 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine kollektive Sehnsucht nach wiederkehrender, unversehrter und heiler Vergangenheit. Ganz ähnlich dem heutigen Trend, Stadtgeschichte als kulturelles Kapital zu werten (für den Tourismus oder zur Schaffung eines neuen Heimatgefühls gegen Abwanderungstendenzen), trat nach 1871 in den wirtschaftlich unabhängiger gewordenen Städten „ein neues individualistisches bürgerliches Traditionsbewusstsein als regionalistisches politisches und kulturelles Gegengewicht gegen die zentralisierenden Kräfte des Reiches“ wie Jürgen Paul schreibt.¹⁰ Die unverwechselbare, charakteristische Individualität der deutschen Stadt wurde als Ausdruck der kulturellen Vielfalt der deutschen Nation betrachtet. Dem gängigen Kom-

¹⁰ Jürgen Paul, Der Wiederaufbau der historischen Städte in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg in: Meckseper/Siebenmorgen, S. 119 f.

promiss, in den expandierenden Städten wenigstens mit einer historisierenden Architektur entgegenzuwirken, stand die „museale Konservierung des Alten“ in einigen Kleinstädten wie Rothenburg ob der Tauber (Bild 2), Dinkelsbühl und Nördlingen gegenüber.¹¹ Ähnlich wie heute wurden sie bereits damals für den wachsenden Tourismus „als sterilisierte Idyllenstädte präpariert.“¹² „Vom literarischen Bild bis in die Fremdenverkehrswerbung“ wurde die Charakteristik deutscher Städte hervorgehoben wie „das heilige Köln und das klassische Weimar“, das barocke Dresden als „Elb-Florenz“ und München als „Isar-Athen“.¹³



Abb. 2: Rothenburg ob der Tauber, Plönlein mit Sieberstor und Kobolzellertor.

Um den Verlust der Stadtbilder aufzuhalten, begannen eine Reihe von Architekten und Denkmalpfleger sich für die Städte zu engagieren. Camillo Sitte, Paul Schultze-Naumburg, Cornelius Gurlitt, Max Dvorák und Georg Dehio waren nur einige derjenigen, die sich in ihren Veröffentlichungen für die Erhaltung von Stadtbildern einsetzten und viele historische Altstädte durch Ortsstatute zu Beginn des 20. Jahrhunderts schützen konnten. Die Heimatschutzbewegung richtete Bauberatungsstellen ein, die den Ortscharakter wahren sollten. Der Verlust alter Bausubstanz sowie der Geometerstädtebau der industriell expandierenden Städte wurde zunehmend kritisiert, sodass sich die Erkenntnis durchsetzte, die Baudenkmäler müssten als Einheit aufgefasst werden. Die neue Bedeutung des Ensembleschutzes stand, etwa bei Sitte und Schultze-Naumburg, dabei nicht unwesentlich unter dem Einfluss des malarischen und künstlerischen Impressionismus, dem der Eindruck wichtiger schien als der eigentliche reale Gegenstand. Durch das impressionistische Sehen beeinflusst, das nach unmittelbarer Wiedergabe von Sinneseindrücken strebte, trat die

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

malerische und bildhafte Wirkung in den Vordergrund. Daneben war der Ensemblebegriff auch von den Veduten des 18. Jahrhunderts beeinflusst, die *in nuce* bereits die Vorstellungen vom malerischen Sehen enthielten.¹⁴ Das malerische Sehen und das Erzeugen bestimmter Stimmungen, wie der Hang zur Verklärung des Wildschönen und der Ruinen ist schon bei den Stichen des venezianischen Kupferstechers Giovanni Battista Piranesi (1720–1778) zu erkennen.¹⁵ Seine Naturdarstellungen mit Kletterpflanzen, Bäumen, Büschen und Ruinen sind durchaus malerisch und romantisch zugleich.

Romantische Einflüsse lassen sich etwa im Gedanken einer Relativierung der historischen Zeit zugunsten ästhetischer Einfühlung festmachen. Dies spiegelte sich etwa in der Vorstellung einer Ensemblewirkung, für die der stimmungshafte bzw. malerische Gesamteindruck wichtiger erschien als die historische Dimension der Architektur. So galten den Romantikern beispielsweise gotische Bauwerke weniger aufgrund ihrer spezifischen historischen Architektur erhaltenswert, sondern vielmehr als Relikte „eines goldenen Zeitalters“, das sie der eigenen „zerrissenen Gegenwart“ (als soziale, metaphysische, erkenntnistheoretische, psychologische und biologische Krise) als Gegenbild vorhielten.¹⁶ Das idealisierte goldene Zeitalter bildete damit eine Art Kompensation und Fluchtpunkt für den bestehenden instabilen gesellschaftlichen Zustand. Diese Idealisierung des Mittelalters führte in der Denkmalpflege zu einem einseitigen Interesse, das die Geschichte letztlich vernachlässigte.

So waren auch die Ensembleschutzgesetze des 19. Jahrhunderts mehr vom malerisch-romantischen Erscheinungsbild als vom historischen Denkmalgehalt bestimmt. Ziel der zahlreichen sogenannten Verunstaltungsgesetze, die nach 1907 erlassen wurden, war „der Schutz bestehender Bauten vor verunstaltenden Beeinträchtigungen, nicht aber der Schutz ihrer Substanz selbst, z. B. vor Veränderungen oder Beseitigung.“¹⁷

Im Rahmen des sich notwendigerweise ausweitenden Städtebaus wurde bald erkannt, dass der Verlust historischer Substanz – vor allem der Bürgerhäuser – offenbar kaum aufzuhalten sei. Dies führte im Städtebau des 19. Jahrhunderts – angeregt durch den Denkmalpflegeetag, der 1900 gegründet worden war – zu einem denkmalpflegerischen Kompromiss, der den Abriss hinnahm, wenn das dadurch verlo-

¹⁴ Vgl. Tilmann Breuer, Ensemble – Konzeption und Problematik eines Begriffes des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes, in: Wilfried Lipp (Hrsg.), *Denkmal – Werte – Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalsbegriffs*, Frankfurt a. M./New York 1993, S. 171.

¹⁵ Vgl. Henry-Russell Hitchcock, *Die Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts*, München 1994, S. 13, 14.

¹⁶ Vgl. Michael Brix/Monika Steinhauser, *Geschichte im Dienste der Baukunst*, in: Dies., *Geschichte allein ist zeitgemäß*, Lahn-Gießen 1978, S. 238.

¹⁷ Tobias Leidinger, *Ensembleschutz durch Denkmalsbereichssatzungen der Kommunen*, Berlin 1993, S. 33.

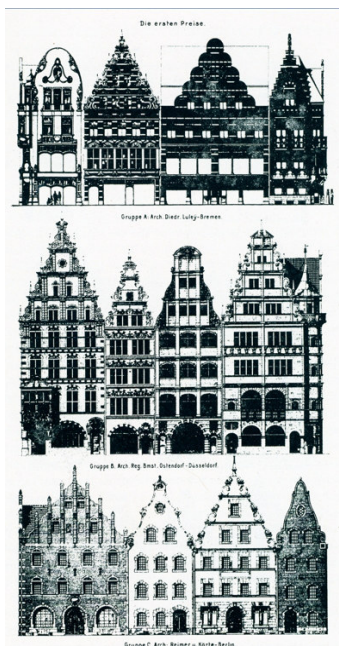


Abb. 3: Musterfassaden-Wettbewerb Bremen. Die ersten Preise, 1901.

se“²¹ gründeten. Der Verein „Lüder von Bentheim“ sammelte Mitteilungen über anstehende Umbauten und Abbrüche. Die Kommission suchte in Gesprächen mit den Eigentümern auf die Gestaltungsweise der Häuser einzuwirken.²²

So wurde versucht, zumindest das äußerliche Stimmungsbild durch charakteristische Fassadenmerkmale zu bewahren, um sich nicht völlig im Tempo der Veränderungen zu verlieren. Dem universalen bzw. „ortslosen Stilpluralismus“ suchte man „ortstypische Gestaltungsweisen“ entgegenzuhalten.²³ Durch diese Form von Stadtbildpflege glaubte man, dass sich der Stadtbildcharakter im Zuge der Industrialisierung nicht ganz so drastisch wandeln würde. Trotz des fortschreitenden Stadtumbaus sollte wenigstens der Stadtbildcharakter bewahrt werden. Ebenso radikal

rengegangene „malerische Erscheinungsbild im Rahmen des Neu- und Ausbaus wieder gewonnen werden konnte.“¹⁸ Im Zuge der immer schneller einsetzenden Veränderungen suchte man das romantisch-malerische Erscheinungsbild zumindest mittels ästhetischer Vorschriften zur historisierenden Anpassung von Neubauten und Fassadenwettbewerben zu erhalten. In Hildesheim, Bremen und Lübeck wurde dieses Verfahren der Stadtbildpflege erprobt (Abb. 3).¹⁹ Beispielsweise wurde 1899 in Hildesheim die Bauordnung um die „Verordnung zur Verhütung einer Verunstaltung der älteren Stadtteile Hildesheims“ erweitert.²⁰ Diese neue Verordnung sah vor, dass sich Neubauten an den bis etwa Mitte des 17. Jahrhunderts verbreiteten Stilformen zu orientieren hätten. Als Ergebnis eines dieser Fassadenwettbewerbe entstand ein Mappenwerk mit 200 Tafeln, die man als Musterfassaden kleineren Bauunternehmern zukommen ließ.

Ähnlich wie zuvor in Hildesheim ging in Bremen die Initiative von traditionsbewussten Bürgern aus, die einen Verein zur Pflege der „heimischen Bauweise“

¹⁸ Ebd., S. 29.

¹⁹ Vgl. Michael Brix, Fassadenwettbewerbe. Ein Programm der Stadtbildpflege um 1900, in: Meckseper/Siebenmorgen, S. 69.

²⁰ Ebd., S. 71.

²¹ Ebd., S. 75.

²² Ebd., S. 77.

²³ Ebd., S. 83.

wie die Zerstörung der Stadt in der Vergangenheit betrieben worden war, baute man auch die Stadt mit dem Notbehelf der Rekonstruktion oder historisierender Bauten wieder auf. Allerdings sah man bald ein, dass die Fassadenwettbewerbe nur eine Alibifunktion für den Abriss historischer Bürgerhäuser hatten. Die Notwendigkeit einer deutlicheren Grenzziehung zwischen anpassender Stadtbildpflege und bewahrender Denkmalpflege wurde erkannt. 1915 wurden bereits in Max Dvoráks „Katechismus der Denkmalpflege“ die wesentlichen Grundaussagen zum Ensemblechutz bzw. zum „Städtebaulichen Denkmalschutz“ zusammengefasst. Darin mahnte er die falsch verstandene „Verschönerungssucht“ an.²⁴ Bauunternehmen würden Gebäude mit modischen Formen und Ornamenten, die aus Vorlagebüchern stammen, errichten und damit nur „künstlerisch hohle“ und „langweilige Allerweltstädte“ erzeugen.²⁵ Die historische Architektur sei nicht mehr vom Neugebauten zu unterscheiden, zumal sich ohnehin Bahnhöfe in historischem Gewand „als klassizistische oder barocke Schlösser“ ausgaben, „Fabriken als mittelalterliche Burgen, Mietskasernen als Renaissancepaläste“ und „Villen als romantische Pfalzen“.²⁶ Auch der „Stildogmatismus“, der zur gängigen denkmalpflegerischen Praxis der Stilreinheit geführt hatte, habe eine künstlerischen wie historische Entwertung bewirkt, von der vor allem Burgen und Kirchen betroffen seien.²⁷ So stellte Dvorák fest, dass der Historismus durch seine „kulturelle Rückständigkeit und Unbildung“ zu beklagenswerten Verlusten geführt habe.²⁸ Dagegen forderte er, alle Stile der Vergangenheit zu berücksichtigen und zu wahren. Seine umfassende Kritik am impressionistisch und romantisch geprägten Ensemblebegriff machte die Problematik eines nur auf ästhetischen Schutz ausgerichteten Ensembleschutzes deutlich.

Romantisierende Stadtbildpflege im postmodernen Historismus

Ebenso wie um 1900 der Denkmalschutz vom Einzelobjekt zum Ensemble erweitert wurde, so wurde mit dem „Europäischen Denkmalschutzjahr“ 1975 der sich im Wandel befindende Umgang mit dem Ensemble und der historischen Altstadt sichtbar. Erst mit dem „Europäischen Denkmalschutzjahr“ entwickelten sich auch in Deutschland die rechtlichen Instrumente zum sachgerechten Umgang mit Ensemble-Denkmalern. Alle seit 1975 in Europa verabschiedeten Gesetze berücksichtigen den Ensembleschutz.²⁹ Die städtebaulichen Methoden der „Behutsamen Stadter-

²⁴ Max Dvorák, *Katechismus der Denkmalpflege*, Wien 1918, S. 20.

²⁵ Ebd., S. 18, 20.

²⁶ Bartetzko, S. 30.

²⁷ Ebd., S. 30.

²⁸ Ebd., S. 14.

²⁹ Gottfried Kiesow, *Einführung in die Denkmalpflege*, Darmstadt 1995, S. 59.

neuerung“, der „Kritischen Rekonstruktion“ (BRD), beziehungsweise der „Komplexen Rekonstruktion“ (DDR) wurden angewandt und sollten der Auflösung von Stadtstrukturen durch die Moderne entgegenwirken. 1991 wurde das erfolgreiche Förderprogramm „Städtebaulicher Denkmalschutz“ von Gottfried Kiesow und Michael Bräuer entwickelt, um den Bestand alter Städte in den neuen Bundesländern zu schützen. Schon der Begriff „Städtebauliche Denkmalpflege“ kennzeichnet die Symbiose von Städtebau und Denkmalschutz. Aufgabe der „Städtebaulichen Denkmalpflege“ ist, bei einer neuen Planung darauf zu achten, dass historische Stadtstrukturen und Bauten erhalten werden.

Diese Wertschätzung von historischen urbanen Strukturen führte aber auch zum steigenden Bedarf nach Rekonstruktionen, die die Stadtbilder ergänzen sollten. Die im Zusammenhang mit dem postmodernen Historismus auftretenden künstlichen Geschichtsbeschaffungen stellen den Versuch dar, einer Kultur des „Fast Forward“, die mit zunehmender Geschwindigkeit Stadtbilder und Räume verändert und zerstört, eine Stadtbildkontinuität bzw. eine Identitätsgarantie entgegenzusetzen.

Allerdings wurde es dabei damals wie heute immer wichtiger, den Eindruck beziehungsweise die Stimmung von so etwas wie „Heimat“ zu vermitteln. Die Herstellung dieses Stimmungsbildes verlief in beiden Historismus-Phasen ähnlich. Die wenigen Überbleibsel der Geschichte konnten das Verlustgefühl von Geschichte nicht vollauf befriedigen, so dass Geschichte nötigenfalls künstlich geschaffen wurde und so Restaurierung, Rekonstruktion und Neubau nicht mehr voneinander unterschieden werden konnten.

Herstellung nationaler Identität durch Geschichte

Beide Historismus-Phasen sind von einem neu erwachten Nationalgefühl – einer Suche nach Identität – bestimmt, die durch ihre Reflexion Traditionen bewusst in die Gegenwart zu transponieren suchen. Nach den Befreiungskriegen (1813–1815) gegen die napoleonische Herrschaft und dem Sieg über Napoleon erwachte in Preußen ein neuer Patriotismus, der in zahlreichen Denkmälern wie zum Beispiel dem Berliner Kreuzbergdenkmal von Karl Friedrich Schinkel (1818–1821), der Walhalla bei Regensburg von Leo von Klenze (1830–1847) und dem Wiederaufbau des Kölner Doms (1824–1880) (Abb. 4) zum Ausdruck kam.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches (1871) hatte sich Preußen allmählich zu einer Nation gewandelt. Damit verbunden war ein neues Nationalbewusstsein, denn zum ersten Mal waren die Deutschen zu einer Nation vereint.

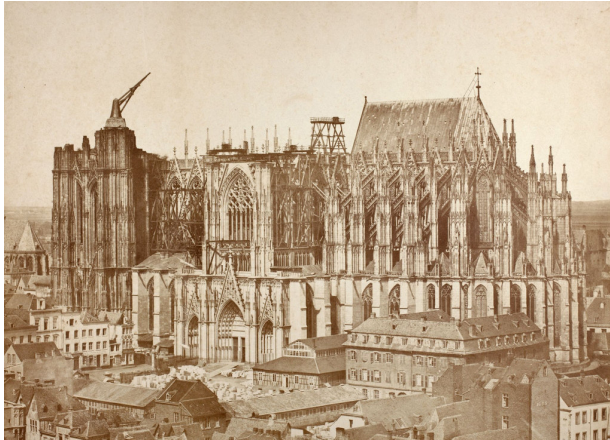


Abb. 4: *Kölner Dom 1855. Die Wiederaufnahme des seit dem Mittelalter ruhenden Kölner Dombau erfolgte 1824 und seine Fertigstellung 1880.*

Das mittelalterliche Stadtbild in gotischem oder romanischem Stil legte den Gedanken einer einheitlichen nationalen Kultur nahe. In Städten, die dem scheinbar „Altdeutschen“ weniger entsprachen, wurde nachgeholfen, indem man lokale Baustile, die man für spezifisch nationaldeutsch bzw. für „altdeutsch“ hielt, aufnahm, beispielsweise der hanseatische Backsteinstil im Norden, der Barockstil in Süddeutschland, der Renaissancestil in Nürnberg und der Rokokostil in Würzburg. Auch die Denkmalpflege war von dem geschichtlichen Gehalt der nationalen Idee geprägt. Denkmäler mit deutscher Vergangenheit wie etwa die gotischen wurden besonders bevorzugt und wieder stilrein rekonstruiert (Kölner Dom, Ulmer Münster u. a.). Es gab wohl keine Phase in der deutschen Geschichte, in der an so vielfältigen Baudenkmalern weitergebaut wurde, um die eigene Geschichte zu überhohen – man denke nur an den Kölner Dom, die Wartburg, die Goslarer Kaiserpfalz, die Burg Dankwarderode in Braunschweig, den Dom zu Speyer, das Rathaus in Aachen oder das Heidelberger Schloss.

Dieser historisierende Stil und der Denkmalkult deutscher Vergangenheit des 19. Jahrhunderts waren zugleich auch Ausdruck einer restaurativen Gesellschaft, die von einer halbfeudalen Militärmonarchie regiert wurde. Der progressive, optimistische und aufklärerische Ansatz der romantischen Klassizisten, die noch glaubten, mittels der Architektur und des sozialen Gedankens die Menschheit verändern und verbessern zu können, ging allmählich verloren. Mit dem Historismus ging eine in die Vergangenheit zurückblickende Haltung einher, die der Gegenwart zu-

nehmend kritisch gegenüberstand. Die soziale Frage war völlig unzureichend geklärt: In den Großstädten herrschten äußerst schlechte Lebensbedingungen, demokratische Hoffnungen waren vorerst zerschlagen und es herrschte politische Resignation. Die Schnellebigkeit der Veränderungen technischer wie gesellschaftlicher Art wurden als Krise erfahren, die man mit dem Traditionsbezug des Historismus kompensieren zu können glaubte.

Auch 1989 wurden mit dem Fall der Mauer eine getrennte Nation und zwei Staaten wieder zusammengefügt, was mit dem Vereinigungsprozess um 1871 durchaus zu vergleichen ist. In der Welt nach dem Kalten Krieg schien sich die Debatte um die deutsche Geschichte zu relativieren, was zur Folge hatte, dass die Deutschen begannen, sich mit ihrer preußischen Geschichte zu versöhnen. Dementsprechend traten in Berlin – seit 1991 Hauptstadt und Regierungssitz – an den politisch und symbolisch bedeutsamsten Orten verstärkt Rekonstruktionen preußischer Geschichte auf, ebenso wie in der ersten Phase des Historismus unzählige Gebäude wieder rekonstruiert worden waren. Im 19. Jahrhundert wurden Burgen, heute werden Schlösser rekonstruiert.

Die Herstellung nationaler Identität – insbesondere durch die Rekonstruktion preußischer Geschichte – ist mit den politischen Einheitsbildungen zu vergleichen, die 1871 und 1990 erfolgten. Die Sehnsucht nach kulturellen und nationalen Werten bildete sich im wiedervereinigten Deutschland heraus und drückte sich in der historisierenden Architektursprache und der verstärkten Tendenz zu Rekonstruktionen aus. Die Geschichts-Orientierung des Historismus im 19. und 20. Jahrhundert war eine Art Kompensation für die gesellschaftliche Instabilität im Zeitalter des Industriekapitalismus und der globalen Universalisierungstendenz.

Globalisierung des lokalen Stadtbildes

Der nun schon bestehende Verlust von historischer Bausubstanz aufgrund von Stadtplanungen der Moderne und als anonym empfundener Baukultur wurde durch die Globalisierung und den damit verbundenen Universalisierungsschub der 1990er Jahre vergrößert. Als Gegenbewegung bot die „Globalisierung des Lokalen“ eine neue gesellschaftliche Orientierung an. Dieser neue Ausdruck „Globalisierung des Lokalen“ wurde von Indrajit Banerjee, einem indischen Experten für Globalisierung, geprägt.³⁰ Je mehr Menschen unterwegs sind und je entwurzelter sie sich in anonymen Städten fühlen, desto stärker wird das Bedürfnis nach Unverwechselbarem, nach dem Bedeutsamen eines Ortes. Um die Sehnsucht nach Unverwechselbarem

³⁰ Vgl. Thomas Friedman, *Die Welt ist flach*, Frankfurt a.M. 2006, S. 613.

ren zu erfüllen, fokussieren Städte einen bestimmten Topos und vereinheitlichten diesen, wie etwa in Dresden den Barock.

Wie im Historismus die neu entstandene Architektur eine lange historische Vergangenheit vortäuschte, so hatte sich innerhalb der vielschichtigen postmodernen Stile die traditionelle und konservative Richtung, der postmoderne Historismus, durchgesetzt. Beiden Historismus-Phasen ist gemeinsam, dass sie sich von der Fortschrittstheorie, die eine universale Architektursprache geschaffen hatte, abwandten. Ebenso wie der Klassizismus, der mit progressiven sozialen Werten verbunden war, durch die retrospektive Haltung des Historismus abgelöst wurde, so wich auch das soziale Fortschrittsprojekt der Moderne mit seinem „International Style“ dem postmodernen Historismus. Diese konservativere und traditionellere Haltung etablierte sich vor allem in den 1980er Jahren und verstärkte sich insbesondere durch die Globalisierung in den 1990er Jahren.

Wie vor einem Jahrhundert arbeitet der postmoderne Historismus mit ähnlichen Täuschungsmanövern so dass Rekonstruktion und Neubau nicht mehr zu unterscheiden sind. Wichtig ist dabei nur noch – den Fassadenwettbewerben um 1900 nicht unähnlich –, dass ein malerischer Eindruck vermittelt wird, wie beispielsweise am Neumarkt in Dresden.

Bereits nach der durch das „Europäische Denkmalschutzjahr“ eingeleiteten Wende war die gefühlsmäßige Wahrnehmung mit Stadtbildern wie beispielsweise dem Milieu und der Atmosphäre altstädtischer Bereiche verbunden. So bemerkte Dieter Bartetzko, dass „die Losung des Denkmalschutzjahres 1975“ an Empfindungen appellierte und Altstädte „indirekt als Orte für Gefühle und Gemüt“ kennzeichne.³¹

Auch der Denkmalpfleger Georg Mörsch sah es im Nachhinein als problematisch an, dass in diesem Jahr mit einer Fotoausstellung „die ästhetischen Vorzüge historischer Bausubstanz unbarmherzig mit einer tendenziösen Auswahl von modernen Unsäglichkeiten konfrontiert wurden.“³² Diese Polarisierung von „neu = hässlich“ und „alt = schön“ habe die Öffentlichkeit in der falschen Meinung bestärkt, „Denkmäler seien hauptsächlich oder nur wegen ihrer uns heute erschließbaren Schönheit erhaltenswert, und zum anderen wurden Architekten in der hartnäckigen Meinung bestärkt, ihr Entwurf müsse nur genügend schön sein, um den Altbau, der noch auf dem Grundstück steht, entbehrlich zu machen.“³³ Laut Martin Falser wurde sogar der Begriff „kulturelle Authentizität“ durch den Begriff „kulturelle Schönheit“ ersetzt.³⁴ So wurde durch das Europäische Denkmalschutzjahr indi-

³¹ Bartetzko, S. 18.

³² Georg Mörsch, Denkmalverständnis. Vorträge und Aufsätze 1990–2002, Zürich 2004, S. 89.

³³ Ebd., S. 89.

³⁴ Martin Falser, Identität und Authentizität. Deutsche Denkmalpflege zwischen nationaler Befindlichkeit und kultureller Wertedynamik, Diss. Phil. Berlin 2006, S. 104.

rekt die Tendenz einer gefühlsmäßigen Wahrnehmung hervorgerufen, die in der Bevorzugung des Malerisch-Schönen besteht. Zu dieser Tendenz gehört auch, dass die „wirklich guten Denkmäler“ auf die „schönen“ Denkmäler reduziert oder dementsprechend umgebaut werden.³⁵ Damit verlor die Denkmalpflege ihre eigentliche Aufgabe, das Baudenkmal als primäres Geschichtsdenkmal in seiner Denkmalsubstanz zu behandeln, und passte sich gefühlsmäßigen Bildwirkungen an.

Indem das historische Stimmungsbild gesellschaftlich wie politisch auf allgemeinen Konsens stieß, waren und sind mit diesem Stimmungsbild auch wesentliche wirtschaftliche Vorteile verknüpft, wie zum Beispiel der Wiederaufbau Dresdens eindeutig dokumentierte. Dieses Stimmungsbild wurde umso bedeutsamer, als heute die Städte bei der Wahl von Standorten – etwa für Finanzdienstleistungen – immer mehr durch ihren Symbolwert und ihre Funktion als Touristenattraktion bestimmt werden. Immer häufiger spielen touristische Überlegungen bei den Kopien zerstörter historischer Bauwerke eine Rolle.

Trotz der Bedeutung von Geschichte kommt es in beiden Historismus-Phasen infolge eines angestauten Geschichtsbedürfnisses zur einseitigen Fokussierung auf einen Topos und zur Ausblendung geschichtlicher Differenzierung. Rekonstruktionen und historisierende Neubauten führten dazu, dass in beiden Historismus-Phasen die Zeitgrenze zwischen historischer und gegenwärtiger Bausubstanz aufgehoben wurde, indem das Alte neu und das Neue alt erscheint. Dadurch werden historische Orientierungen zunehmend schwieriger und „das Gefühl für das Wirkliche geht verloren.“³⁶ Wesentlich wird nur, dass das Ensemble „Heilung“ von der Zerstörung verspricht. Immer wieder taucht daher in den Debatten um die Rekonstruktion des Berliner Schlosses und seines Areals der Begriff der „Heilung“ auf³⁷ – so wie man im Historismus des 19. Jahrhunderts im Mittelalter eine „heile“ gesellschaftliche Struktur vorzufinden glaubte.

In den Phasen gründerzeitlicher Aufbruchsstimmung erfolgen gerade an politisch bedeutsamen Orten Geschichtsverwerfungen und Ausblendungen von Differenzen. Das neu erwachte Nationalbewusstsein trägt unmittelbar zu einer neuen Geschichts-Wertung bei – vor allem zu einer emotionalen Polarisierung in Gut und Böse – und ist als solches kein typisch deutsches Phänomen.

Auch an der Umbenennung von Straßen kann der politische Wandel abgelesen werden. Der Wiederaufbau des Berliner Schlosses und die Neugestaltung des

³⁵ Mörsch, S. 91.

³⁶ Johannes Cramer, Sehnsucht nach Geschichte, oder: Braucht die Bauforschung neue Marketingstrategien, in: Ders/Peter Goralczyk/Dirk Schumann, Bauforschung, eine kritische Revision. Historische Bauforschung zwischen Marketing und öffentlichem Abseits, Berlin 2005, S.26.

³⁷ So Annette Ahme in ihrem Vortrag „Berlins historische Mitte 1889 bis heute – und weiter?“, gehalten am 21.4.2007 in der Urania, Berlin.

Schlossareals waren politische Entscheidungen, die typische Beispiele herrschaftsgeleiteter Ausblendung von Geschichte sind. Will man der Stadtidentität – die sowohl mit nationalen Ideen als auch mit subjektiven Werten verbunden ist – einen bestimmten Architekturstil aufprägen, so führt dies zwangsläufig zu einer einseitigen Geschichtsdeutung. Die Umdeutung und Ausblendung von politischer Geschichte ist hier mit der Kulturgeschichte geradezu gesetzmäßig verknüpft. Das Paradoxe ist jedoch, dass man in einer Phase des Historismus annehmen würde, dass sehr schonend mit Baugeschichte umgegangen werde. Umso mehr wird diese Erwartung durch die einseitige Fokussierung auf das schöne Denkmal und das malerisch romantische Stadtbild enttäuscht.

Die Rückbesinnung auf die Vergangenheit ist in beiden Phasen des Historismus einerseits als Ausdruck einer restaurativen Gesellschaft, andererseits als Reaktion auf Fortschrittsfanatismus und Beschleunigungswahn, als Gegenbewegung zu Aufklärung, Säkularisation und universalisierender Globalisierung zu verstehen. In beiden Historismus-Phasen wurde der extreme Bauverlust mittels romantisierender Stadtbildpflege durch Rekonstruktionen, historisierende Bauten, Stilvereinigungen, Gestaltungssatzungen und Fassadenwettbewerbe kompensiert.

PD Dr. Ing. habil. Katharina Brichetti, Institut für Bau- und Stadtgeschichte, TU Berlin, brichetti@baugeschichte.a.tu-berlin.de

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: Dresdner Frauenkirche und der Neumarkt, Foto: Katharina Brichetti.

Abb. 2: Rothenburg ob der Tauber, Foto: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:%3ARothenburg_BW_4.JPG (abgerufen am 10.8.2016, Foto gemeinfrei).

Abb 3: Fassadenwettbewerb Bremen, Die ersten Preise, 1901. Technische Universität München.

Abb 4: Kölner Dom, Foto: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johannesfranciscus-Michiels_bau-des-doms-koeln-1855.jpg, (abgerufen am 12.8.2016, Foto gemeinfrei).

***Fatti Urbani.* Aldo Rossi und die Poesie urbaner Dinge**

Hälfte des Lebens

(...)

Die Mauern stehn

Sprachlos und kalt, im Winde

Klirren die Fahnen

(Friedrich Hölderlin 1805)

Hölderlin als Schlüssel

In einer seiner Vorlesungen an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich formte der Architekt Aldo Rossi den Schluss von Friedrich Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens* um und endete mit der Paraphrase: „Meine Architektur steht sprachlos und kalt.“¹ Dazu erläuterte er später in seiner *Wissenschaftlichen Selbstbiographie*: „Ich war – und bin es immer noch – von der Natürlichkeit, der Unmittelbarkeit und dem Klassizismus der Architekturen und dem Naturalismus der Personen und Gegenstände angezogen. Die Spannung, die ich dabei empfand, erweckte in mir Formen exaltierter Kälte, (...)“.² Das hier beschriebene Empfinden inspirierte Rossis journalistische Tätigkeit und seine frühen Schriften. Es materialisierte sich in seinen frühen Bauten und fand sichtbaren Ausdruck in Zeichnungen und Stillleben, in denen Rossi leere Arkaden, gestreifte Strandkabinen und emailierte Kaffeekannen zu immer neuen menschenleeren Arrangements versammelte. So lenkt der Umgang mit dem berühmten Gedicht des Romantikers Hölderlin den Blick bereits auf zentrale Aspekte der Seh- und Arbeitsweise des Architekten und Theoretikers Aldo Rossi. Die Kältemetapher bildete einen wichtigen Orientierungspunkt darin.³ Sie liefert zugleich einen ersten Hinweis auf Rossis Affinität zum ro-

¹ Aldo Rossi, *Wissenschaftliche Selbstbiographie*, Bern/Berlin 1988, S. 17.

² Ebd., S. 76.

³ Vgl. Ákos Moravánszky, Formen exaltierter Kälte. Rossis Rationalismus und die Deutschschweizer Architektur, in: Ders./Judith Hopfengärtner (Hrsg.), *Aldo Rossi und die Schweiz. Architektonische Wechselwirkungen*, Zürich 2011, S. 210.

romantischen Denken und macht auf mögliche Bezüge seiner Arbeit zur Romantik oder einem „romantischen Modell“ aufmerksam.

Hier geht es darum, weitere Zusammenhänge zwischen Aspekten von Rossis Arbeit und Strategien des romantischen Denkens offenzulegen: Dabei richtet sich der Blick zuerst auf Rossis Haltung in der Debatte um Stadt und Region in Italien in den frühen 1960er Jahren, anschließend geht es um das Konzept der *fatti urbani*, die hier als roter Faden in Rossis theoretischen Projekten zur Stadt interpretiert werden. Abschließend wird gefragt, welche neuen Perspektiven auf den Gesamtbeitrag Rossis Verbindungen mit der Romantik als Modell eröffnen.

Am Werk des Architekten Aldo Rossi schieden sich von Beginn an die Geister: Insbesondere unter jüngeren Architekten und Studenten fand er seit den 1960er und 1970er Jahren Bewunderer und ergebene Anhänger, während ihn andere für einen überschätzten Formalisten hielten. „Seine schlagwortartigen Thesen waren nicht weniger einprägsam, hypnotisch und charismatisch als die Le Corbusiers. Sie zu übernehmen, war wie bei Le Corbusier eher Glaubensakt als rationale Entscheidung“⁴, bemerkten die Architekturhistoriker Tzonis und Lefaivre. Der Soziologe Lucius Burckhardt sah dagegen den Grund für die Attraktivität seines zeitweiligen Kollegen an der ETH in der simplen Tatsache, dass die „Schweizer Studenten noch nie von der *Tipologia* gehört hatten, und die Profs noch nie bei Spaghetti und weißen Trüffeln so klug unterhalten wurden.“⁵ Ein jüngst in der Architekturzeitschrift Arch+ erschienener Artikel etwa greift Françoise Choays Abkanzelung von Rossis Hauptwerk, *Die Architektur der Stadt*, als „Blütenlese der Absurditäten“⁶ auf und schließt damit an die traditionell kritische Haltung der Zeitschrift zu Rossi an.⁷

Allgemein wird Rossi auch in der deutschsprachigen Architektur- und Städtebaugeschichte seit langem eine zentrale Position und Bedeutung eingeräumt⁸, während er in der deutschen Planungsgeschichte und -theorie bisher nur selten Erwähnung fand.⁹ Jüngere Arbeiten zu Aldo Rossi beschäftigen sich mit vielfältigen Teilberei-

⁴ Alexander Tzonis/Liane Lefaivre, *Architektur in Europa seit 1968*, Frankfurt a.M./New York 1992, S. 62.

⁵ Lucius Burckhardt, *Bildungsbrocken aus Italien*, in: *Viele Mythen, ein Maestro: Kommentare zur Zürcher Lehrtätigkeit von Aldo Rossi*, in: *Werk, Bauen und Wohnen* H. 84/1997, S. 41.

⁶ Françoise Choay, *Conclusion*, in: *Pierre Merlin/Françoise Choay/Ernesto D'Alfonso, Morphologie urbaine et parcellaire*, Saint-Denis 1988, S. 156.

⁷ „baukuh“, *Die Architektur der Stadt. Das nicht gehaltene Versprechen*, in: *Arch+* H. 183/2007, S. 14-27; Alexander Pellnitz, *Rossi and Germany. Translation and Perception of *The Architecture of the City**, in: *Fernanda De Maio/Alberto Ferlenga/Patrizia Montini Zimolo (Hrsg.), Aldo Rossi. La storia di un libro*, Padua 2014, S. 213 f.

⁸ Etwa Hanno-Walter Kruft, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart*, München 1985, S. 517; Fritz Neumeyer, *Nachdenken über Architektur. Eine kurze Geschichte ihrer Theorie*, in: *Ders. (Hrsg.), Quellentexte zur Architekturtheorie*, München 2002, S. 69.

⁹ Vgl. etwa Gerd Albers, *Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa. Begegnungen, Einflüsse, Verflech-*

chen seiner Arbeit, die aus immer neuen Blickwinkeln beleuchtet werden.¹⁰ Das lässt seine Arbeit seltsam fragmentiert erscheinen und verstärkt den Eindruck, er habe Ansichten revidiert und seine Arbeitsweise und seinen Stil mehrfach gewandelt. Rossi selbst unterschied zwei Phasen seiner Karriere: In seiner Jugend habe er von der Möglichkeit profitiert, „das Verhältnis von Theorie und Praxis zu studieren (...). Heute jedoch ziehe ich es vor zu entwerfen und zu bauen und bin fasziniert von der Möglichkeit an unterschiedlichen Orten und in verschiedenen Ländern zu bauen“¹¹ erklärte er anlässlich der Verleihung des Pritzkerpreises 1990 in Venedig.

Das italienische Wirtschaftswunder und der Bauboom zwischen 1958 und 1964 waren von intensiven und politisch aufgeladenen Debatten zur Urbanistik und Architektur begleitet.¹² Aldo Rossi schrieb bereits seit der ersten Hälfte der 1950er Jahre für die einflussreiche, von Ernesto Nathan Rogers geleitete Architekturzeitschrift *Casabella continuità*, und seine Artikel erhielten besondere Aufmerksamkeit. Rossi stellte die Doktrin der Moderne in Architektur und Städtebau grundsätzlich in Frage. Von Anfang an suchte er nach Ansatzpunkten für eine grundlegend neue Herangehensweise an Fragen der Stadtplanung und des Städtebaus. Dafür beschäftigte er sich gezielt mit den Hauptvertretern und deren gebautem Erbe der klassischen Moderne in Architektur und Städtebau. Seine Artikel beleuchteten Arbeiten von Le Corbusier, Adolf Loos, Emil Kaufmanns Boullée-Rezeption, Besonderheiten des Mailänder Neoklassizismus oder der Berliner Wohnungstypologien¹³ – dabei argumentierte Rossi immer aus einer ungewöhnlichen, eigenständigen und kritischen Perspektive. Die in seinen Artikeln entwickelten neuen Fragestellungen und Positionen machte er zu zentralen Bausteinen seines Projekts einer „grundlegenden Theorie

tungen, Braunschweig/Wiesbaden 1997; Dieter Frick, Theorie des Städtebaus. Zur baulich-räumlichen Organisation der Stadt, Berlin 2011; Uwe Altröck, Städtebau in der Bestandsentwicklung – vom Durchbruch nachmoderner Leitbilder bis zu Tendenzen hybriden Städtebaus, in: Ders./Ronald Kunze/Gisela Schmitt/Dirk Schubert (Hrsg.), 40 Jahre Städtebauförderung – 50 Jahre Nachmoderne. Jahrbuch Stadterneuerung 2012, Berlin 2012, S. 125-146.

¹⁰ Vgl. etwa Katharina Brichetti, Von Boullée bis Rossi. Vom romantischen Klassizismus zur Postmoderne, Univ. Diss. Berlin 2002; Carsten Ruhl, Magisches Denken – Monumentale Form: Aldo Rossi und die Architektur des Bildes, Wiesbaden 2014; Angelika Schnell, Die Konstruktion des Wirklichen. Eine systematische Untersuchung der geschichtstheoretischen Position in der Architekturtheorie Aldo Rossis, Univ. Diss. Stuttgart 2009.

¹¹ Rede Aldo Rossis anlässlich der Verleihung des Pritzkerpreises in Venedig 1990, zit. in: Kurt W. Forster, Architektur vor dem Verstummen retten. Rossis Zürcher Jahre als Transit, in: Moravánszky/Hopfengärtner, S. 124.

¹² Marie Louise Lobsinger, The New Urban Scale in Italy, in: Journal of Architectural Education, ACSA 2006, S. 28-38; Pier Vittorio Aureli, The Project of Autonomy. Politics and Architecture within and against Capitalism, New York 2008.

¹³ Die Artikel sind gesammelt in: Aldo Rossi, Scritti scelti sull' architettura e la città, Mailand 1975.

des Urbanen".¹⁴ Mit diesem Projekt wollte Rossi den zu dieser Zeit von vielen Akteuren geforderten und diskutierten grundsätzlichen Wandel in Architektur und Städtebau auf eine umfassend neue theoretische Basis stellen. Er arbeitete mit den diskursleitenden Architekten und Urbanisten seiner Zeit zusammen – in Workshops und Seminaren an den nationalen Architekturzentren in Mailand, Venedig, Florenz und Rom – und pflegte vielfältige internationale Kontakte.¹⁵ Zugleich misstraute Rossi dem modernen Spezialistentum und war überzeugt, dass sich die Komplexität urbaner Phänomene nicht auf das jeweilige disziplinäre Feld von Architektur, Stadt- oder Regionalplanung reduzieren ließe. Der Architekt ließ sich von vielfältigen kulturellen Ausdrucksformen inspirieren und sammelte Anregungen und Hinweise aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen.

1966 erschien Rossis Buch *L'architettura della città*. Der Text versammelt viele Einzelbetrachtungen und Beobachtungen, die Rossi zu einer umfassenden Theorie der Stadt zu verbinden suchte. In vier Kapiteln kreisen seine Überlegungen um vier zentrale Begriffe: Typus, primäre Elemente, Permanenz und Locus. Der Text, der als Rossis Hauptwerk gilt, liefert eine komplexe Verdichtung seiner Standpunkte. In den folgenden zwei Jahrzehnten ergänzte Rossi diese Basisarbeit zu einer Theorie der Stadt, an der ihm so viel gelegen war, mit unterschiedlichen Projekten: vor allem das Projekt der *città analoga* und die von ihm kuratierte Ausstellung zur XV. Biennale in Mailand 1973.

Zu Recht wurden Defizite und nicht eingelöste Versprechen der theoretischen Arbeiten und Projekte Rossis aufgezählt und angemerkt, dass Rossis anfänglich breiter internationaler Erfolg aufgrund der offenbar fehlenden Systematik und Methodik seines Buches schon bald wieder verblasste.¹⁶ Umso bemerkenswerter ist das trotzdem anhaltende, wenn auch etwas diffuse Faszinationspotential seiner Beiträge, das immer neue Erklärungsversuche angeregt hat. Anthony Vidler formulierte bereits 1976 eine erste epochale Einordnung. In dem einflussreichen Aufsatz *The Third Typology* versuchte er, die historische Relevanz des von Rossi vertretenen theoretisch-methodischen Ansatzes zu klären.¹⁷ Darin stellte Vidler den Erklärungsmodellen der Moderne als „erster“ und „zweiter Typologie“ die neue „dritte Typo-

¹⁴ Teil des Untertitels der deutschen Übersetzung von *L'architettura della città*. Die italienische Originalschrift hat keinen Untertitel; vgl. Aldo Rossi, *Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen* [deutsche Übersetzung: Arianna Giachi], Düsseldorf 1973.

¹⁵ Etwa durch eine Reise nach Ostberlin auf Einladung von Hans Schmidt, zu der Zeit Direktor der Deutschen Bauakademie, Berlin, im November 1961.

¹⁶ Vgl. etwa Moravànszky, S. 214.

¹⁷ Anthony Vidler, *The Third Typology*, in: *Oppositions* H. 7/1976; leicht gekürzte deutsche Übersetzung in: Gerald R. Blomeyer/Barbara Tietze, *In Opposition zur Moderne. Aktuelle Positionen in der Architektur*, Braunschweig 1980, S. 108-116.

logie“ der „neuen Rationalisten“ um Aldo Rossi kritisch gegenüber: Er bezeichnete die Architekturtheorien des 18. Jahrhunderts als „erste Typologie“, die Entstehungszusammenhänge der Architektur auf Grundformen aus der *Natur* zurückführe, während die „zweite Typologie“ – ausgelöst durch die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert – Architektur ausschließlich als *technisches Problem* angesehen habe. Beide zielten jeweils auf umfassende Erklärungsmodelle der Architektur, deren Wesen jeweils mit Sinnzusammenhängen erklärt wurde, die außerhalb der Architektur selbst liegen. Die moderne-kritischen Beiträge der neuen italienischen Rationalisten und im speziellen Aldo Rossis beschrieb Vidler als „dritte Typologie“: Charakteristisch für diese neue Haltung sei, dass sie weder nach allgemeinen „Gültigkeitserklärungen“ noch nach „ganzheitlichen Mystifizierungen der Vergangenheit“ suche und Architektur – „auch ohne einen klaren Satz von Regeln“ – ganz auf ihre eigene Natur beziehe.¹⁸ Bereits Ende der 1970er Jahre war Vidler bewusst, dass die von Rossi eingeführte Selbstreferenzialität der Architektur der Gefahr des (post-modernen) Formalismus ausgesetzt war, sowie von kapitalistischen Konsumlogiken vereinnahmt zu werden drohte. Nur rhetorisch konnte er den neuen Rationalismus von „jeglicher Nostalgie in Anlehnung an die Geschichte“ und von „Eklektizismus“ freisprechen.¹⁹ Zudem wies die von Vidler gewählte Bezeichnung „Ontologie der Stadt“ in eine falsche Richtung, denn sie suggerierte eine Form von Vollständigkeit, Bestimmtheit und Festigkeit, die Rossis Prinzipien und Projekte gerade *nicht* aufweisen. Zugleich verengte der gewählte Leitbegriff der „Typologie“ Vidlers eigentlich breit angelegte historische Argumentation auf lediglich einen der von Rossi bearbeiteten konzeptuellen Schlüsselbegriffe. Das machte den Text eher missverständlich und begrenzte seine Wirksamkeit in der theoretischen Debatte wie auch für die urbanistische Praxis.

Bisher wurden die vielfältigen, überraschenden und interessanten neuen Perspektiven, die Rossi eröffnet hat, nur als unvollendet und fragmentarisch wahrgenommen. Sie erschienen damit immer auch als defizitär und es folgte die Enttäuschung darüber, dass Rossi das Gesamtmodell, nach dem er so explizit gestrebt hatte, schuldig geblieben war.

Hier kann das Angebot der jüngeren Romantikforschung genutzt werden, um neue Zugänge und Verständnismöglichkeiten zu Rossis Werk und den von ihm mitgeprägten Positionen und Projekten zu testen. Die systematisch-historische Analyse könnte damit auch wertvolles, bisher noch nicht genutztes Anregungspotential für die städtebauliche Theorie und Praxis in der Gegenwart verfügbar machen. Einige

¹⁸ Ebd., S. 113.

¹⁹ Ebd., S. 116.

Annahmen zum Begriff der „Romantik“ bilden den Ausgangspunkt.²⁰ Romantik bezeichnet eine historische Epoche sowie zugleich programmatische Einstellungen, die mit bestimmten Stimmungsqualitäten verbunden werden. Deren Besonderheiten erklären sich ganz wesentlich aus der Nachbarschaft und Beziehung zwischen „Romantik“ und „Aufklärung“. Diese Epochennachbarschaft prägt die Ambivalenz romantischer Strategien und ihren zentralen Kern: das Streben nach Ganzheit, Allgemeingültigkeit und Gemeinschaft angesichts tatsächlich fortschreitender Auflösung, Ausdifferenzierung und Individualisierung. Die Annahme, dass sich Romantik auch als Modell verstehen lässt, ermöglicht es, die damit verbundenen Strategien zu abstrahieren, und eröffnet neue, umfassende Erklärungszusammenhänge für Phänomene aus anderen disziplinären Feldern und zeitlichen Kontexten.

Aldo Rossi arbeitete mit seinen moderne-kritischen Texten und Projekten ebenfalls an einer historischen Nahtstelle, möglicherweise einem Epochenübergang, und seine zentralen Themen – etwa Stadt und Peripherie oder die Ambivalenz von wissenschaftlicher Strenge und individuellem Kunstschaffen – stehen in Verbindung mit wichtigen Bezugspunkten romantischer Stadtvorstellungen. Eine systematischere Analyse dieser Verbindungen kann möglicherweise zum besseren Verständnis seines Werks beitragen.

Kehren wir noch einmal zu Rossis Paraphrase auf Hölderlins Gedicht *Hälfte des Lebens* zurück, werden nun romantisch-ästhetische Strategien identifizierbar, die Rossi hier offenbar interessierten: Das Gedicht beschreibt Sommer und Winter als aufeinanderfolgende Zustände. Im Titel wird aber nur auf *eine* Hälfte angespielt. Das ruft die Ahnung von etwas Ganzem hervor, das aber nie zustande kommt, weil zu einer Zeit immer nur der eine oder der andere Zustand eintritt. Dieser ist dann jeweils angefüllt mit der Erinnerung an den jeweils anderen oder mit seiner Erwartung. So treibt das Unvollständige ein imaginiertes Vollständiges hervor. Das Wissen um den permanenten Wandel versetzt die jeweilige Hälfte in einen Schwebezustand: Während der überreife Sommer schon die Ahnung seines Vergehens in sich trägt, erzeugt der Winter Sehnsucht und Hoffnung, enthält also eine hohe Potentialität. Mit der Kältemetapher entschied sich Rossi für diese zweite Hälfte. Das Interesse des Architekten für das romantische Bild legt nahe, auch Rossis Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, seine verbale Strenge und die stereometrische Abstraktion seiner frühen Entwürfe auf Zusammenhänge mit Strukturen des romantischen Denkens hin zu untersuchen.

²⁰ Anknüpfend an die Überlegungen von Stefan Matuschek und Sandra Kerschbaumer, siehe: Dies., Romantik als Modell, in: Dies./Daniel Fulda (Hrsg.), Aufklärung und Romantik. Epochenchnittstellen, Paderborn 2015, S. 141-156.

Von den Rändern zum Zentrum: Die Stadt als Ganzes

Dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnißvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe[n].

(Novalis)²¹

Kontinuierliche Bevölkerungszunahme durch Zuzug der Landbevölkerung kennzeichnete die Entwicklung italienischer Städte bereits vor dem Zweiten Weltkrieg. In der Nachkriegszeit setzte sich die Tendenz fort, verstärkt durch das italienische Wirtschaftswunder zwischen 1957 und 1964. Mit Bevölkerungszunahmen zwischen einer halben und einer Million in Mailand, Turin und Rom erreichte der Urbanisierungsschub bis 1971 seinen Höhepunkt. Am Rand der Städte errichteten private und staatliche Baugesellschaften relativ unkontrolliert einfach ausgestattete Wohnkomplexe in direkter Nachbarschaft zu Industrie- und Gewerbebauten. Die damit verbundenen beschleunigten gesellschaftlichen Veränderungsprozesse hatten gravierende Auswirkungen auf das soziale und räumliche Gefüge der italienischen Städte. Traditionelle, teilweise rural geprägte Lebensstile mussten an die vom Massenkonsum geprägte städtische Lebensweise angepasst werden und veränderten diese auch umgekehrt. Ungleiche soziale und wirtschaftliche Bedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten im Kerngebiet und an den Rändern spalteten die Städte sozial und räumlich. Diese umfassenden urbanen Wandlungsprozesse sowie die unbefriedigenden Ergebnisse der Wohnungsproduktion an den Rändern der Städte forderten Architekten dazu heraus, ihre Rolle als Planer grundsätzlich neu zu bestimmen und lösten zu Beginn der 1960er Jahre eine lebhafte, politisch aufgeladene Debatte im professionellen Feld der Urbanisten in Italien aus. Dabei fanden sich die italienischen Experten nicht in regionalen Zirkeln zusammen. Der landesweite Austausch unter den Fachleuten entwickelte sich durch wechselnde Engagements der Akteure an den Architekturfakultäten in Mailand, Venedig und Rom, in professionellen Vereinigungen und Aktionsgruppen sowie durch temporäre Ereignisse wie Konferenzen und speziell organisierte Seminare. Zentral ging es um die Frage, wie sich die Arbeitsweise der Planer und wie architektonische Formen und Maßstäblichkeit den neuen Formen des Massenkonsums, neuen Kommunikationsmitteln und wachsender Mobilität angepasst werden sollten.²² Der Architekt Giuseppe Samonà,

²¹ Novalis, Werke, Tagebücher und Briefe, hrsg. von Hans-Joachim Mähl, zit in: Matuschek/Kerschbaumer, S. 148.

²² Vgl. etwa: *Il volto della città*, VII. Convegno nazionale dell'Istituto nazionale urbanistica, in: *Urbanistica* H. 32/1960, S. 5-8.

Dekan des Istituto Universitario di Architettura di Venezia (IUAV), prägte den Begriff *la nuova dimensione* (der neue Maßstab), um neue Formen der Verbindung von Stadt und Land in der Stadtplanung zu beschreiben. Auf dieser Basis sollten dynamische Verbindungen zwischen Zentren, Peripherien und Stadtregionen entwickelt und vorhandene soziale und ökonomische Disparitäten ausgeglichen werden. Giorgio Piccinato und der junge Architekturhistoriker Manfredo Tafuri arbeiteten in ihrem Konzept der *città-territorio* das Planungsprinzip des neuen stadtreionalen Maßstabs als offene urbane Form weiter aus. Sie betonten das politische Ziel einer faireren Verteilung von Wohlstand und Dienstleistungen zwischen Stadt und Region auf der Basis neuer Transport- und ökonomischer Austauschformen.²³ Die radikale politische Linke lehnte dieses Konzept als Ausdruck eines „abgemilderten Kapitalismus“ ab, der die Arbeiterschaft auf neue Weise in das System integriere, um diese noch produktiver zu machen. Die einzige Alternative für solche Neuerfindungen der Stadt sei es dagegen, sich die Stadt als autonome Struktur genau so anzueignen, wie sie sei.²⁴ Diese radikal linke Position vertrat auch der Architekt Aldo Rossi und machte sie zur Basis seiner Stadttheorie. Auf zwei Veranstaltungen 1962 und 1963 kam es zur direkten Konfrontation der beiden Positionen. Der Architekt Giancarlo De Carlo, Leiter des Bereichs Urbanismus am Istituto Lombardo per gli studi economici e sociali (ILSES) in Mailand, organisierte im Januar 1962 in Stresa eine Tagung mit den wichtigsten Vertretern der Stadtplanung in Italien und internationalen Planungsexperten aus England, Frankreich und Deutschland. Die Diskussion wurde im folgenden Jahr bei einem vom Olivetti Konzern gesponserten, prominent besetzten Studienseminar in Arezzo fortgesetzt.²⁵ Die Mehrheit der Planer verstand die funktionalistische Stadt im Sinne der Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) als Gegenstand und Ziel der Stadt- und Regionalplanung. De Carlo, selbst CIAM-Mitglied, erläuterte, dass sich die konkrete Gestalt der dezentral organisierten Stadtregionen aus den wissenschaftlich ermittelten sozialen und ökonomischen Bedingungen und Bedarfen organisch ableite. De Carlo beschrieb Stadtregionen als sich „selbst organisierende, dynamische Systeme“.²⁶ Allein die optimale Verarbeitung funktionaler Anforderungen führe sowohl zur angemessenen ästhetischen Gestalt der Stadt wie auch zu neuen Formen sozialer Gerechtigkeit. Der „offenen Struktur“ der Stadt stellte De Carlo das Negativbild der historischen Stadt ge-

²³ Vgl. Giorgio Piccinato/Vieri Quilici/Manfredo Tafuri, *La città-territorio verso una nuova dimensione*, in: Casabella continuità H. 270/1962, S. 16-25.

²⁴ Vgl. Claudio Greppi/Alberto Pedrolli, *Produzione e programmazione territoriale*, in: Quaderni rossi H. 3/1963, S. 94-101, zit. in: Aureli, S. 60 f.

²⁵ Giancarlo De Carlo u.a. (Hrsg.), *Relazioni del seminario. La nuova dimensione della città - La città regione*, Mailand 1962.

²⁶ Ebd., S. 189, zit. in: Lobsinger, S. 32.

genüber, charakterisiert durch ihre geschlossene Form, hierarchische Gliederung und statische Struktur.

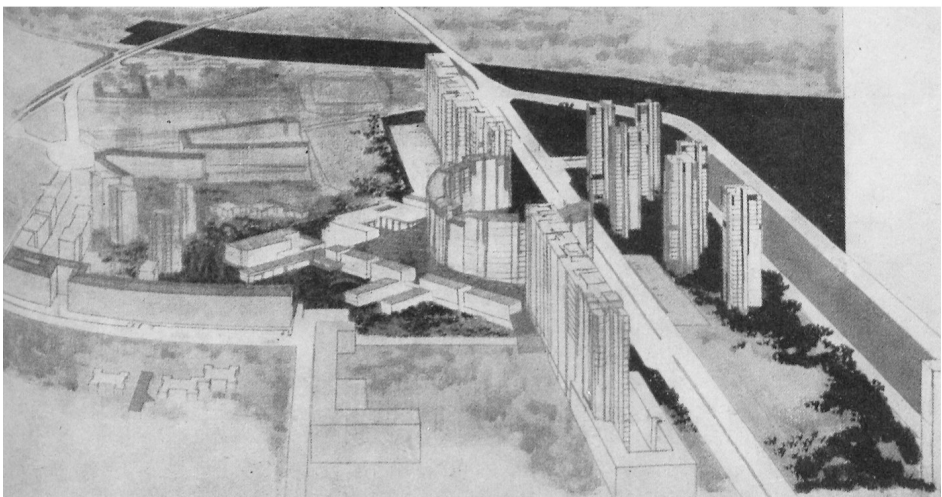


Abb. 1: unten: Projekt einer Quartierserweiterung im Norden von Mailand. Perspektive mit Blick auf das Zentrum der Stadt, oben: Auguste Perrets Projekt für den Wiederaufbau von Le Havre 1945–1955 als Referenz.

Auf diese Dichotomie ließ sich Rossi gar nicht ein. Er vertrat eine grundsätzlich andere Vorstellung von Städten sowie den Möglichkeiten und Aufgaben der Stadtplanung. Rossi ging von der konkreten Situation und den Ergebnissen der Stadtplanung der Moderne an den Rändern der Städte aus. Er richtete den Blick auf die Realität der Peripherie. In dem 1961 publizierten Artikel *La città e la periferia* beschrieb

er die konkrete Erscheinung bekannter Wohnsiedlungen am Rande Roms und Mailands als „Grenze zwischen Stadt und Land“, als absurdes Niemandsland, als Provisorium ohne Wurzeln und ohne Perspektive. Als positive Vision für die Zukunft fordert Rossi, diese Räume „aus der Isolation zu befreien“ und wieder mit den Zentren der Städte zu verbinden: sozial, funktional und räumlich. Er illustrierte seinen Artikel mit eindringlichen Fotos, die wie Filmszenen aus bekannten Spielfilmen des Italienischen Neorealismus erscheinen.²⁷ Auf Pasolinis, Fellinis und Viscontis Filme geht der Text ebenso ein wie auf die Arbeit italienischer Schriftsteller wie Giovanni Testori, die sich künstlerisch mit den Räumen am Rand der Städte beschäftigten, in denen die gesellschaftliche Transformation Italiens ihren sichtbarsten Ausdruck fand. Rossi argumentierte, dass die gebaute Stadt immer auch gelebte und damit historische Realität sei. Und er suchte nach Möglichkeiten, diese evolutionäre Realität der Stadt zu erfassen, um sie als Planer und Architekt zu verbessern. Während der 1960er Jahre versuchte Rossi auf verschiedene Weise Verbindungen zwischen der Peripherie und dem Zentrum der Stadt herzustellen: In einem Wettbewerbsbeitrag für ein Stadterweiterungsprojekt an der Via Farini im Norden Mailands schlug sein Team einen mehrere hundert Meter langen straßenbegleitenden Riegel vor.

Die Gesamtform war ein monumentales Zeichen für die beabsichtigte Verbindung. Neu war zudem, dass auf der Südseite Anschluss an den Maßstab des Quartiers gesucht und Komplettierungen der vorhandenen Raumkanten vorgeschlagen wurden. Einige Jahre später konnte Rossi für das neue Wohnquartier Galaratese im Norden Mailands tatsächlich ein 182 Meter langes Wohnungsbauprojekt realisieren. Bereits kurz nach der Fertigstellung 1974 kam es zu Protestveranstaltungen der Bewohner.²⁸ Dabei ging es nicht um Formfragen, sondern um die geplante private Vermarktung der als Arbeiterwohnungsbau geplanten abstrakten räumlichen Großstruktur. Offenbar wurden die seriell aufgereihten und sich vielfach wiederholenden Elementarformen von den Nutzern nicht als kollektive Erinnerungsspeicher volkstümlicher urbaner Wohnungstypologien verstanden oder der Wert solcher Referenzen für die Organisation des täglichen Lebens wurde nicht erkannt. Lediglich Rossis Zeichnungen und die Kunstfotografien, die von dem Projekt angefertigt wurden, vermitteln etwas von dem poetischen, über den konkreten Gebrauch hinausweisenden Gehalt des Projekts, den Rossi tatsächlich meinte.²⁹

²⁷ Aldo Rossi, *La città e la periferia*, in: *Casabella continuità* H. 253/1961, S. 23-27.

²⁸ Vgl. Ruhl, S. 106.

²⁹ Aldo Rossi beschrieb die Poetik des Alltäglichen in diesem Projekt kurz nach der Fertigstellung: “In the last few days I saw the first open windows, clothes hanging out to dry in the loggias – the first timid signs of life it will assume when people move in. I am confident that the spaces reserved for this daily life – the big colonnade, the *ballatoi* – will bring a sharp focus to the dense flow of daily life and the deep popular roots of this residential architecture and of this ‘big house’ which would be at home any-

Architecture and Utopia Design and Capitalist Development

Manfredo Tafuri



Abb. 2: Zeichnung von Aldo Rossi auf dem Titel des 1976 erschienenen Buches von Manfredo Tafuri, im Vordergrund das gescheiterte „Gallaratese“-Projekt.

ging, fehlten zu Beginn der 1960er Jahre die theoretischen Grundlagen und praktischen Beispiele. Um sich aber mit der konkreten Form und Materialität einer Stadt auseinandersetzen zu können, musste man sich mit ihren gebauten Räumen, also mit der Architektur am Ort, beschäftigen. Mit diesem Motiv veröffentlichte Aldo Rossi während der 1950er und 1960er Jahre eine große Zahl von Fachartikeln, in denen er die unterschiedlichsten Themen der Architekturgeschichte beleuchtete.³¹

where along the Milanese waterway or any Lombardian canal.”, in: Ders., *Buildings and Projects*, New York 1985, S. 75.

³⁰ Rüdiger Safranski, *Romantik. Eine deutsche Affäre*, Frankfurt a.M. 2013, S. 106.

³¹ Vgl. etwa: Aldo Rossi, *Il Concetto di Tradizione nella Architettura Neoclassica Milanese*, in: *Società* 1956, S. 474-494; Ders., *Emil Kaufmann e l'architettura dell'illuminismo*, in: *Casabella continuità* H. 222/1958, S. 34-46; Ders., *Adolf Loos 1870-1933*, in: *Casabella continuità* H. 233/1959, S. 5-12; Ders., *Il Convento de la Tourette de Le Corbusier*, in: *Casabella continuità* H. 246/1960, S. 4; Ders., *Aspetti Ti-*

Fatti urbani: Der rote Faden

„Der locker geknüpft Faden der Erzählung schlingt sich durch die in romantischen Romanen danach häufig variierten Szenerien von Schlössern, Klöstern, Burgen, Flußauen und Wäldern, (...) wo unablässig das Posthorn, das Waldhorn oder eine Hirtenflöte ertönt. Dazwischen die Unterweisungen durch die Meister der Kunst.“

(Rüdiger Safranski 2007)³⁰

Die Regionalplanung in Italien folgte in den 1960er Jahren wesentlich den von den Mitgliedern der CIAM formulierten und vertretenen Grundsätzen der Charta von Athen. Die funktionalistische Stadtplanung zielte auf eine Neuerfindung der Stadt. Da sie die überlieferte Stadt als zukunftsfähiges Modell grundsätzlich ablehnte, stellte sie offenkundig auch keine Methoden zur Verfügung, um die gegebene Realität der Städte zu erkunden oder diese planerisch und baulich zu verbessern. Für eine solche Urbanistik, die von den konkreten Gegebenheiten jeweils spezifischer Städte aus-



Abb. 3: Aldo Rossi, *L'Architettura della Città*, Titelblatt der Originalausgabe von 1966.

Die Aufsätze dokumentieren seine Suche nach Hinweisen, methodischen Zugriffen und *Best-Practice*-Beispielen, mit denen er viele Dimensionen der real existenten Stadt und verschiedene Momente ihrer Entwicklung in einem Gesamtmodell einfangen wollte. Kaleidoskopartig ließ Rossi diese Vorarbeiten in sein 1966 erschienenes Buch *L'architettura della città* einfließen. Überlegungen und Perspektiven auf Elemente der Stadt und ihrer historischen Entwicklung sind in vier Rubriken zusammengefasst. Dennoch schien sich die Schrift den Versuchen, eine konsistente, logisch-systematische Theorie der Stadt nachzuvollziehen, immer wieder zu entziehen. Und auch die 1973 erschienene deutsche Übersetzung des Buches hat Missverständnisse eher befördert.³² Dabei hat Rossi die zwei Pole seines Verständnisses der Stadt in den einführenden Kapiteln klar dargelegt.

Diese beiden Pole bilden, auf vielfältige Weise ineinander verwoben, die Basis seiner Theorie der Stadt. Rossi ging davon aus, dass die Architektur der konkreteste Ausdruck der Stadt sei.³³ Um aber die Komplexität der Stadt in den Blick nehmen zu können, unterschied er zwischen Baulichkeiten und den *fatti urbani*. Als Baulichkeiten bezeichnete er die Monumente oder primären Elemente und die Wohngebiete, also allgemeine, auf bestimmten Typologien beruhende Baustrukturen. Mit *fatti urbani* bezeichnete er die Stadt als Prozess, also alle Vorgänge des „Stadt-Machens“ und des „Stadt-Werdens“.³⁴ Rossi achtete darauf, dass sich beide Perspektiven in al-

pologia Residenziale a Berlino, in: Casabella continuità H. 288/1964, S. 11-20.

³² Vgl. zu den Übersetzungsproblemen jüngst Pellnitz 2014, S. 222-228, der eine neue Übersetzung ankündigt (S. 226, FN 55).

³³ Der erste Satz des Buches lautet: „Stadt wird in diesem Buch, dessen Gegenstand sie ist, als Architektur verstanden“, Rossi, *Architektur der Stadt*, S. 12.

³⁴ Vgl. etwa in der Einleitung: „Diese Methode beruht einerseits auf dem Verständnis der Stadt als eines kontinuierlichen Bauvorganges und damit als eines menschlichen Artefakts (*la teoria degli fatti urbani*) und andererseits auf der Unterscheidung zwischen primären Elementen und Wohngebieten.“ Rossi, *Architektur der Stadt*, S. 13.

len Teilen des Buches durchdringen. In den vier Kapiteln des Buches reflektierte er über Systematisierung und Beschreibung, Geschichte und Politik sowie die konkreten Teilbereiche der Stadt.

Die *fatti urbani* bildeten die Basis einer neuen Betrachtungsweise der Stadt. Der Begriff ermöglichte es Rossi, vielfältige Elemente der Stadt zu entdecken, zu beschreiben und immer wieder neue Bezüge herzustellen. Der inhaltlich offene, assoziative Begriff war das zentrale Instrument für Rossis Projekt einer Theorie der Stadt. Dieses Projekt setzte sich ausdrücklich mit der materiellen Formation der Stadt auseinander, analysierte ihre Architektur und ihre Geschichte. Rossi war davon überzeugt, dass die typischen Formen, die aus der Vergangenheit der Stadt ausgewählt werden können, sich immer in und durch politisches und soziales Handeln ausgeprägt haben, dass diese Typen also ihre gesellschaftliche Bedeutung bereits in sich tragen. Rossi abstrahierte die gebaute Realität der Stadt nicht vom sozialen Handeln. Vielmehr verstand und erklärte er materielle Formen als sichtbaren, historisch geprägten Ausdruck politischer und gesellschaftlicher Strukturen und konkreter Handlungsweisen der Akteure. Den entscheidenden Hinweis für dieses Verständnis liefert der Begriff der *fatti urbani* selbst. Er bezeichnet „Taten“, „Handlungen“, „Gegebenheiten“ oder „Tatsachen“, die die materiellen Formen der Stadt erst ermöglichen oder hervorrufen: Dazu gehören Ideen, Visionen und Zeichnungen ebenso wie die sozialen Umstände und die politischen Strukturen. Der Begriff weckt zugleich Assoziationen an Emile Durkheims Konzept der „faits sociaux“, mit dem dieser umgekehrt soziale Fakten auch als Dinge, also als faktische Grundlage der soziologischen Analyse verstand.³⁵ Den zentralen Zusammenhang zwischen *fatti urbani* und den „typischen Formen“ der Stadt beleuchtete Rossi aus verschiedenen Perspektiven immer wieder neu. Er folgte dabei keiner streng wissenschaftlichen Struktur, sondern ‚collagierte‘ Überlegungen, Assoziationen und Informationen aus verschiedenen Sachgebieten, ebenso wie er auch seine Leitbegriffe Typologie, Permanenz und Locus eher reflektierend umrundete als sie allgemein verbindlich zu definieren.

Das Buch dokumentiert den Versuch, die Stadt wieder als Ganzes wahrzunehmen, ohne ihre Komplexität auf vermeintlich logische Systeme und gesicherte Aussagen zu reduzieren. Rossi setzte damit dem „naiven Funktionalismus“ seiner Kollegen seinen „exaltierten (irrationalen) Rationalismus“ entgegen und zielte damit auf die Entwicklung einer neuen Haltung in der räumlichen Planung. Deren Grundlage war die Anerkennung der konkreten Gegebenheiten und ihrer historischen Entwicklung. Rossi wollte eine Struktur zur Analyse von urbanen Entwicklungen ent-

³⁵ Emile Durkheim, *Les règles de la méthode sociologique* [1895], Paris 1988; vgl. auch Moravánszky, S. 213.

wickeln. Damit wollte er die gebaute und gelebte Realität der Städte – insbesondere für Planer – dechiffrierbar machen, ohne die Stadt „neuerlich auf einige Aspekte [einzuschränken] und damit ihre eigentliche Bedeutung aus den Augen [zu verlieren].“³⁶

Romantische Strategien: Rossis Fluchten

Aldo Rossi floh vor eindeutigen Botschaften.
(Bruno Reichlin, 1998)³⁷

Auf die Poesie im Werk von Aldo Rossi ist immer wieder hingewiesen worden.³⁸ Meist wird das Bildhafte seiner Architektur hervorgehoben, seine Nähe zur Malerei De Chiricos und zu den Surrealisten. Vielfach wird Rossi selbst zitiert, denn er hat immer wieder deutlich erklärt, wie wichtig ihm das Märchenhafte, das „Geheimnisvolle, Unfassbare und Verzaubernde“³⁹, die Poetik als Inspirationsquelle war. Poesie oder Poetik war für Rossi – ähnlich wie für die Romantiker – das Medium, die Methode, mit der er die unauflöbliche Widersprüchlichkeit zwischen der Sehnsucht nach Klarheit und universaler Logik auf der einen Seite und der tatsächlichen „Unordnung der Dinge“⁴⁰ auf der anderen aushalten und in konkreten Projekten produktiv machen konnte. Rossis theoretische Schriften basieren ebenso auf Poesie als Methode wie sein bildnerisches Werk. Auf diese Weise verbindet die Poesie in Rossis Arbeit Theorie und Praxis, die er selbst noch als zwei zeitlich aufeinander folgende Phasen seiner Arbeit beschrieb, zu einer untrennbaren Einheit. Auf poetische Weise machte Rossi immer neue Anläufe, um den – nur auf den ersten Blick simpel erscheinenden – Anspruch, „von den Gegebenheiten auszugehen“, theoretisch abzusichern und zum universellen städtebaulichen Prinzip zu erweitern. Genau das war auch das Ziel seiner gebauten Architekturcollagen, die er zuerst aus abstrakten, später aus historisch anmutenden Formen zusammenfügte. In Hinblick auf dieses Verfahren warnte Rossi selbst eindringlich vor der Gefahr „stilistischer Anpassungsrestaurierung.“⁴¹ Angesichts des wachsenden Interesses am historischen Material schrieb er Ende der 1970er Jahre bereits enttäuscht: „Wer sich ernsthaft die Frage nach dem geschichtlichen Stadtkern gestellt hat, reduziert am Ende die wirkliche

³⁶ Rossi, *Architektur der Stadt*, 1973, S. 18.

³⁷ Bruno Reichlin, *Unberechenbar, unnachahmlich*, in: *Viele Mythen, ein Maestro: Kommentare zur Zürcher Lehrtätigkeit von Aldo Rossi*, in *Werk, Bauen und Wohnen* H. 85/1998, S. 39.

³⁸ Vgl. etwa Vincent Scully, *The End of the Century Finds a Poet*, in: Rossi, *Buildings and Projects*, S. 12 f.

³⁹ Rossi, *Scritti Scelti*, S. 362 f.

⁴⁰ Rossi, *Selbstbiographie*, S. 38.

⁴¹ Aldo Rossi, *Die venedischen Städte*, in: *Ders., Die venedischen Städte*, Zürich 1978, S. 27.

Stadt immer auf ein Denkmal der Stadtgeschichte und komprimiert die städtische Dynamik in dessen Formen.“ Genau dies führe aber zu jener „stilistischen Anpassungsrestaurierung“, deren Ergebnisse „durchwegs allzu mittelmäßig“ gewesen seien, und zwar bis heute.⁴² Damit adressierte Rossi selbst die zentralen Vorwürfe, denen sich die historisch analytische Entwurfsmethode seit ihrer Erfindung ausgesetzt sah: unkritische Konsumgängigkeit und mangelhafte Qualitätssicherung. Rossi wich Anwürfen aus dieser Richtung aber auch aus, indem er der individuellen Kreativität des Architekten einen immer höheren Stellenwert beimaß. Seine Position zwischen Analyse und Entwurf (Rationalität und Irrationalität) bestimmte er poetisch-ambivalent: „(...) die Rationalität oder ein Minimum an Luzidität genügt, um den gewiss faszinierendsten Aspekt zu analysieren: das Irrationale und das Unsagbare.“⁴³

Ob mit Rossis poetischer Methode auch das politische Ziel der sozialen und topographischen (Re-)Integration der Peripherie in die Stadt erreichbar wird, bleibt damit weiterhin in der Schwebe.

**Dr.-Ing. Celina Kress, Center for Metropolitan Studies (CMS) der TU Berlin,
celina.kress@metropolitanstudies.de**

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: Gian Ugo Polesello/Aldo Rossi/Francesco Tentori, Il problema della periferia nella città moderna, in: Casabella Continuità H. 241/1960, S. 44, 51.

Abb. 2: Manfredo Tafuri, Architecture and Utopia, Cambridge, Mass., 1976, Titelblatt.

Abb. 3: Aldo Rossi, L'Architettura della Città, Padua 1966, Titelblatt.

⁴² Ebd.

⁴³ Rossi, Selbstbiographie, S. 94.

Die romantische „Erfindung“ des mittelalterlichen Nürnberg im 19. Jahrhundert

Die frühromantische Bewegung verklärte Nürnberg zum Idealbild der mittelalterlichen Stadt, Sehnsuchtsort einer vorindustriellen Urbanität und Gedenkraum einer vergangenen nationalen (Kunst-)Blüte. Romantische Stadtvorstellungen bildeten dabei nicht nur die Basis für eine neue Wertschätzung der Stadt als Denkmal ihrer großen Vergangenheit, das schon im frühen 19. Jahrhundert in den Rang einer Sehenswürdigkeit erhoben wurde und bis heute ein zentraler Faktor im Stadtmarketing ist. Sie waren auch Ausgangspunkt und Leitmotiv von Stildiskussionen, Architektur- und Denkmalschutzdebatten um Bewahrung, Wiederherstellung und Modernisierung der Stadt bis in die Gegenwart. Die romantischen Zuschreibungen und Stilisierungen Nürnbergs bildeten dabei jedoch kein konstantes, einmal etabliertes Wahrnehmungsmuster, sondern erfuhren immer wieder Neu- und Umdeutungen, Aktualisierungen, aber auch Reduktionen.

1. Zeitkapsel und Zeitreise – Die „Erfindung“ der alten Stadt als Chronotopie

Zum Zeitpunkt ihrer romantischen „Fremderfindung“¹ durch die beiden Berliner Studenten Wilhelm Heinrich Wackenroder und Ludwig Tieck besaß Nürnberg innerhalb der Stadtmauern die nahezu unveränderte bauliche Gestalt des späten Mittelalters und des 16. Jahrhunderts. Die Wahrnehmungsweise der mittelalterlichen Stadt, die wie eine Zeitkapsel betreten werden konnte, erfuhr in der Romantik eine neue Bedeutungsaufladung. Als verräumlichte Geschichte eines unzeitgemäßen Mittelalters avancierte Nürnberg zur Projektionsfläche einer retrospektiven Einheit

¹ Peter J. Bräunlein, „Sag mir Einer, welche Stadt, Bessere Schildhalter hat...?“ Gedächtniskultur und ästhetische Identität im frühindustriellen Nürnberg, in: In: Kea – Zeitschrift für Kulturwissenschaften H. 8/1995, S. 209-252, hier: S. 217. Noch immer grundlegend: Ludwig Grote, Die romantische Entdeckung Nürnbergs, München 1967, sowie: Werner K. Blessing/Steven Zahlaus, Bürgervernunft – "deutsche Art" – industrieller Fortschritt. Zum Nürnberger Selbstbild von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 87, Nürnberg 2000, S. 59-97; Matthias Henkel/Thomas Schauerte (Hrsg.), Sehnsucht Nürnberg. Die Entdeckung der Stadt als Reiseziel in der Frühromantik, Nürnberg 2011; Karl Möseneder (Hrsg.), Nürnberg als romantische Stadt. Beiträge zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Petersberg 2013.

von Kunst und Leben, als Vorstellungs-, Imaginations- und Erlebnisraum einer von Entfremdung freien Daseins- und Schaffensweise. Diese neue Sinnkonstruktion trägt dabei durchaus auch den Charakter einer „Erfindung“ im Sinne einer historischen Fiktion.² Nürnberg wurde damit in der Frühromantik zu einem urbanen Gegenmodell. Diese Stadt war kein Ort paradoxer Grenzzustände oder Modernisierungserfahrungen wie etwa Berlin. Dort hatten Tieck und Wackenroder bis 1792 die Schule besucht und Tieck verließ die Stadt mit seinen „leblosen Steinmassen“ und den „geraden und breiten Straßen“ nur zu gerne, da dessen „labyrinthische Regelmäßigkeit“ einen zwingt, „sich ewig von den umgebenden Gegenständen zu abstrahieren“.³ Im Kontrast zu dieser Abschottung und Distanzierung von der modernen Großstadt wurden Identifikationspotenziale mit der Stadt Nürnberg entdeckt, die – gerade weil sie aus der Zeit gefallen schien – zunächst einmal fremd, weil so ganz anders, außergewöhnlich und faszinierend wirkte. Wackenroder benennt in seinen Briefen an die Eltern die charakteristischen Gegensätze zur modernen Stadt: Die Burg, die „viele verwirrt gebaute Mauern und Gebäude begreift“, die krummen Gassen und die Häuser, die mit „vielen Spitzchen versehen“ sind. Alles ist „an den Häusern zierlich ausgeschmückt“, es findet sich „keine einzige neumodische Fassade“, und „die Verteilung der Fenster an den Häusern in Nürnberg ist oft ganz unsymmetrisch.“ Die Kirchen sind „große, schwarze Massen, voller Bildwerk und gotischer Zieraten, durchbrochenen Türmchen, großen Toren und Figuren.“⁴ „Man kann sie, Ihres Äußern wegen, in der Art romantisch nennen.“⁵

In den literarischen Verarbeitungen der Romantik wurde im Gefolge der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ von 1797 die die Jahrhunderte überdauernde architektonische Physiognomie der Stadt mit ihrer regellosen Anlage und Formenvielfalt, mit ihren Monumentalbauten, den Bürger- und Handwerkerhäusern, ihren Kunstwerken und großen Künstlern – allen voran Albrecht Dürer – zum Ausdruck einer organischen und naturhaft gewachsenen Stadt und zur Chiffre deutscher Gotik schlechthin. In ihrer Gesamtheit und ihrem als Ganzes überkommenem Erscheinungsbild wurde das Mittelalter als Ausdruck einer organischen Einheit einer bürgerlichen *Communitas* sowie von Kunst und Gesellschaft harmonisiert und imaginiert. Nicht nur die Erinnerung an Dürer und die Erinnerung an seine Zeit bedingten sich dabei wechselseitig, sondern die Stadt wurde zum Erinne-

² Vgl. Gerd-Helge Vogel, *Wirklichkeit und Wunschbild. Nürnberg, Albrecht Dürer und die Alten Meister in den künstlerischen Konzeptionen der Frühromantik*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 1998, S. 11-24, hier: S. 13.

³ Ludwig Tieck, *Briefe über Shakespeare*, in: Ders., *Kritische Schriften. Zum erstenmale gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben von Ludwig Tieck*, Leipzig 1848, Bd. 1, S. 135.

⁴ Wilhelm Heinrich Wackenroder, *Werke und Briefe*, Heidelberg 1967, S. 512, 510, 577, 499, 578.

⁵ Ebd., S. 511.

rungsort, an dem sich Dürers Kunst und Zeit materialisierten. „Zu Zeiten unhintergebar Partialität“⁶ beziehungsweise einer „fortschreitenden Pluralisierung vielfältiger, tendenziell wenig verbindlicher Sinnstiftungen“⁷ konnte demnach nicht nur mit sprachlich-künstlerischen Mitteln, sondern auch im Medium gebauter Geschichte die tatsächlich verlorene Einheits- und Ganzheitsperspektive auf die Stadt als Chronotopos weiterhin simuliert und erfahren werden.

Diese Wahrnehmung der mittelalterlichen Stadt trug dabei auch Züge einer romantischen Naturwahrnehmung: Nicht nur einzelne „Merkwürdigkeiten“⁸ bzw. Bauwerke wurden besichtigt, die Stadt wurde als Gesamtkunstwerk in langsam bedächtiger Form ganzheitlicher und nicht zuletzt körperlicher Raumerfahrung „durchwandert“.⁹ Dabei kam der Stadt in ihrem baulichen Gesamtzusammenhang und insbesondere dem umfangreichen Baubestand profaner, tatsächlich überwiegend aus der Renaissance stammenden Architektur¹⁰ insofern eine herausragende Bedeutung zu, als dieser in besonderem Maße eine Vorstellung vom „Leben“ in der Stadt bzw. eine Stimmung ästhetischer Raumerfahrung evozieren konnte, die das Mittelalter als Erlebnis imaginierbar machte. Bereits Wackenroder schilderte in seinen Reisebriefen: „so wird man ganz ins Altertum versetzt und erwartet immer einen Ritter oder einen Mönch oder einen Bürger in alter Tracht zu begegnen.“¹¹ Auch Joseph von Eichendorff bemerkte in seinem Tagebuch von seinem Nürnberg-Erlebnis im Jahr 1807, „es war, als müßte überall ein Ritter mit wehendem Helmbusch die Straße herabgesprengt kommen.“¹² Das zentrale Motiv der Romantik – die Sehnsucht nach Echem, Eigentlichem und Natürlichem – verband sich mit der Epochenzuschreibung der Stadt in der Gesamtheit ihrer baulichen Erscheinung, die authentische Erfahrungen ermöglichte. Diese ästhetische Erlebnisqualität eines „lebendigen Mittelalters“ zeigt den Zusammenhang von zutiefst romantischem, wenn

⁶ Stefan Matuschek/Sandra Kerschbaumer, Romantik als Modell, in: Daniel Fulda/Sandra Kerschbaumer/Stefan Matuschek (Hrsg.), Aufklärung und Romantik. Epochenschnittstellen, Paderborn 2015, S. 141-155, hier: S. 143.

⁷ Ebd., S. 144.

⁸ Christoph Gottlieb von Murr, Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in der Reichsstadt Nürnberg, in deren Bezirke und auf der Universität Altdorf, Nürnberg 1778.

⁹ Siehe Wackenroders viel zitierte Eingangspassage aus dem „Ehrengedächtnis unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers, in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“: „Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen;“ Wackenroder, Werke und Briefe, S. 57.

¹⁰ Vgl. Michael Brix, Nürnberg und Lübeck im 19. Jahrhundert. Denkmalpflege, Stadtbildpflege, Stadtbau, München 1981, S. 89; Blessing/Zahlaus, S. 74.

¹¹ Wackenroder, Werke und Briefe, S. 510.

¹² Joseph von Eichendorff, Tagebuch vom 15. Mai 1807, in: Steffen Radlmaier (Hrsg.), Das Nürnberg-Lesebuch, Cadolzburg 2010, S. 84 f.

nicht nostalgischem und touristischem Blick, einer Reise in den „Zeit-Raum“. ¹³ Sie blieb auch ein Topos in der Tourismusvermarktung durch die Reiseführerliteratur um 1900, zu einer Zeit, als die Stadt zur größten Industriestadt Bayerns und einer bedeutenden Fremdenverkehrsstadt geworden war. ¹⁴

2. Vom Nutzen der Romantik – Städtische Erinnerungskultur als kommunale Handlungsanweisung und Zukunftsperspektive

Das romantische Fremdbild stieß freilich innerhalb der Nürnberger Öffentlichkeit zunächst auf geringe Resonanz. ¹⁵ Vielmehr ist die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ das Signum der Zeit zwischen 1790 und 1818: Die romantische „Erfindung“ in der Außenwahrnehmung koinzidierte mit baulichem Verfall, mit Verlusterfahrungen während der französischen Besetzung und vor allem mit der rigorosen Dezimierung der überlieferten Bausubstanz und der desaströsen „Verschleuderung von Kunst- und Kulturgut“ im Zuge der bayerischen Einverleibung. ¹⁶

Das sogenannte „Jahrzehnt der Spitzhacke“ ¹⁷, der Staatsbankrott und die Erfahrungen mit der bayerischen Obrigkeit bestimmten die Selbstwahrnehmung der gegenwärtigen Stadt als auf dem Tiefpunkt ihrer Geschichte angelangt. Zugleich aber beförderte dieser Verlust als eine anthropologische Konstante die Wertschätzung des Verlorenen ¹⁸ und die Empfänglichkeit für die Aufwertung der Stadt in ihrer Außenwahrnehmung.

Dass mit der Wiedererlangung der städtischen Selbstverwaltung 1818 die Stadt früher als in allen anderen deutschen Städten die Kunst- und Denkmalpflege in den Aufgabenbereich der Kommunalpolitik einbezog ¹⁹, ist dabei nicht nur als Reaktion

¹³ Vgl. Hasso Spode, Romantische Zeitreise. Tourismus als Chronotopie, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.), Sommer_frische. Bilder, Orte, Praktiken, Wien 2014, S. 33-43, hier: S. 40; Ders., Homogenisierung und Differenzierung. Zur Ambivalenz touristischer Chronotopie-Konstruktion, in: Burkard Schnepel/Felix Girke/Eva-Maria Knoll (Hrsg.), Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus, Bielefeld 2013, S. 93-116, hier: S. 99.

¹⁴ Vgl. Helmut Beer, Die Nürnberger Altstadt der Jahrhundertwende auf Ansichtskarten, in: Ders., Grüße aus Nürnberg 3. Nürnberg in Ansichtskarten um 1900. „Lebendige Altstadt“, Nürnberg 1994, S. 10-48, hier: S. 25.

¹⁵ Vgl. Bräunlein, S. 217-220.

¹⁶ Grundlegend hierzu: Martina Bauernfeind, Die Verschleuderung von Kunst- und Kulturgut nach der Besitzergreifung Nürnberg durch Bayern 1806 bis 1818, in: Michael Diefenbacher/Gerhard Rechter (Hrsg.), Vom Adler zum Löwen. Die Region Nürnberg wird bayerisch 1775–1835. Begleitband zu den Ausstellungen in Nürnberg, Erlangen u.a), Nürnberg 2006, S. 119-176.

¹⁷ Thomas Schauerte, Aufbruch im Untergang, in: Möseneder, S. 27-40, hier: S. 28.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 38.

¹⁹ Vgl. Brix, S. 54.

auf die romantische „Erfindung“ und die bayerische Herrschaft zu verstehen. Sollte die Stadt zukunftsfähig werden, so musste eine Rezeptionsform der „Dürerzeit“ gefunden werden, die eine Verbindung mit modernen, technischen und industriellen Bestrebungen ermöglichte. In der historischen Skizze „Die Blütezeit Nürnbergs“, die 1828 in der offiziellen Einladungsschrift zur Grundsteinlegung des Dürerdenkmals veröffentlicht wurde, charakterisierte der zweite Bürgermeister Johannes Scharrer Albrecht Dürer als Person, die Kunst, Wissenschaft und Handwerk in sich vereint habe, und die künstlerisch-kulturelle Blüte der Dürerzeit als Folge wirtschaftlicher Prosperität. Kunst- und Denkmalpflege wurden damit zur Aufgabe städtischer Erinnerungskultur, die in der vorbildhaften Beschwörung der Leistungen der Vergangenheit als Ressource für die Erneuerung der Gegenwart, als Ansporn und Handlungsanweisung für die Zukunft fungierte.²⁰ Diese „integratorische Formel für das Verhältnis der Wirklichkeit der Gegenwart zur Vergangenheit“²¹ bildete ein Grundmuster städtischer Identität im „langen 19. Jahrhundert“. An dessen Ende fand die Erfüllung der Geschichte in der Gegenwart ihren sinnfälligen Ausdruck in der spätromantischen Historienmalerei, in der die kommunalpolitische Elite in historischen Szenarien aus Nürnbergs großer Zeit ins Bild gesetzt wurde. Die reichsgeschichtliche Blütezeit der Stadt wurde mit der Gegenwart der prosperierenden modernen Industriestadt nicht nur verschmolzen, sondern die Gegenwart durch den Blick auf die Vergangenheit erhöht.²² Das Spannungsverhältnis von historisierendem Stadtpatriotismus und moderner Stadt, zwischen Bewahrung und Modernisierung musste dabei jedoch immer wieder neu ausgehandelt werden.

Über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus etablierte sich die Neugotik gegenüber der klassizistischen Richtung mit Carl Alexander Heideloff als Hauptvertreter eines „um Anpassung bemühten Dekorationsstils.“²³ Dabei ging es Heideloff mit seinen Restaurierungsarbeiten und Umbauten nicht nur um rücksichtsvolle Einordnung, sondern auch um die „Erhaltung des alterthümlichen Bautypus der Stadt Nürnberg.“²⁴ Öffentliche Denkmäler, Brunnen, neue Gebäude und Fassadengestal-

²⁰ Vgl. Rainer Mertens, Johannes Scharrer. Profil eines Reformers in Nürnberg zwischen Aufklärung und Romantik, Nürnberg 1996, S. 230-236.

²¹ Norbert Götz, Um Neugotik und Nürnberger Stil. Studien zum Problem der künstlerischen Vergangenheitsrezeption im Nürnberg des 19. Jahrhunderts, Nürnberg 1981, S. 10.

²² Vgl. Ursula Kuhbach-Reutter, Spätromantik im Industriezeitalter, in: Dies./Ruth Bach-Damaskinos, Spätromantik im Industriezeitalter. Die Nürnberger Künstlerfamilie Ritter, Nürnberg 2007, S. 87-18, hier: S. 15; Silke Colditz-Heusl, Nürnberg in den kulturhistorischen Ereignisbildern Paul Ritters, in: Möseneder, S. 115-129; Dies., Paul Ritter und das kulturhistorische Stadtbild Nürnbergs im späten 19. Jahrhundert, Nürnberg 2013.

²³ Brix, S. 90.

²⁴ Carl Alexander Heideloff, Architectonische Entwürfe und ausgeführte Bauten im byzantinischen und altdeutschen Styl, Nürnberg 1850, I. Heft, S. 18.

tungen sollten im stadtbildpflegerischen Konzept Heideloffs darüber hinaus als „sinnliche Erinnerungsmittel an berühmte Männer“²⁵ die Wahrnehmung der Stadtlandschaft in übergreifenden Sinnzusammenhängen als Denkmalensemble und Erinnerungsstätte historischer Persönlichkeiten unterstützen und den historischen Charakter der Stadt weiterentwickeln.²⁶ Durch Begrünungen und Anpflanzungen in einzelnen Stadtteilen erfolgte eine Aufwertung der Nahsicht. Durch die Anlage von Spazierwegen um die Stadt wurden neue reizvolle Blickachsen geschaffen, die die bühnenartige Inszenierung der Stadtsilhouette und die Wahrnehmung einer vorgeblich intakten Übereinstimmung von Stadtraum und Natur aus der Fernsicht unterstützte²⁷, freilich zu einer Zeit, in der die Sicht auf die Stadt noch nicht verstellt war. Die Maßnahmen zur Denkmal- und Stadtbildpflege beförderten dabei nach außen das unverwechselbare Profil Nürnbergs als herausragendes Denkmal deutscher Kunst und Kultur.

3. Die Stadt als historische Gedenkstätte und Festraum nationaler Identität

Die romantische „Erfindung“ in den „Herzensergießungen“ feierte nicht nur das alte Nürnberg einer fernen Vergangenheit und ihre Künstler als herausragende Repräsentanten dieser Kultur, sondern wertete die Stadt zum idealen Ort deutscher, alter vaterländischer Kunst auf, mit Dürer als Idealfigur altdeutscher gotischer Kunst. Die Feier des 300. Todestags Albrecht Dürers 1828 markierte dabei einen ersten Höhepunkt einer überregionalen Dürerverehrung:²⁸ „Nürnberg war zur Metapher eines blühenden Vaterlandes geworden.“²⁹ Mit der Aufwertung der Stadt als Erinnerungsort ging eine Kultur öffentlicher Erinnerungsinzenierungen einher, in der durch aufwendig arrangierte Vergegenwärtigung der reichsstädtischen Vergangenheit in Volks- und Nationalfesten die Bevölkerung „auf eine Harmonie mit der architektonischen Physiognomie des alten Nürnberg festgelegt“³⁰ wurde. Als Beobachter eines Nürnberger Volksfestes schilderte der Reiseschriftsteller Gustav von Heeringen in

²⁵ Der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg, Erstes Heft, Nürnberg 1824, S. 71.

²⁶ Vgl. Andrea Knop, Carl Alexander Heideloff und sein romantisches Architekturprogramm, Nürnberg 2009, S. 76-85.

²⁷ Vgl. ebd., S. 49-68. Deutlich wird dies insbesondere auch an den idealisierten Stadtansichten von Heideloffs Illustration zu dem Gedicht „An Nürnberg“ von König Ludwig I. von Bayern aus dem Jahr 1839.

²⁸ Vgl. Mathias Mende/Gerhard Hirschmann, Nürnberg Dürerfeiern 1828–1928, Nürnberg 1971; Margot Blumenthal, Die Dürer-Feiern 1828, Egelsbach 2001.

²⁹ Blessing/Zahlaus, S. 73; Vgl. auch Klaus Peter, Nürnbergs krumme Gassen. Zum Deutschlandbild bei Wackenroder, Tieck und Richard Wagner, in: Aurora Bd. 57, Regensburg 1997, S. 129-147, hier: S. 134-137. Auch die Standortentscheidung für das Germanische Nationalmuseum 1852 ist Ausdruck dieser symbolisch aufgeladenen, romantisch-patriotischen Mittelalterbegeisterung.

³⁰ Brix, S. 102.

seinen 1838 erstmals erschienenen „Wanderungen durch Franken“ seine Eindrücke. Was Wackenroder und Eichendorff noch als Imagination eines lebendigen Mittelalters beschrieben hatten, wurde nun im Festzug als performative Praxis romantischer Geschichtsaneignung inszeniert:

„Der große Festzug nach dem Ludwigsfelde hinaus, wobei die große Anzahl von Zünften und Gewerben durch Fahnenträger in mittelalterlicher Pracht repräsentiert wird, ist im Begriff sich zu bilden und bringt die ganz Stadt in Bewegung. Wir kommen aus dem Norden Deutschlands und haben abstracte Ideen und Spree-Philosopheme, keineswegs aber Ritter, Knappen, Goldkürasse oder Romantik im Kopfe [...] da schmettert vor uns Trompetenton, und zwei geharnischte Ritter, in Gold der eine, in Silber der andere gerüstet, reiten an uns vorüber [...] Es ist heller, lichter Tag, wir sind wir, dies ist Strassenpflaster und kein Theaterboden, die Rosse waren nicht gemalt, sondern wirklich, und diese romantischen Gestalten reiten in der That um die nächste Ecke.“³¹

Beim Deutschen Sängersfest 1861 wurde schließlich die Topographie der Stadt selbst in die historisierende Festdekoration eingebunden. Das alte Nürnberg „war integraler Bestandteil des Festes, das als Demonstration deutscher Einheit aufgefaßt [...] wurde.“³² Die Stadt wurde zum Festraum nationaler Sehnsüchte,

das Sängersfest zum Vorbild für weitere historisierende und vaterländische Festveranstaltungen bis ins 20. Jahrhundert. Sieben Jahre später erfolgte die Uraufführung von Richard Wagners Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“, in denen Motive von Tiecks und Wackenroders Nürnberg-Bild mit Motiven des National- und des Volksmythos der Romantik verschmolzen wurden und die aufgrund ihrer außerordentlichen Popularität den Nürnberg-Mythos weiter festigte. Die romantische Wahrnehmung der Stadt als Inkarnation eines deutschen Mittelalters und Ausdruck nationaler Sehnsüchte beförderte im Zuge zunehmend nationalistischer Sinnvermittlung die Vorstellung einer nationalen Symbolrolle der Stadt. Die bürgerlichen Festformen des historischen Festzugs und insbesondere Alt-Nürnberg als „deutsche Gefühlskulisse“³³ reichten dabei in der Kaiserzeit bis ins sozialdemokratische Milieu.³⁴

³¹ Gustav von Heeringen, *Wanderungen durch Franken*, Leipzig 1840, S. 138 f.

³² Brix, S. 105.

³³ Blessing/Zahlaus, S. 94.

³⁴ Vgl. Charlotte Bühl-Gramer, *Die Region im Kaiserreich 1890 bis 1914*, in: Steven M. Zahlaus (Hrsg.), *Der Sprung ins Dunkle. Die Region Nürnberg im Ersten Weltkrieg 1914–1918*. Begleitband zu den Ausstellungen des Stadtarchivs Nürnberg, des Stadtarchivs Erlangen, des Universitätsarchivs Erlangen-Nürnberg und der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, des Stadtarchivs und des Stadtmuseums Fürth, Nürnberg 2014, S. 95-125.

4. Stadtbild und Bilder der (Alt-)Stadt

Neben literarischen Zeugnissen befriedigte nicht nur die umfangreiche Produktion von Stadtführern die zunehmende Nachfrage der Reisenden.³⁵ „Tausend Abbildungen haben die Ansicht Nürnbergs durch die ganze Welt getragen“³⁶, schrieb Gustav von Heeringen. Bilder von Nürnberg – Gemälde, Veduten und Andenkengraphik, später Fotografien und Ansichtskarten – waren zentrale Medien der Produktion und Ikonisierung eines romantischen Nürnberg-Bildes. Die verschiedenen Aneignungen der alten Stadt im Bild können an dieser Stelle nicht näher ausgeführt werden.³⁷ Hervorzuheben gilt jedoch, dass zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Bildkünste neue Darstellungs- und Wirkungsmöglichkeiten entfalteten, indem sie Verlorenes und Bedrohtes festhielten, Malenswertes dadurch in den Rang des Erhaltenswerten erhoben oder aus dem real Vorgefundenen dessen ehemaligen oder gar zukünftigen Idealzustand entwickelt werden konnten.³⁸ Darüber hinaus entdeckten die Maler der Romantik den Reiz des „Dürerblicks“: Sie „[...] waren begeistert, wenn sie Dürer-Motive in Nürnberg entdeckten.“³⁹ Industrie und Eisenbahn spielten dagegen in der Norica-Graphik des 19. Jahrhunderts, trotz ihrer dominierenden Präsenz in der Stadt, faktisch keine Rolle.⁴⁰

Auch wenn die Fotografien von Ferdinand Schmidt das Bild der Stadt im Wandel festhielten, wurde „das“ Stadtbild mit dem sich sukzessive herausbildenden Motivanon: Blick von der Burg auf die Dächerlandschaft der Stadt – Hauptmarkt – Bratwurstglöcklein – Kirchen, Burg und Pegnitzpartien – Weinstadel – sowie insbesondere der Blick von der Museumsbrücke auf das Heilig-Geistspital vor allem für den touristischen Markt bedient. Diese Altstadtmotive spielten auch im Medium der Ansichtskarte die wichtigste Rolle.⁴¹ Die Aufrechterhaltung und Inszenierung des romantischen Blicks auf die Stadt als Totale stieß dabei allerdings im Zuge von Urbanisierung und Industrialisierung an ihre Grenzen: Mit der Überbauung der Vor-

³⁵ Vgl. Gesa Büchert, *Ins Land der Franken fahren. Nürnberg-Reisen in der Romantik*, in: Henkel/Schauerte, S. 32-47; Dies., „Das herrliche Denkmal der alten Kraft“ – Der Schöne Brunnen in romantischen Reisehandbüchern über Nürnberg, in: Möseneder, S. 71-82.

³⁶ Heeringen, S. 136.

³⁷ Vgl. hierzu: Mathias Mende, *Sehweisen. Anmerkungen zur Norica-Graphik des 19. Jahrhunderts*, in: Nürnberg zur Zeit Ludwigs I. von Bayern. Zeichnungen von Georg Christoph Wilder (1794–1855) aus dem Besitz der Stadt Nürnberg, Hrsg. von den Stadtgeschichtlichen Museen Nürnberg, Nürnberg 1986, S. 15-46; Grote, S. 44-83; Brix, S. 26-53.

³⁸ Vgl. Schauerte, S. 38.

³⁹ Grote, S. 87.

⁴⁰ Mende, S. 40.

⁴¹ Vgl. *Centrum Industriekultur Nürnberg* (Hrsg.), Nürnberg 1865–1909. Photographien von Ferdinand Schmidt, München 1987; Beer.

städte entfiel die Inszenierung harmonischer Stadt-Land-Übergänge und der panoramischen Blickerlebnisse aus der Ferne auf die Stadt. 1885 war die Bevölkerungszahl in den Vorstädten nahezu gleich groß wie die im Stadtgebiet innerhalb der Mauern, zehn Jahre später wohnten außerhalb des Mauerrings rund 107.000 Menschen, innerhalb der Stadtmauern dagegen mit knapp 55.500 Einwohnern nur noch 34,2 % der Einwohnerschaft.⁴² Überdies hatte die Errichtung des Staatsbahnhofs vor dem Frauentor die Gewichte der beiden Stadthälften verschoben: Während die Sebalder Seite stagnierte und in ihrer historischen Bausubstanz erhalten blieb, veränderte sich die Stadthälfte südlich der Pegnitz. Der Motivkanon touristischer Ansichtskarten und Fotografien fokussierte – außer der Darstellung von Einzelbauwerken auf der Lorenzer Seite – zunehmend vor allem die Sebalder Stadtseite, die zum eigentlichen „Alt-Nürnberg“ wurde.⁴³

5. Neue Bausteine romantischer Codierungen – Nürnberger Stadtmauer und „Nürnberger Stil“

Im frühen 19. Jahrhundert war die Stadtbefestigung kaum Gegenstand des Kunstinteresses, bildliche Darstellungen blieben bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts selten.⁴⁴ Die nicht verwirklichten radikalen Modernisierungspläne des liberalen Wirtschaftsbürgertums der Stadt in den 1870er Jahren – die komplette Schleifung der Stadtmauer, die Öffnung der Innenstadt und die Anlage einer Ringstraße – und die heftig darüber geführte Debatte sind ein besonders prominentes Beispiel für das Konfliktpotenzial in der Frage nach Bewahrung oder Modernisierung. Nach dem Abriss einer Mauerpartie und der Abböschung und Aufschüttung einiger Gräben ging zwar der wehrhafte Charakter der Stadtbefestigung zum Teil verloren, doch blieb das durch Tore und Mauern geprägte mittelalterliche Stadtbild insgesamt erhalten. Die Entscheidung für den weitgehenden Erhalt erfolgte schließlich zu einem Zeitpunkt, als die Industriebetriebe bereits in die Vorstädte abgewandert waren und der Funktionswandel der Stadt innerhalb des Mauerrings zur historischen „Alt“-Stadt und „City“ eingesetzt hatte.⁴⁵

⁴² Vgl. Charlotte Bühl-Gramer, Nürnberg 1850 bis 1892. Stadtentwicklung, Kommunalpolitik und Stadtverwaltung im Zeichen von Industrialisierung und Urbanisierung, Nürnberg 2003, S. 104-114.

⁴³ Vgl. Beer, S. 41, S. 155.

⁴⁴ Vgl. Brix, S. 109 f.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 107-129; Götz, S. 130-133, S. 148-152; Wilhelm Schwemmer, Die Stadtmauer von Nürnberg. Verluste und Erhaltung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Bd. 56, Nürnberg 1969, S. 424-444; Bühl-Gramer, Nürnberg 1850 bis 1892, S. 208-218.

Ab 1895 wurde die Stadtmauer Schwerpunkt der Denkmalpflege⁴⁶ und nicht nur ein weiteres Alleinstellungsmerkmal der Stadt⁴⁷, sondern auch zum neuen Element romantischer Stadtwahrnehmung, wie Paul Johannes Rée schreibt:

„[D]em Kulturhistoriker und Militärtechniker [erteilt die Stadtmauer] eine Reihe wichtiger Aufschlüsse [...], zugleich aber durch die Art, wie sie mit der blühenden Natur verwachsen erscheint und durch Bäume und Büsche, sowie durch rankendes und aus den Mauerfugen und Ritzen hervorsprossendes Grün belebt ist, [bietet sie] dem Maler eine Fülle der dankbarsten Motive, dem kunstsinnigen Reisenden unvergeßliche Bilder von bezauberndem Reize [dar].“⁴⁸

Im Zuge des raschen Stadtwachstums und der Ausdehnung des städtischen Siedlungskörpers wurde die Stadtbefestigung damit zur Demarkationslinie von „alt“ und „neu“, zur baulichen Rahmung des „Schatzkästlein des deutschen Reiches“.⁴⁹ Aus der Wahrnehmungsperspektive der völlig neuen Dimensionen großstädtischer Agglomerationsräume erfuhr überdies die mittelalterliche Stadt mit ihrem Mauerring eine neue Codierung als „romantisch“ im Sinne einer überschaubaren Größe und Ausdehnung.

Der Stadtumbau der Lorenzer Stadtseite zu einem Geschäfts- und Hotelviertel im „Nürnberg Stil“, mit der Königstraße als Entrée in die alte Stadt, ist eng verknüpft mit Tourismus und Gastronomie. Er stellte „eine spezifisch, ortstypische Antwort auf die Herausforderung des Stadtumbaus am Ende des 19. Jahrhunderts“ dar.⁵⁰ Dieser lokalspezifischen Variante des Historismus der 1880er und 1890er Jahre wurde eine besondere Eignung zugesprochen, die eigene reichsstädtische Bautradition Altnürnberger Bürgerhausarchitektur unter Verwendung typischer Nürnberger Bauelemente wie Chörlein, Dachkerker und vorgefundener Giebelformen mit modernen Nutzungs- und Repräsentationsbedürfnissen in großstädtischem Maßstab zu vereinen und damit das überlieferte Bild der Stadt zu retten.⁵¹ Mit einem ortspolizeilichen Statut im Jahr 1899 fand auch der Gedanke des Umgebungsschutzes für Baudenkmale gesetzlichen Niederschlag. Die romantische „Erfindung“ der ganzheitli-

⁴⁶ Vgl. Guido von Volckamer auf Kirchensittenbach, Die Stadtmauer von Nürnberg. Mit ihren Veränderungen während dreier Jahrhunderte dargestellt durch Abbildungen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert, München 1897.

⁴⁷ „Die höchst malerische Stadtmauer mit ihren Wehrgängen, Thürmen, Bastionen und der alte Graben bilden eine Zierde, wie sie kaum eine zweite Stadt aufzuweisen hat.“ – so zu lesen in: Neuester Illustrierter Führer durch Nürnberg mit neuestem Stadtplan, 50 Illustrationen und einem Strassen-Verzeichnis, Nürnberg ⁶1901, S. 16.

⁴⁸ Paul Johannes Rée, Nürnberg, Leipzig 1907, S. 51 f.

⁴⁹ Vgl. Charlotte Bühl, Artikel „Schatzkästlein“, in: Michael Diefenbacher/Rudolf Endres (Hrsg.), Stadtlexikon Nürnberg, Nürnberg 1999, S. 927.

⁵⁰ Vgl. Brix, S. 130-140.

⁵¹ Vgl. Beer, S. 39.

chen Sichtweise der alten Stadt als ästhetisches Ideal-Bild und Gegenmodell zur modernen Großstadt blieb in der Ausprägung als historistische Restaurierungseuphorie für annähernd hundert Jahre leitende Maxime für das Fremd- und Selbstbild der Stadt.⁵² Die radikale Veränderung der Wahrnehmungsweise der Stadt durch den romantischen Blick als der Suche nach dem Anderen, Früheren und Verlorenen bildete dabei eine Grundfigur des Tourismus, durch den die „Merkwürdigkeiten“ zu „Sehenswürdigkeiten“ wurden und der als „Bildermaschine“⁵³ den touristischen Blick selbst produzierte und aufbereitete.

6. Ausblick: Aktualisierungen romantischer Codierungen nach 1900

Dass in Nürnberg auch im 20. und 21. Jahrhundert romantische Codierungen Fortsetzungen fanden und weitere Ausprägungen erfuhren, wäre in einem eigenen Beitrag dazulegen. An dieser Stelle müssen einige wenige Anmerkungen genügen.

Die Verklärung Nürnbergs durch die Frühromantik mit der sich anschließenden Verehrung Dürers hatte eine bedeutende Rolle bei der Herausbildung des Nürnberg-Mythos gespielt und war von der Stadt seit dem 19. Jahrhundert gepflegt worden.⁵⁴ In seiner nationalistischen Umdeutung stand er den ideologischen Zwecken des Nationalsozialismus zur Verfügung und konnte übernommen werden. In Abkehr von der modernen konservierenden und bewahrenden Denkmalpflege der 1920er Jahre vertraten Rudolf Lincke als Leiter der städtischen Abteilung Denkmalpflege wie auch der leitende Architekt der Bayerischen Schlösserverwaltung Rudolf Esterer bei der Restaurierung der Kaiserburg das Konzept einer sogenannten „schöpferischen Denkmalpflege“. Mit ihrer bewussten Lösung von der Bindung an das historische Original und der Betonung der künstlerischen, neuschöpfenden Tätigkeit des Denkmalpflegers näherten sie sich dabei der Heideloffschen Einschätzung des Denkmalpflegers als „produktiven Künstler“⁵⁵ an. Gleichzeitig wandten sie sich jedoch gezielt gegen den neugotischen Stil: Die ‚Bausünden‘, die „ein gewisser romantischer Begriff von ‚Nürnbergisch‘ mit Pseudo-Erkerchen und Chörchen“ mit sich gebracht hätte, sollten zugunsten des „ursprünglichen, viel herberes Stadtbild[es] so weit als möglich verschwinden“. An seiner Stelle sollte ein „herberes Stadtbild“ treten, das

⁵² Zur Stadt als Bild und seiner Renaissance vgl. Cord Meckseper, Stationen und Tendenzen baugeschichtlicher Forschung, in: Mark Escherich/Christian Misch/Rainer Müller (Hrsg.), Entstehung und Wandel mittelalterlicher Städte in Thüringen, Berlin 2007, S. 9-20.

⁵³ Valentin Groebner, Touristischer Geschichtsgebrauch. Über einige Merkmale neuer Vergangenheiten im 20. Und 21. Jahrhundert, in: HZ H. 296/2013, S. 408-428, hier: S. 418.

⁵⁴ Vgl. Werner K. Blessing, Der Schein der Provinzialität. Nürnberg im 19. Jahrhundert, in: Helmut Neuhaus (Hrsg.), Nürnberg. Eine europäische Stadt in Mittelalter und Neuzeit, Nürnberg 2000, S. 69-103.

⁵⁵ Götz, S. 37.

die „Schlichtheit“ und Wehrhaftigkeit als Kennzeichen des „deutschen“ Charakters der Stadt betonten sollte.⁵⁶

Nach 1945 entschieden sich Stadtverwaltung und Stadtrat nach intensiver Debatte und der Ausschreibung eines Laien- und eines Architektenwettbewerbs für den Wiederaufbau der Nürnberger Altstadt unter Bewahrung ihres historischen Charakters unter der Leitlinie, Zerstörtes nicht als Kopie zu rekonstruieren, die erhalten gebliebenen Bauwerke von historischem Wert aber „wie Juwelen in eine zurückhaltende, anständige neue Fassung zu bringen.“⁵⁷ Damit war die Basis gelegt, die kulturgeschichtlich geprägte romantische Sicht auf Nürnberg als Denkmal seiner großen Vergangenheit als wichtigen Faktor für die städtische Identität nach innen und für das Nürnberg-Image nach außen wiederherzustellen bzw. neu zu konstruieren:⁵⁸ So wurde etwa die durch die Zerstörung geschaffene freie Sichtachse von der Lorenzkirche zur Burg „als eine einmalige Darstellung des Begriffes von Alt-Nürnberg“⁵⁹ bewusst freigehalten. Die Auseinandersetzung um Bewahren und/oder Modernisieren setzte sich als Erbe des romantischen Blicks auf die Stadt auch nach 1945 bruchlos bis in die Gegenwart fort.⁶⁰

⁵⁶ Zit bei Georg Seiderer, Nürnberg – die „Stadt der Reichsparteitage“. Selbstinszenierung einer Großstadt im „Dritten Reich“ (1933–1939), in: Fritz Mayrhofer/Ferdinand Oppl (Hrsg.), Stadt und Nationalsozialismus, Linz 2008, S. 311-340, hier: S. 330; Alexander Schmidt, Nürnberg – die „deutsche“ aller „deutschen“ Städte? Das Bild des spätmittelalterlichen Nürnberg in der nationalsozialistischen Propaganda, in: Maike Steinkamp/Bruno Reudenbach (Hrsg.), Mittelalterbilder im Nationalsozialismus, Berlin 2013, S. 137-151.

⁵⁷ Zit bei Clemens Wachter, Weichenstellung. Der Architektenwettbewerb über den Wiederaufbau der Altstadt 1947, in: Michael Diefenbacher/Matthias Henkel (Hrsg.), Wiederaufbau in Nürnberg, Nürnberg 2009, S. 64-83, hier: S. 81; vgl. Ders., Kultur in Nürnberg 1945–1950. Kulturpolitik, kulturelles Leben und Bild der Stadt zwischen dem Ende der NS-Diktatur und der Prosperität der fünfziger Jahre, Nürnberg 1999, S. 314-369.

⁵⁸ Vgl. Andreas Curtius, Die Stadt als Denkmal einer versunkenen Zeit, in: Henkel/Schauerte, S. 49-55; Alfred Kosel, Nürnberg wieder ein Schatzkästlein. Nürnberg [1960]. Zum Bemühen einer möglichst bruchlosen Wiederanknüpfung an die Überlieferungszusammenhang von Nürnbergs „großer Zeit“ im 15. und 16. Jahrhundert und den verschiedenen Phasen einer Neukonstituierung der städtischen Geschichtskultur im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Rolle Nürnbergs in der NS-Zeit vgl. Charlotte Bühl-Gramer, Nürnberg als „Stadt des Friedens und der Menschenrechte“ – Aspekte einer geschichtskulturellen Analyse, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik H. 11/2012, S. 98-115.

⁵⁹ Zit. Bei Wachter, S. 80.

⁶⁰ Stellvertretend für die vielen Debatten seien hier die Ablehnung der Errichtung eines modernen Geschäftszentrums (Augustinerhof) durch einen Bürgerentscheid im Jahr 1996 und der Bürgerentscheid aus dem Jahr 2014 genannt, bei dem der Frage der Wiederausmalung des historischen Rathaussaals mit Dürer-Motiven mit 68% dagegen eine klare Absage erteilt wurde. Nach wie vor ist der Verein Altstadt-freunde Nürnbergs mit rund 5.500 Mitgliedern und einer beeindruckenden Erfolgsbilanz hinsichtlich der Rettung und Restaurierung historischer Gebäude der größte und einflussreichste Stadtpflegerverein in Deutschland.

Die frühromantischen Zuschreibungen Dürers und der Stadt als spezifisch „deutsch“ und als Kristallisationspunkte der Nation waren freilich diskreditiert.⁶¹ Der von Cord Pagenstecher konstatierte Wandel in der touristischen Außendarstellung der Altstadt Nürnberg vom kunsthistorischen Kleinod zur historischen Kulisse, die durch die Einrichtung einer Fußgängerzone ab 1975 zur Verkehrsentlastung der Innenstadt auch die Wahrnehmung der Altstadt als „Erlebnisraum“⁶² einer postmodernen Erlebnisgesellschaft unterstützte, kann als Aktualisierung der romantischen Geschichtsaneignung als „Erlebnis“ gelesen werden. Das gegenwärtig in der touristischen Geschichtsvermittlung en vogue scheinende „Re-Enactment“ durch Kostümführungen oder Nachwächterführungen weist ebenfalls Verbindungslinien zu der romantischen Imagination eines „lebendigen Mittelalters“ auf. Um 1960 wanderte man nicht mehr durch die Stadt, doch nach einem ersten Weg vom Bahnhofplatz bis zum Hauptmarkt hatte man „den Überblick, der erlaubt, entweder planvoll die zahlreichen Einzelheiten aufzusuchen, oder Schlenderwege anzutreten, die durch Begegnungen mit der großen Vergangenheit zum Erlebnis werden.“⁶³

Heute bummelt man dagegen durch die übersichtliche Altstadt und verbindet Konsumerlebnisse einer Shopping-Tour mit mittelalterlichem „Flair“ – mitunter auch im 1971 eröffneten Handwerkerhof, in dem seither in einer vollständig erfundenen, mittelalterlich anmutenden Szenerie von neugebauten Fachwerkhäuschen kunstgewerbliche Artikel und Souvenirwaren verkauft werden. Der Reiz des historischen „Dürerblicks“ bleibt dabei eine Konstante romantischer Stadtwahrnehmung, auch für das Stadtmarketing: Wurde Nürnberg 1960 als „ein Paradies für Fotoamateure“ bezeichnet⁶⁴, ist in der aktuellen Imagebroschüre zu lesen: „Den Blick über die Pegnitz hinüber zum Weinstadel, einer der größten Fachwerkbauten Deutschlands, oder dem Heilig-Geist-Spital konnte bereits Albrecht Dürer, der berühmteste Sohn der Stadt, genießen.“⁶⁵

**Prof. Dr. Charlotte Bühl-Gramer, Universität Erlangen-Nürnberg,
charlotte.buehl-gramer@fau.de**

⁶¹ So stand das Dürerjahr 1971 ganz im Zeichen eines kulturellen Aufbruchs, einem Bekenntnis zur Demokratie und einer Entideologisierung Dürers durch einen Brückenschlag zur Gegenwart und zeitgenössischen Kunst, vgl. Charlotte Bühl-Gramer, Nürnberg als „Stadt des Friedens und der Menschenrechte“ – Transformationen von Stadtimage und lokaler Geschichtskultur, in: Alfons Kenkmann/Bernadette Spinnen (Hrsg.), *History sells? – Geschichte und Marke(ting)*, im Druck.

⁶² Cord Pagenstecher, *Der bundesdeutsche Tourismus. Ansätze zu einer Visual History: Urlaubsprospekte, Reiseführer, Fotoalben 1950–1990*. Hamburg 2012, S. 329.

⁶³ Alfred Kosel *Nürnberg, wieder ein Schatzkästlein, Nürnberg* [ca. 1960], S. 5; *Imageseiten Nürnberg*, https://tourismus.nuernberg.de/uploads/media/Image_Seiten_2015.pdf.

⁶⁴ Kosel, S. 15: „Auf Schritt und Tritt winkt allen Kamerajägern eine ungewöhnliche Fülle schönster Moti-ve“.

⁶⁵ *Imageseiten Nürnberg*.

Zur Romantisierung und Authentisierung des Urbanen im 20. Jahrhundert – eine Erkundung

Romantik und Authentizität – beide Begriffe erscheinen, werden sie als Konzepte oder Modelle gesellschaftlicher Sinnstiftung aufgefasst¹, eng miteinander verbunden, ja geradezu komplementär. Zugleich markieren sie ein Spannungsfeld zwischen der – sehr allgemein formuliert – emotionalen Zusammenschau der Welt einerseits und dem Verweis auf beglaubigt „originale“, „echte“ Objekte andererseits. Diese Komplementarität der beiden in jüngster Zeit verstärkt diskutierten Konzepte lässt sich in einer ersten Annäherung an den folgenden zwei prägnanten Texten zur Stadtwahrnehmung und -deutung aus den unterschiedlichen Kontexten der Tourismus-Werbung und der autobiographischen Literatur etwas genauer beleuchten.

Der Tourismus-Service der schwäbischen Stadt Rothenburg ob der Tauber – eines der bekanntesten, wenn nicht *das* bekannteste Sinnbild der „romantischen Stadt“ – schreibt in einem derzeit vertriebenen Flyer unter der Überschrift „Unvergesslicher Zauber“:

„Rothenburg ob der Tauber ist Romantik pur. Keine andere Stadt in Deutschland verkörpert so eindrucksvoll Stein gewordene und gelebte Geschichte. Hier sprechen gleichsam die Steine. Sie erzählen von Königen und Kaisern, von Patriziern und vom Stolz der freien Stadtbürger, von den Geheimnissen und dem Zauber des Mittelalters. (...). Im Schutze des trutzigen, mit 42 Türmen bestückten und begehbaren Mauerrings genießen Menschen aus aller Welt eine träumerische Auszeit von der ruhelosen Gegenwart.“²

Ohne alle hier aufgerufenen Sinnbezüge anzusprechen, verweisen die Evozierung der romantischen „Zauber“-Metaphorik, die Authentizitätsformel „hier sprechen gleichsam die Steine“ sowie das Versprechen einer „träumerischen Auszeit von der ruhelosen Gegenwart“ auf zentrale Momente der Romantisierung von Stadt- und Welterfahrung in ihrer Vermittlung und Beglaubigung durch die authen-

¹ Vgl. Stefan Matuschek/Sandra Kerschbaumer, Romantik als Modell, in: Daniel Fulda/Sandra Kerschbaumer/ Stefan Matuschek (Hrsg.), Aufklärung und Romantik. Epochenschnittstellen, Paderborn 2015, S. 141-156; Susanne Knaller, Original, Kopie, Fälschung. Authentizität als Paradoxie der Moderne, in: Martin Sabrow/Achim Saupe (Hrsg.), Historische Authentizität, Göttingen 2016, S. 44-61.

² Rothenburg Tourismus Service, Kleiner Stadt(ver)führer, Faltblatt, Rothenburg ob der Tauber 2016, o.S..

tischen Objekte „der Steine“. Deutlich wird zudem – und diese Perspektive soll in dem vorliegenden Aufsatz vorrangig verfolgt werden –, dass Romantik und Authentizität nicht als Zustand zu begreifen sind, sondern performativ hervorgebracht und prozessual ausgestaltet werden.³

Dass auch eine Großstadt des 20. Jahrhunderts wie Berlin – oder jedenfalls einzelne ihrer Facetten – derart romantisch wahrgenommen und verklärt werden konnten und können, belegt unter anderem ein autobiographischer Bericht des bekannten amerikanischen Schriftstellers Thomas Wolfe über seinen Berlin-Besuch im Sommer 1935. Wolfe konnte allerdings seine sehnlichst erwartete romantische Stadterfahrung nur kurz genießen, da sie bald durch die Wirklichkeit des nationalsozialistischen Regimes brutal entzaubert wurde. Im Hinblick auf ihre besondere Prägnanz seien hier die einschlägigen Passagen aus Wolfes 1940 posthum erschienen Buch „You can't go home again“ („Es führt kein Weg zurück“) etwas ausführlicher zitiert:

„In den Jahren der strengen Zurückgezogenheit und der schweren Arbeit an meinem Buch hatte ich oft in heftiger Sehnsucht an dieses Land gedacht, wie Gefangene, die an die Ketten der öden Gegenwart gefesselt sind, sich nach feenhaften Wäldern und Fluren eines Märchenlandes sehnen mögen. Wie oft war ich in meinen Träumen im Land der versunkenen Glocke gewesen – auf dem alten Marktplatz einer gotischen Stadt, bei mitternächtlichem Brunnengeplätscher und brüchig-klimperndem Glockenspiel, beim üppigen Fleisch blonder Frauen. Dann kam endlich der Tag, an dem ich morgens durch das Brandenburger Tor und über die bezaubernden Alleen des feenhaft grünen Tiergartens ging (...).

Nun konnte ich aufatmen, und mein unmögliches Verlangen wurde mit einem Zauberschlag erfüllt. Wie oft war ich fremd und unbekannt durch die großen Städte der Welt gegangen – und nun schien ganz Berlin mir zu gehören (...). Saphirenes Funkeln in der Luft, der Zauber der kurzen nördlichen Sommernächte, köstlicher Wein in schlanken Flaschen, der Morgen, grüne Wiesen, hübsche Frauen – alles das war mein, schien eigens für mich geschaffen (...).

So gingen die Wochen dahin – und dann geschah es. Allmählich sickerte die Welt in mich ein, zuerst fast unmerklich, so wie die dunklen Federn aus den Schwingen eines Racheengels niederschweben. Bald war es ein verzweifelt flehendes Augenpaar, die nackte Angst in einem erschreckten Blick, das Aufblitzen plötzlicher Furcht. (...). Diesem Strom leidvoller und angsterfüllter Berichte konnten sich meine Ohren nicht verschließen (...). Sie erzählten von Freunden und Verwandten, die in der Öffentlichkeit etwas Unvorsichtiges gesagt hatten und spurlos ver-

³ Vgl. Matuschek/Kerschbaumer, Romantik, insbes. S. 148 sowie, mit Bezug zur „Authentizität“, Knaller, Original, S. 46 f.

schwunden waren, von der Gestapo, von Zänkereien zwischen Nachbarn und läppischer persönlicher Ranküne, die zu politischer Verfolgung ausartete; von Konzentrationslagern und Pogromen (...).

Wenn nach einer solchen Nacht, in der ich endlich den Zusammenhang der Dinge begriffen hatte, der Tag wieder anbrach, dann war in meinen Augen alles verändert: das kühle Morgenlicht, das Bronzegold der Kiefern, die stillen grünlich-klaaren Seen, die zauberhaften Parks und Gärten – nichts sah so aus wie zuvor. Denn nun kannte ich die andere Seite des Lebens, die auch frisch wie der Morgen und doch so alt wie die Hölle ist: das Übel, das die ganze Welt befallen hatte. Hier in Deutschland trat es in seiner finstersten Gestalt auf, (...) hier war es nun in einem Schema von Phrasen und in einem System verabscheuungswürdiger Taten organisiert.“⁴

Einmal abgesehen von der kühnen Synthese imaginierter „gotischer Städte“ mit dem Berlin des 20. Jahrhunderts und von geschlechtergeschichtlich aufschlussreichen Formulierungen („üppiges Fleisch blonder Frauen“) gelang es dem helllichtigen amerikanischen Schriftsteller Wolfe nicht, sich sein „Märchenland“ gegen die Flut angsterfüllter Berichte zu bewahren. Das „Bronzegold der Kiefern“ und die „zauberhaften Parks“ des Tiergartens verloren ihre Authentizität und damit ihre verzaubernde Kraft und wurden als Kerne romantischen Stadterlebens durch das „Einsickern“ der sozialen „Welt“ unterminiert – „nichts sah so aus wie zuvor“.

Die als authentisch wahrgenommenen Bauten, Bilder, Geräusche fungieren in den beiden Zitaten offensichtlich als Kernelemente und sozusagen als Stützpfeiler für die Konstruktion und Statik von „romantischer Urbanität“. Dies gilt weit über die in den beiden Quellen angesprochenen historischen Zusammenhänge hinaus und bis heute, so etwa bei der Entwicklung und im Management von Weltkulturerbestätten der UNESCO, für die Sanierung und Inwertsetzung historischer Gebäude oder im Stadttourismus. Diese Beobachtung soll als Ausgangspunkt für die folgenden Erkundungen zur Bedeutung und Dynamik der Authentisierung des Urbanen im 20. Jahrhundert dienen, die derzeit ein stark zunehmendes Interesse unter Kulturhistorikern und einer breiteren Öffentlichkeit erfährt.⁵

⁴ Thomas Wolfe, *Es führt kein Weg zurück*, hier zitiert nach der Auflage Rheinbeck 1981, S. 622-625; original erschienen unter dem Titel: *You can't go home again*, New York 1940.

⁵ Vgl. stellvertretend die Website des Leibniz-Forschungsverbands *Historische Authentizität*: <http://www.leibniz-historische-authentizitaet.de/start/> (Zugriff 3.11.2016); Tino Mager, *Schillernde Unschärfe. Der Begriff der Authentizität im architektonischen Erbe*, Berlin/Boston 2016; sowie das Programm der Berliner Ringvorlesung „Historische Authentizität WS 2017“ unter <http://www.leibniz-historische-authentizitaet.de/start/ringvorlesung-2017/> (Zugriff 3.11.2016).

„Authentizität“ – eine disziplinübergreifende Debatte

„Authentizität“ als die Qualität des vermeintlich Echten, Originalen, Wahren von Objekten oder Personen beschäftigt seit einiger Zeit verstärkt Forscherinnen und Forscher verschiedenster Disziplinen, so etwa der Ästhetik, der Literatur-, Theater- und Kulturwissenschaften.⁶ Auf die gerade in diesen Disziplinen kaum mehr überschaubare Literatur, in der Walter Benjamins Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“⁷, die Rezeption Heideggers durch Sartre und Schriften Adornos zu den zentralen Referenzpunkten zählen, kann hier nicht eingegangen werden.⁸ Unter den hier primär interessierenden, im weiteren Sinne stadt-historischen Disziplinen haben sich vorrangig Kunstgeschichte und Denkmalpflege und in jüngerer Zeit verstärkt auch die Museumswissenschaften mit dem Thema beschäftigt.⁹

Für die bemerkenswerte Karriere, die das Konzept der „Authentizität“ während der letzten Jahrzehnte in *bauhistorischen* Debatten und insbesondere in der Denkmalpflege durchlief, spielt seine Aufnahme in zentrale Dokumente der UNESCO zum Weltkulturerbe eine entscheidende Rolle. Bereits in der Präambel der Charta von Venedig von 1964 war die Verpflichtung formuliert, kommenden Generationen „die Denkmäler im ganzen Reichtum ihrer Authentizität weiterzugeben“.¹⁰ Nachdem 1972 die UNESCO ihre „Welterbekonvention“ verabschiedet hatte, formulierten die 1977 zu deren Umsetzung formulierten Richtlinien als Bedingung für die Aufnahme von Denkmalen in die Liste des Weltkulturerbes einen „test of authenticity in design, materials, workmanship and setting.“¹¹ Diese Anforderung erwies sich jedoch als schwierig operationalisierbar und nur begrenzt auf außereuropäische Kulturkreise übertragbar. Daher unterstrich das Abschlussdokument der

⁶ Vgl. als Überblick Achim Saupe, Authentizität, Version: 3.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 25.08.2015, http://docupedia.de/zg/saupe_authentizitaet_v3_de_2015 / DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.705.v3> (Zugriff 3.11.2016).

⁷ Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in Ders.; Gesammelte Schriften, Bd. 1.2., hrsg. von Rolf Thiedemann/Herman Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1974, S. 471-508.

⁸ Vgl. Mager, Schillernde Unschärfe, S. 19-21; Sven Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Frankfurt a.M. 2014, S. 60-76.

⁹ Vgl. die Angaben in den vorangegangenen und folgenden Fußnoten sowie, stellvertretend für die Museumswissenschaften, Thomas Thiemeyer, Werk, Exemplar, Zeuge. Die multiplen Authentizitäten der Museumsdinge, in: Sabrow/Saupe (Hrsg.), Historische Authentizität, S. 80-90.

¹⁰ Internationale Charta über die Konservierung und Restaurierung von Denkmälern und Ensembles (Denkmalbereiche), hier zitiert nach: <http://www.bda.at/documents/455306654.pdf> (Zugriff 3.11.2016).

¹¹ Zitiert nach Mager, Schillernde Unschärfe, S. 4.

1994 durchgeführten, bis heute maßstabsetzenden „Nara Conference on Authenticity ...“ das Prinzip der Beachtung von je nach Kulturkreis unterschiedlichen Werten und Praxen in der Bestimmung und im Umgang mit dem materiellen und immateriellen Erbe. Demzufolge sei auch keine verbindliche Fixierung von Kriterien möglich. Weiterhin wurde in dem Dokument unter anderem verlangt, die soziokulturellen Dimensionen von Kulturerbe zu beachten und mehr Toleranz gegenüber Wandlungsprozessen walten zu lassen.¹²

Diese Aussagen und Positionen weisen eine große Anschlussfähigkeit an stadt- und kulturhistorische Ansätze auf, die sich vorrangig für Prozesse der sozialen Konstruktion von „Authentizität“ interessieren. Dennoch kann die weiterhin primär auf Fragen der „Objektauthentizität“ und Materialität zentrierte Perspektive der Denkmal- und architekturgeschichtlichen Forschung, die kürzlich Mager umfassend und kritisch untersucht hat,¹³ nur eine, wenn auch wichtige Bezugsgröße stadthistorischer Untersuchungen sein. Letztere tun gut daran, auch ganz andere geschichtswissenschaftliche Ansätze einzubeziehen. So rekonstruierte kürzlich Sven Reichardt aus kulturhistorischer Perspektive den Zusammenhang von Authentizität und Moral in linksalternativen Milieus und Politikentwürfen der 1970er Jahre und damit subjekt- bzw. gruppenbezogene Dimensionen des Themas,¹⁴ Eva Ulrike Pirker und andere die Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen.¹⁵

Der von Pirker benutzte Begriff der „Authentizitätsfiktion“ bringt markant den in der neueren Forschung kaum mehr umstrittenen Gedanken auf den Punkt, dass historische Authentizität stets *sozial konstruiert*, also behauptet wird und ontologisch-essentialistische Auffassungen und Deutungen „des Originalen“ einer kritischen Prüfung kaum jemals standhalten. Damit tritt die Grundfrage nach den Akteuren und Prozessen der Behauptung von Authentizität in den Vordergrund: Wer thematisiert, postuliert, debattiert und konsumiert auf welche Weise und wann bestimmte Sachverhalte oder Artefakte mit dem Anspruch, sie repräsentierten etwas historisch Wahres, Echtes, Authentisches?

¹² Vgl. The NARA Document on Authenticity (1994), hier zitiert nach <http://www.icomos.org/en/179-articles-en-francais/ressources/charters-and-standards/386-the-nara-document-on-authenticity-1994> (Zugriff 3.11.2016); Michael S. Falser, Von der Venice Charter 1964 zum Nara Document on Authenticity 1994 – 30 Jahre „Authentizität“ im Namen des kulturellen Erbes der Welt, in: Kunstgeschichte. Open peer reviewed journal 2011 (<http://www.kunstgeschichte-ejournal.net/239/>, Zugriff 3.11.2016), o. S. (S. 5-7).

¹³ Mager, Schillernde Unschärfe, S. 226-228.

¹⁴ Reichardt, Authentizität.

¹⁵ Vgl. Eva Ulrike Pirker/Mark Rüdiger, Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen: Annäherungen, in: Eva Ulrike Pirker u.a. (Hrsg.), Echte Geschichte. Authentizitätsfiktionen in populären Geschichtskulturen, Bielefeld 2010, S. 11-30.

Dieser Grundfrage nach der sozialen Konstruktion von Authentizität widmet sich neben anderen auch der 2014 eingerichtete, von der Leibniz-Gemeinschaft geförderte Forschungsverbund „Historische Authentizität“, der in einem von vier Schwerpunkten stadthistorische Fragestellungen verfolgt.¹⁶ Der Forschungsverbund – an dem der Autor dieses Beitrags beteiligt ist – hat sich im Interesse einer Begriffsklärung und Operationalisierung seines prozessualen Grundansatzes darauf verständigt, Dynamiken der *Authentisierung* in den Mittelpunkt der Untersuchungen zu stellen. Darunter sind zunächst alle Äußerungen und Praktiken zu begreifen, die historisch-reflexive Inwertsetzungen von Bauten, Stadträumen und Landschaften vornehmen, der kulturellen Markierung dienen und dabei spezifische historische Beglaubigungsstrategien nutzen. Der Anspruch auf Authentizität kann dabei sowohl im Hinblick auf Orte und Räume als auch im Hinblick auf Individuen formuliert werden, sodass die Unterscheidung von „objekt-“ und „subjektbezogener Authentizität“ zu den grundlegenden Differenzierungen in diesem Begriffsfeld zählen.¹⁷

Als Authentisierung werden also Diskurse und Praktiken begriffen, die im Rahmen eines bestehenden wissenschaftlichen, denkmalpflegerischen, aber auch stadtgemeinschaftlichen Wertekanons bestimmte Objekte in Wert setzen und als zu bewahrend identifizieren. Sobald diese zertifiziert, also etwa in Form von Denkmallisten verbindlich formalisiert werden, ist von *Authentifizierungen* zu sprechen. In beiden Fällen erfolgen diese Zuschreibungen und Inwertsetzungen durch jeweils benennbare Akteure im Rahmen unterschiedlichster gesellschaftlicher Diskurse.

Authentisierung und Stadtgeschichte: Der Wiederaufbau nach 1945

Dass der Begriff der „Authentizität“ und seine Derivate in stadthistorischen Zeugnissen selten vorkommen, mit anderen Worten also keine Quellenbegriffe sind, ist wenig überraschend. Und doch spielen die damit angesprochenen Fragen in der Stadtgeschichte des 20. Jahrhunderts eine zunehmend wichtige Rolle, insbesondere im Zusammenhang mit Bestrebungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung alter, überformter oder verlorengegangener Gebäude und Räume. In den 1920er Jahren galt dies etwa für die Rückgewinnung von Stadtplätzen¹⁸, die schrittweise Aufwertung und beginnende Vermarktung der Altstädte – wie etwa in Berlin des soge-

¹⁶ Vgl. z. B. den Bericht über die 2014 in Potsdam veranstaltete Tagung „Authentifizierung von Stadtlandschaften“, in: IMS H. 2/2014, S. 161-163.

¹⁷ Vgl. Saube, Authentizität.

¹⁸ Vgl. z.B. Albert Hofmann, Die Wiederherstellung des Münsterplatzes im Ulm, Bauwelt H. 7/1925, S. 125-134.

nannten „Krögel“¹⁹ – und die „Heimatschutzbewegung“ mit ihrer Rückbesinnung auf regionale und traditionale Baustile.²⁰

Es kann nicht überraschen, dass die Frage des Umgangs mit dem überkommenen Baubestand insbesondere in der Debatte über den Wiederaufbau der deutschen Städte nach den katastrophalen Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs einen Höhepunkt erreichte: „Die Bomben haben gesprochen. Das Gespenst des Wiederaufbaues hat sich des Schutts und der Trümmer bemächtigt und redet von der Wiederherstellung ganzer Straßenzüge und Städte. Je wahrheitsgetreuer die Rekonstruktion, desto größer die museale Lüge“, hieß es 1946 in den *Aachener Nachrichten*. Die *Rheinische Zeitung* sprach zur gleichen Zeit von der Wiederherstellung historischer Zentren als „Attrappe und Panoptikum“.²¹ Georg Wagner-Kyora, unter dessen Regie das Thema jüngst aus der Perspektive einer europäisch städtischen Erinnerungskultur untersucht wurde, urteilt allerdings: „Fragen der Authentizität blieben im Rahmen des Wiederaufbaus von nachrangiger Bedeutung.“²² In den meisten Fällen hätten sich Politik und Stadtgesellschaften auf die „Rekonstruktion weniger Wahrzeichen, die als Identitätsträger dienen sollten“, konzentriert.²³ Zwar hätte die „Inwertsetzung der Relikte des baulichen Architekturbes“ in den städtischen Diskursen eine gewisse Rolle gespielt, doch sei es auch oft zu „einer kompromisslosen Abkehr von traditionellen Raumbezügen zu Lasten des Architekturbes“ gekommen.²⁴

An diesen Aussagen wird deutlich, dass Fragen von Authentizität, Authentisierung und Bewahrung des überkommenen Baubestands erstens in den Jahren nach 1945 stark umstritten waren und zweitens im Rahmen der zeitgebundenen Semantik vorrangig mit den Begriffen von Rekonstruktion und Wiederstellung, Architekturerbe und Wahrzeichen diskutiert wurden. Eine genauere Bestandsaufnahme könnte zeigen, dass es vor allem diese sogenannten Wahrzeichen waren – also weit hin bekannte Gebäude wie das Frankfurter Goethehaus oder Plätze wie der Münsteraner Prinzipalmarkt –, um die solche Diskussionen geführt wurden. Darüber hinaus jedoch – und hier besteht noch einiger Forschungsbedarf – wurden auch der überkommene Stadtgrundriss und die für ihn konstitutive Parzellen- und

¹⁹ Vgl. Susanne Gänshirt-Heinemann, *Der Krögel. Die Entdeckung und Ästhetisierung der Altstadt Berlins in Fotografien 1887 bis 1938*, Berlin 2003.

²⁰ Vgl. Gerhard Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, München/Berlin 2010.

²¹ Zitiert nach Klaus von Beyme u.a., Einleitung der Herausgeber, in: Dies. (Hrsg.), *Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit*, München 1992, S. 9-31, hier: S. 16.

²² Georg Wagner-Kyora, Einleitung/Introduction, in: Ders. (Hrsg.), *Wiederaufbau europäischer Städte. Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale Identitätspolitik seit 1945 / Rebuilding European Cities. Reconstructions, Modernity and the Local Politics of Identity Construction since 1945*, Stuttgart 2014, S. 11-63, hier: S. 19.

²³ Ebd., S. 21.

²⁴ Ebd., S. 23.

Blockstruktur als Kristallisation des Authentischen in der Stadt diskutiert. Vor allem in stärker nach dem überkommenen Stadtbild rekonstruierten Städten, wie etwa Nürnberg, wurde zusätzlich vielfach der „Geist“ der Landschaft und der historischen Stadt beschworen, der im Bild der zukünftigen Stadt erhalten und zu spüren sein sollte.²⁵

Die den Wiederaufbau dominierende „erste Nachkriegsmoderne“ schleifte im Ergebnis bekanntlich einen großen Teil der überkommenen Stadtstrukturen und wurde dafür von den Protagonisten der „traditionalen Wende“ nach 1975 scharf kritisiert, die etwa von einer „zweiten Zerstörung Berlins“ sprachen.²⁶ Seit einigen Jahren zeigt sich jedoch, dass auch das vielerorts an die Stelle der kriegszerstörten und abgeräumten „alten Städte“ getretene, von der Stadt- und Architekturkritik lange abgewertete Bauerbe der Moderne eine Inwertsetzung, ja Romantisierung und Authentisierung erfahren kann. Inzwischen näherte sich die Forschung und zunehmend auch die Öffentlichkeit „der Architektur der ‚50er Jahre‘ mit dem Respekt und der Sensibilität an, die bislang nur Bauwerken älterer historischer Epochen zugestanden wurde“, bemerkte etwa der Kunsthistoriker Adrian von Buttlar kürzlich.²⁷ Werke der populären Literatur, wie etwa Sven Regners „Neue Vahr Süd“ (2004) zeigen an, dass selbst das Leben in den Großsiedlungen der Nachkriegszeit einer Romantisierung nicht prinzipiell unzugänglich ist.²⁸

Authentisierungen in der Konstruktion und Perpetuierung städtischer Selbstbilder

Die zeitgenössischen Debatten und neueren Forschungen zum Wiederaufbau in der Nachkriegszeit zeigen, dass mit der Authentisierung bestimmter städtischer Ensembles Kernelemente definiert wurden und werden, die das Wesen der Stadt sowohl in der Wahrnehmung ihrer Bürger als auch nach außen wesentlich formten und repräsentieren. Diese Zusammenhänge hat jüngst Jochen Guckes im Rahmen seiner Untersuchungen zur Konstruktion und zum Wandel städtischer Selbstbilder von Freiburg, Dresden und Dortmund im Verlauf des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet. Derartige Selbstbilder – die von verwandten sozialen Konstruktionen wie Images,

²⁵ Zitiert nach Beyme u.a., Einleitung, S. 18.

²⁶ Mehrere neuere Publikationen zum Wiederaufbau deutscher Städte verwenden diese Formulierung; vgl. als engagierte Stellungnahme eines führenden Protagonisten: Hans Stimmann, Kein Denkmalschutz für die Nachkriegsmoderne, in: Die Welt, 7.11.2007.

²⁷ Adrian von Buttlar, Geleitwort, in: Roman Hillmann, Die erste Nachkriegsmoderne. Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945-63, Petersberg 2011; Adrian von Buttlar/Christoph Heuter (Hrsg.), denkmal/moderne. Architektur der 60er Jahre. Die Wiederentdeckung einer Epoche, Berlin 2007.

²⁸ Vgl. Sven Regner, Neue Vahr Süd, Frankfurt a.M. 2004.

Mythen, Topoi, Stereotypen usw. zu unterscheiden sind – bauten etwa in Freiburg auf den Wahrzeichen des gotischen Münsterturms, der mittelalterlichen Altstadt, der Eigenschaft als Universitätsstadt und der Einbettung der Stadt in die umgebende Natur und Landschaft als baulich-räumliche Identitätsanker auf.²⁹ Ebenso interessant wie solche städtischen „Profilspitzen“ ist die Tatsache, dass andere, funktional-politisch zweifellos ebenfalls zentralen Merkmale von Städten keine Aufnahme in derartige Selbstbilder fanden und finden. In Freiburg galt das zum Beispiel für den Status als Bischofsstadt, den Guckes als prominente „Leerstelle“ im Selbstbild der südwestdeutschen Universitätsstadt identifiziert.³⁰

Die hier angesprochenen Authentisierungsprozesse schlugen und schlagen sich in Quellen verschiedener Art nieder, so vor allem in Zeitungsartikeln, Werbebroschüren, Festtagsreden, Stadtfesten, historischen Büchern und Bildbänden. Die historische Authentizität und auch die epochenübergreifende Bedeutung der besonders in Wert gesetzten Bau- und anderer Überlieferungsbestände müssen stets aufs Neue glaubwürdig und breitenwirksam behauptet, weiterentwickelt und gelegentlich auch verteidigt werden, um konstitutives Element der sozialen Konstruktion von Selbstbildern zu werden und zu bleiben. Dabei spielen in den von Guckes untersuchten städtischen Identitätsbildungen und Authentisierungsprozessen zumeist *bürgerliche* Wertorientierungen eine zentrale Rolle, so zum Beispiel in der Selbststilisierung als Universitätsstadt die Wertschätzung von Wissenschaft oder in der Herausstellung der kommunalen Selbstverwaltung der politische Geltungsanspruch des Stadtbürgertums.³¹

Jenseits des Einzelgebäudes: Authentisierungen im Städtebau

Authentisierungsprozesse spielen sich, wie diese Beispiele zeigen, auf verschiedenen räumlichen Maßstabebenen durchaus unterschiedlich ab. Auf der kleinräumigen Ebene des Einzelgebäudes bildet die auf eine materiale Kontinuität gegründete Zuschreibung von Authentizität weiterhin ein starkes Argument in den Diskursen der Denkmalforschung und -pflege.³² Auf der mittleren räumlichen Maßstabebene des Städtebaus hingegen, auf der eine geschlossene materiale Authentizität nur in wenigen Ausnahmefällen aufgefunden oder auch nur behauptet werden kann, stellen sich die Fragen von Erhaltung und Umbau noch spannungsvoller als bei Einzelobjekten. Gerade in der gegenwärtigen Praxis der Stadtentwicklung etwa von Altstäd-

²⁹ Vgl. Jochen Guckes, Konstruktionen bürgerlicher Identität. Städtische Selbstbilder in Freiburg, Dresden und Dortmund 1900–1960, Paderborn 2011, S. 102-04.

³⁰ Vgl. ebd., S. 107.

³¹ Vgl. ebd., S. 110.

³² Vgl. Mager, Schillernde Unschärfe.

ten mit Weltkulturerbe-Status, die massiven und rasch wechselnden Anforderungen von Gewerbe, Verkehr und Sozialpolitik gerecht zu werden hat, muss Authentizität im Städtebau anders begründet werden, wenn das überhaupt möglich ist.

In derartigen Debatten wird daher stärker auf den Schutz des „Stadtbildes“ Bezug genommen, das hier eine wichtige Bezugsebene bildet. Dabei spielen ästhetische Gesichtspunkte eine bedeutende Rolle, die jedoch mit anderen Werten wie denen der historischen Überlieferung/Authentizität, Funktionalität oder dem Leitbild der sozialen Stadtentwicklung fast schon zwangsläufig in Zielkonflikte geraten.³³ Nach Sonne geht es in dem damit angesprochenen Politikfeld des städtebaulichen Denkmalschutzes daher vorrangig um die Bewahrung von einzelnen Bestandteilen mit Zeugniswert von historischer Bedeutung, um die Erkennbarkeit neuer Elemente im Stadtbild und um eine Kultur der Diversität von Alt und Neu – mithin um einen ganz eigenen Kanon an Wertmaßstäben und Verfahren, in dem als authentisch bewertete Traditionsbestände und die kontinuierliche Umgestaltung von Städten spannungsvoll verbunden sind.³⁴

Authentisierung und Romantisierung des Bauerbes im späten 20. Jahrhundert

Nach 1989 zeigte sich unter anderem im Kontext der Wiedervereinigung, der fortschreitenden „kritischen Rekonstruktion“ älterer Stadtstrukturen³⁵ und des Vordringens neuer Medien, dass Authentisierungen und Romantisierungen des Urbanen auch die jüngste Vergangenheit erfassen und sich unter anderem in neuen Formaten des Städtetourismus niederschlagen. So erfuhren selbst die nach 1989 stigmatisierten Plattenbauten der DDR in zunehmendem Maße eine sentimental gefärbte Wertschätzung bis hin zur „Ostalgie“. Der Erfolg eines „Ostel“ genannten Hotels in Ost-Berlin, das in einem sechsstöckigen grauen Plattenbau ein authentisches DDR-„Übernachtungserlebnis“ versprach, veranlasste von Saldern zu der Frage, ob diese „Rückwendung“ möglicherweise als „Ausdruck einer neuen Heimatlosigkeit nach erfolgter Entzauberung der Bundesrepublik“ nach 1989 zu werten sei.³⁶

³³ Vgl. Wolfgang Sonne, Stadterhaltung und Stadtgestaltung. Schönheit als Aufgabe der städtebaulichen Denkmalpflege, in: Hans-Rudolf Meier/Ingrid Scheurmann/Wolfgang Sonne (Hrsg.): Begründungen der Denkmalpflege in Geschichte und Gegenwart, Berlin 2013, S. 158-181, hier: S. 159.

³⁴ Vgl. ebd.

³⁵ Damit sind Konzepte des Stadtumbaus angesprochen, die vor allem in Berlin seit den 1980er Jahren den Umbau der Innenstadt mit dem Ziel der Erhaltung oder Wiederherstellung von Parzellen- und Gebäudestrukturen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts anstreben.

³⁶ Adelheid von Saldern, Die Platte, in: Martin Sabrow (Hrsg.): Erinnerungsorte der DDR, München 2009, S. 301-313, hier: S. 311.

Einen Höhepunkt neuerer Debatten um Fragen von Erhalt und Rekonstruktion emblematischer Bauten bilden die Kontroversen um den Abriss des „Palasts der Republik“ und den Neubau des Berliner Stadtschlosses. „Eine Attrappe kündete im Sommer 1993 vom veränderten Geschichtsgefühl der Deutschen: ockergelbe Plastikplanken, grob bedruckt mit Fassadenmotiven des Berliner Schlosses“, beschreibt Welzbacher in einer streitbaren Stellungnahme den Ausgangspunkt eines „Medienhypes“ und einer „neuen Erinnerungsdebatte“.³⁷ Erregte Fachdiskurse um die kunsthistorische und denkmalpflegerische Grundfrage nach der Berechtigung rekonstruktiven Städtebaus, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann³⁸, konnten den 2008 vollendeten Abriss des „Palasts“ und die Rekonstruktion des heute kurz vor seiner Vollendung stehenden Stadtschlosses nicht stoppen. In einem 2015 geführten Expertengespräch zum musealen Umgang mit den eingelagerten Überresten des „Palasts“ erinnerte Martin Sabrow an die anhaltende, historisch aufgeladene „Aura des Ortes“, die auch von der Identifizierung vieler DDR-Bürger mit dem Gebäude herühre. Die „spöttische Hochachtung“ breiter Bevölkerungskreise für „Erichs Lampenladen“, in dem seinerzeit etwa eine Leistungsschau der DDR-Malerei unter dem Titel „Dürfen Kommunisten träumen?“ zu sehen war, habe eine wichtige Rolle im „geschichtskulturellen Gedächtniskampf“ um den Ort und seine Ausgestaltung gespielt und tue dies bis heute.³⁹

Je näher man in der Analyse solcher Zusammenhänge der Gegenwart des Jahres 2016 kommt, desto wichtiger wird die Rolle medialer Vermittlungen in Prozessen der Romantisierung und Authentifizierung des Urbanen – bereits die oben erwähnte ‚katalysatorische‘ Wirkung eines vergleichsweise traditionellen Mediums wie der Fassadenattrappe des Berliner Schlosses verweist darauf. Umso mehr gilt das für den Einsatz neuer Medien im Geschichtstourismus, die die soziale Konstruktion von romantischer Urbanität und Authentizität stark stimulieren und verändern. Hanno Hochmuth hat kürzlich am Beispiel von „Videobustouren“ in Berlin gezeigt, dass die Teilnehmer mit medial vermittelten Erwartungen einsteigen und diese bestätigt bekommen möchten. Sie warten etwa darauf, vor dem Schöneberger Rathaus John F. Kennedys berühmte Worte: „Ich bin ein Berliner“ vorgespielt zu bekommen und sprechen diese vielfach mit. Dieses Vorwissen verleihe dem historischen Ort eine

³⁷ Christian Welzbacher, *Durchs wilde Rekonstruktistan. Neue Geschichtsbilder*, Berlin 2010, S. 75.

³⁸ Vgl. stellvertretend Winfried Nerdinger/Markus Eisen/Hilde Strobl (Hrsg.), *Geschichte der Rekonstruktion – Konstruktion der Geschichte*, München 2010; Manfred Rettig/Stiftung Berliner Schloss – Humboldtforum (Hrsg.), *Rekonstruktion am Beispiel Berliner Schloss aus kunsthistorischer Sicht*, Stuttgart 2011.

³⁹ Stiftung Berliner Schloss – Humboldtforum, *Expertengespräch Palast der Republik*. Transkript, unveröff. Manuskript Berlin 2015, S. 15-20.

„besondere Aura des Authentischen“: „Authentisch ist, was den medial vorgeprägten Erwartungen entspricht.“⁴⁰

Schluss

Das hier erkundete neuere Konzept der Authentisierung des Urbanen bildet derzeit wohl kaum mehr als eine explorative Sonde, deren Mehrwert für die stadthistorische Forschung gegenüber etablierten Ansätzen und Debatten rund um die Fragen von Rekonstruktion und Denkmalpflege, „Erbe und Identität“⁴¹ bis hin zum Konzept der Erinnerungsorte⁴² sich erst noch erweisen muss. Im Ergebnis sollte deutlich geworden sein, dass auch jüngere Bauepochen des zwanzigsten Jahrhunderts einer Romantisierung durchaus fähig sind und Authentisierungen des baulichen Erbes der Romantisierung des Urbanen jeweils Bausteine liefern und ihr zumeist zeitlich vorausgehen. Die Fruchtbarkeit beider Konzepte dürfte in erster Linie daran zu messen sein, ob sie imstande sind, kulturhistorische Prozesse und Dimensionen der sozialen Konstruktion von Stadterfahrung und des Umgangs mit Stadtgeschichte über die bisher vorrangig untersuchten Expertendiskurse und Debatten in Bildungsbürgertum und Stadtverwaltungen hinaus vertieft zu beleuchten. Hierbei repräsentiert die Romantisierung des Urbanen sicher eine gerade in ihrer Emotionalität und Ganzheitlichkeit besondere Form der Stadtwahrnehmung und -erfahrung, die sich im Prinzip auch in Bezug auf die jüngste Vergangenheit einstellen kann. Und es scheint, dass auch eine nur imaginierte Wahrnehmung von Authentizität, die sich auf bestimmte Objekte, Personen, Sachverhalte richtet, ein unverzichtbares Kernelement innerhalb solcher komplexerer sozialer Konstruktionen, wie etwa derjenigen von Romantisierung, Erinnerungsorten oder städtischen Identitäten, bildet. Offensichtlich bedarf jede dieser Konstruktionen der Rückversicherung auf das vermeintlich Originale, Unverwechselbare und Echte, um ihren Geltungsanspruch nachzuweisen, sich gegenüber konkurrierenden Deutungsangeboten und Einwänden zu verteidigen und fortzudauern.

PD Dr. Christoph Bernhardt, IRS Erkner, bernhardt@irs-net.de

⁴⁰ Hanno Hochmuth, Historische Authentizität im Digitalen Zeitalter. Die Videobustouren durch Berlin, in: Frank Bösch/Martin Sabrow (Hrsg.), ZeitRäume. Potsdamer Almanach des Zentrums für Zeithistorische Forschung 2015, Göttingen 2015, S. 76-84, hier: S. 80 f.

⁴¹ Vgl. das Programm des 2016 eingerichteten DFG-Graduiertenkollegs GK 2227 Identität und Erbe, <http://www.identitaet-und-erbe.org/> (Zugriff 3.11.2016).

⁴² Vgl. Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bände, München 2001.

Die Nachkriegsstadt als Ort politischer Kommunikation. Überlegungen am Beispiel Westdeutschlands und Italiens 1945–1968

„Prendiamoci la città“ – „Nehmen wir uns die Stadt“, so lautete der Slogan von *Lotta Continua*, der aktivsten linksradikalen Bewegung Italiens der frühen 1970er Jahre. Er umschrieb die Strategie des revolutionären Guerillakampfes in den Wohnvierteln am Rande der Großstädte, in den Fabriken, Schulen und nicht zuletzt auf der *piazza*.¹ Die Aktivisten von *Lotta Continua* gehörten zu den politischen Ausläufern einer westeuropäischen Kultur autonomer Stadtraumaneignung seit 1968, die in der Forschung großes Interesse findet.² Maßgeblich dafür ist die historische Deutung von „1968“ als Erweiterung des Politischen über die Institutionen parlamentarischer Demokratie hinweg. Arena dieser Grenzverschiebung war die Stadt, wo durch die Praxis der Besetzung neue Kommunikationsräume kreiert und die etablierte Politik hinterfragt werden konnte.³ Gerade die Bundesrepublik und Italien gelten als hervorragende Beispiele dieser „Wahrnehmungsrevolution“ des Politischen, der „Politisierung“ der Straße durch performative und diskursive Neuerungen unter den Bedingungen massenmedialer Beobachtung und Verstärkung.⁴

¹ Vgl. Angelo Ventrone, *Dal Palazzo d’inverno ai quartieri liberati. La trasformazione dell’idea di rivoluzione*, in: Ders. (Hrsg.), *I dannati della rivoluzione. Violenza politica e storia d’Italia negli anni Sessanta e Settanta*, Macerata 2010, S. 79-99.

² Vgl. Friedrich Lenger, *Metropolen der Moderne. Eine europäische Stadtgeschichte seit 1850*, München 2013, S. 546-552; jüngst: David Templin, „Das ist unser Haus“: Aneignung, Konstitution und Nutzung von Räumen in der Jugendzentrumsbewegung in Wertheim 1971–1976, in: *IMS H. 2/2015*, S. 80-93.

³ Vgl. Lenger, *Metropolen*, S. 534; Ingrid Gilcher-Holtey, 1968. Eine Zeitreise, Frankfurt a. M. 2008, S. 102; Jan Kurz, *Die Universität auf der Piazza. Entstehung und Zerfall der Studentenbewegung in Italien 1966–1968*, Köln 2001.

⁴ Vgl. Ingrid Gilcher-Holtey (Hrsg.), „1968“ – Eine Wahrnehmungsrevolution? Horizont-Verschiebungen des Politischen in den 1960er und 1970er Jahren, München 2013; Martin Klimke/Joachim Scharloth (Hrsg.), 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung, Bonn 2008; Stefano Pivato/Anna Tonelli, *Italia vagabonda. Il tempo libero degli italiani dal melodramma alla pay-tv*, Rom 2001, hier: S. 139-143; Giuseppe Carlo Marino, 1968–1977. Il lungo Sessantotto, in: Marco De

Der Fokus auf die Protestakteure lässt allerdings bislang die Frage außen vor, welche Formen urbaner politischer Kommunikation sie eigentlich revolutionierten. Erst jüngst beginnt die Forschung, aus stadtgeschichtlicher Perspektive der ‚Vorgeschichte‘ des Linksaktivismus nachzugehen.⁵ Wie lokale Akteure sich die städtischen Räume aneigneten, bevor und während linksalternative Akteure und soziale Bewegungen sie mit einem aktivistischen Impuls besetzten und politisieren wollten, ist bislang jedoch nicht systematisch untersucht worden. Die Dekaden zwischen Kriegsende und Mitte der 1960er Jahre, die politik- und sozialgeschichtlich als Ära der Planungseuphorie und Konsumorientierung gelten, erscheinen vielmehr auch in stadtgeschichtlichen Studien als Hochzeit der Stadtplanung, in der Stadtbewohner vorrangig als Konsumenten in neuen Wohnwelten erscheinen.⁶ Nicht nur das Protestgeschehen der 1940er bis frühen 1960er Jahre droht so in der Zeitgeschichte der Stadt zugunsten der Studenten und ihrer Nachhut in Vergessenheit zu geraten.⁷ Auch die alltägliche Praxis der räumlichen Sinnzuschreibung, der sozialen Interaktion und der (politischen) Konfliktbearbeitung jenseits der Protestmomente sind so bislang weitgehend im Dunklen geblieben, sieht man von den Jugendkulturen ab, die explizit als städtische Phänomene in den Blick gekommen sind.⁸ Weil Protestkulturen und neue soziale Bewegungen zwar transnational, aber meist synchron untersucht werden, ist kaum zu ermessen, welche Kontinuitäten ihr Repertoire aufwies und wie es sich in eventuell spezifische nationale Traditionen politi-

Nicolò (Hrsg.), *Dalla trincea alla piazza. L'irruzione dei giovani nel Novecento*, Rom 2011, S. 409-419.

⁵ Vgl. Moritz Föllmer, *Cities of Choice: Elective Affinities and the Transformation of Western European Urbanity from the mid-1950s to the early 1980s*, in: *Contemporary European History* 24:4, 2015, S. 577-596; Claudia Christiane Gatzka, *Kommunisten besetzen eine Stadt im kapitalistischen Westen. Umkämpfte Räume und Raumkontrolle im roten Bologna (1950er bis 1970er Jahre)*, in: Eliza Bertuzzo u.a. (Hrsg.), *Kontrolle öffentlicher Räume. Unterstützen, Unterdrücken, Unterhalten, Unterwandern*, Berlin u.a. 2013, S. 180-198.

⁶ Siehe nur Lenger, *Metropolen*, Kap. XI u. XII.

⁷ Vgl. die Beiträge von Günter J. Trittel und Paul Erker in: Manfred Gailus/Heinrich Volkmann (Hrsg.), *Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest 1770–1990*, Opladen 1994; Wolfgang Kraushaar, *Die Protestchronik der Bundesrepublik*, 4 Bde., Hamburg 1996; Klaus Weinbauer, *Konflikte am Arbeitsplatz und im Quartier. Perspektiven einer sozialgeschichtlichen Erforschung von Arbeitskämpfen und Konsumentenprotesten im 20. Jahrhundert*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* H. 38/1998, S. 337-356; Roberto Chiarini, *Le origini dell'Italia repubblicana (1943–1948)*, in: Giovanni Sabbatucci/Vittorio Vidotto (Hrsg.), *Storia d'Italia*, Bd. 5: *La Repubblica, 1943–1963*, Rom/Bari 1997, S. 3-126.

⁸ Vgl. Axel Schildt/Detlef Siegfried (Hrsg.), *European Cities, Youth and the Public Sphere in the Twentieth Century*, Aldershot u.a. 2005; Themenschwerpunkt „Stadt und Jugendkulturen“, in: *IMS* H. 2/2015; Paolo Capuzzo, *Gli spazi della nuova generazione*, in: Ders. (Hrsg.), *Genere, generazione e consumi. L'Italia degli anni Sessanta*, Rom 2003, S. 217-247.

scher Kommunikation einpasste.⁹

Der folgende Beitrag präsentiert konzeptionelle Überlegungen, um diesem Desiderat zu begegnen, und liefert einige empirische Beobachtungen und Hypothesen.¹⁰ Er widmet sich mit Italien und Westdeutschland zwei postdiktatorischen Stadtgesellschaften in Westeuropa und fragt nach der politischen Kommunikationskultur, die sie zwischen 1945 und 1968 ausbildeten. Tiefenbohrungen nimmt er in den ‚roten‘ Städten Hamburg und Bologna sowie in den jeweiligen konservativen, südlichen Pendanten Ulm und Bari vor. Unter urbaner politischer Kommunikation wird soziale Praxis verstanden, die ‚Politik‘ verhandelt, wobei der hier gewählte Politikbegriff auf die Institutionen und Akteure zielt, deren Legitimität die Außerparlamentarische Opposition bestritt und deren Regeln sie brechen wollte: die parlamentarische Politik und ihre Vertreter.¹¹ Der empirische Schwerpunkt liegt auf ihrer räumlichen Praxis: Wie ‚nahmen‘ sie sich die Stadt, wo und wie trafen sie mit den Stadtbewohnern zusammen und welche Konzepte von ‚Demokratie‘ kommen darin zum Ausdruck? Der Beitrag greift damit jüngere Anregungen auf, die Prägekraft urbaner Räume, Rhythmen, Praktiken und Erfahrungen für die Wahrnehmungen von Politik und Gesellschaft zu untersuchen.¹²

1. Die Nachkriegsstadt als politisches Kommunikationsfeld. Konzeptionelle Überlegungen

Um die Nachkriegsstadt als politisches Kommunikationsfeld zu vermessen, genügt es zunächst, sich die Forschung zu älteren Epochen anzusehen, die ein breites Panorama zu Orten und Räumen, Akteuren und Interessen, Handlungslogiken und-

⁹ Siehe aus der Fülle an Literatur nur: Belinda Davis u.a. (Hrsg.), *Changing the World, Changing Oneself. Political Protest and Collective Identities in West Germany and the U.S. in the 1960s and 1970s*, New York/Oxford 2012. Hinweise auf nationale Spezifika finden sich bei Alfons Kenkmann, *Gruppi in movimento e forme di azione diretta e collettiva in Germania e in Italia nel '68*, in: Christoph Cornelißen/Brunello Mantelli/Petra Terhoeven (Hrsg.), *Il decennio rosso. Contestazione sociale e conflitto politico in Germania e in Italia negli anni Sessanta e Settanta*, Bologna 2012, S. 167-184.

¹⁰ Ausführlicher demnächst die Publikation meiner Dissertation: Claudia Christiane Gatzka, *Demokratie als lokale Praxis. Bürger, Politik und urbane Wahlkampfkultur in Italien und der Bundesrepublik*, Diss. phil. HU Berlin 2015.

¹¹ Zum Ansatz vgl. Armin Ozwar, „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“. *Konfliktmanagement im Alltag des wilhelminischen Obrigkeitsstaates*, Konstanz 2006; Thomas Mergel, *Propaganda nach Hitler. Eine Kulturgeschichte des Wahlkampfes in der Bundesrepublik 1949–1990*, Göttingen 2010, insb. Kap. 4.

¹² Vgl. Leif Jerram, *Streetlife. The Untold History of Europe's Twentieth Century*, Oxford 2011; Moritz Föllmer/Mark B. Smith, *Urban Societies in Europe since 1945: Toward a Historical Interpretation*, in: *Contemporary European History* 24:4, 2015, S. 475-491.

Konfliktpraktiken urbaner politischer Kommunikation erarbeitet hat.¹³ Für die Zeitgeschichte brechen diese Studien jedoch ab, was sicherlich mit dem Aufstieg der elektronischen Massenmedien zusammenhängt, aber auch mit der verbreiteten Annahme, die Westeuropäer hätten sich nach 1945 ins „Private“ geflüchtet.¹⁴ Die Erfahrungsräume der Zeitgenossen lassen das nicht unplausibel erscheinen: Nicht nur Italiener und Deutsche waren nach 1918 in eine Phase eingetreten, da die öffentlichen und halböffentlichen Räume der Stadt, die Wohnviertel, Straßenecken und Wirtshäuser zu zentralen Handlungsorten einer politischen Kommunikation geworden waren, die physische Gewalt als ein probates Mittel in ihr Repertoire integrierte.¹⁵ Im Faschismus und Nationalsozialismus behielten diese Orte ihre politische Funktion, weil dort die Regeln der Diktatur ihre alltägliche Durchsetzung fanden. Die faschistischen Regime instrumentalisierten die Stadt darüber hinaus für ihre politische Selbstrepräsentation als mobilisierte Nationen. In den jüngsten Erfahrungen und in den öffentlichen Debatten der jungen Nachkriegsgesellschaften figurierte die Stadt als Ort des Todes, der Bevölkerungsverschiebungen und der Zerstörung, als Arena der verstörenden Begegnung zwischen Besatzern und Besetzten, Opfern, Tätern und *bystandern* der Kriegs- und Nachkriegsgewalt.¹⁶

Die Frage ist, wie sich vor diesem Erfahrungshintergrund eine neue Ära urbaner politischer Kommunikation im Zeichen der Demokratie ausformte, deren Bedeutungen für die Zeitgenossen über einen ‚Rückzug ins Private‘ hinausgingen. Martin Conway hat Westeuropa zwischen 1945 und 1973 ein parlamentarisches, partizipationsfernes und lokalistisch geprägtes *democratic age* attestiert – ein Konzept, das auf diesem Weg auf seine lokalen Erscheinungsformen überprüft werden könnte.¹⁷

¹³ Aus der Fülle an Titeln vgl. nur Gerd Schwerhoff/Susanne Rau (Hrsg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2004; Rudolf Schlögl, *Vergesellschaftung unter Anwesenden in der frühneuzeitlichen Stadt und ihre (politische) Öffentlichkeit*, in: Gerd Schwerhoff (Hrsg.), *Stadt und Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2011, S. 29-37; Matthias Reiss (Hrsg.), *The Street as Stage. Protest Marches and Public Rallies since the Nineteenth Century*, Oxford/New York 2007; Owzar, Kap. II; Mario Isnenghi, *L'Italia in piazza. I luoghi della vita pubblica dal 1848 ai giorni nostri*, Bologna 2004; Roberto Bianchi, *Il ritorno della piazza. Per una storia dell'uso politico degli spazi pubblici tra otto e novecento*, in: Zaprunder H. 1/2003, S. 30-48.

¹⁴ Vgl. Mark Mazower, *Dark Continent. Europe's Twentieth Century*, London 1999, S. XI.

¹⁵ Vgl. nur die jüngsten Studien: Joachim C. Häberlen, *Vertrauen und Politik im Alltag. Die Arbeiterbewegung in Leipzig und Lyon im Moment der Krise 1929–1933/38*, Göttingen 2013; Friedrich Lenger (Hrsg.), *Kollektive Gewalt in der Stadt. Europa 1890–1939*, München 2013.

¹⁶ Vgl. u.a. Stefan-Ludwig Hoffmann, *Gazing at Ruins: German Defeat as Visual Experience*, in: JMEH H. 9/2011, S. 328-350; Gavriel David Rosenfeld (Hrsg.), *Beyond Berlin. Twelve German Cities Confront the Nazi Past*, Ann Arbor 2008; Atina Grossmann, *Jews, Germans, and Allies: Close Encounters in Occupied Germany*, Princeton 2007; Maria Porzio, *Arrivano gli Alleati! Amori e violenze nell'Italia liberata*, Rom/Bari 2011.

¹⁷ Martin Conway, *The Rise and Fall of Western Europe's Democratic Age, 1945–1973*, in: *Contemporary*

Dabei sind auch nationale (und regionale) Besonderheiten herauszuarbeiten, die angesichts spezifischer Ausprägungen des Urbanen gerade in Südeuropa naheliegen:¹⁸ Stadträumliche Strukturen und Nutzungstraditionen, Wirtschaftsstruktur und Konsumverhalten, das Maß an Freizeit und die Bewegungsmuster im Alltag, nationale Medienlogiken und nicht zuletzt klimatische Gegebenheiten konnten die Art der politischen Aneignung von Stadträumen stark beeinflussen.

Vor diesem Hintergrund bieten sich zur Konzeptualisierung politischer Kommunikation in der Nachkriegsstadt drei Perspektiven an. *Erstens* ist auf die Stadt als Ort zu blicken, in dem Stadtbewohner ihre demokratischen Regierungen, meist vermittelt durch Massenmedien, beobachteten. Sie taten dies durch die spezifische Optik, die ihnen ihr städtisches Dasein bescherte. Der soziale und mediale Wandel kam früher und tiefer in der Stadtgesellschaft an als in ländlichen Gebieten, und es wäre zu untersuchen, inwiefern ihre Transformation im Wiederaufbau und im Geiste der ‚modernen‘ Stadtplanung, im Boom und in der Ära des Massenkonsums die Art und Weise beeinflusste, wie sie Politik perzipierte und sich zu ihr verhielt:¹⁹ in Alltagsgesprächen im Wirtshaus, am Arbeitsplatz, im Verein, in der Schule oder zu Hause²⁰, aber auch im Medium ihrer führenden Lokalzeitungen.

Zweitens kann die Stadt als ein Feld gelten, auf dem die politischen und sozialen Konflikte der Gesellschaft ausgefochten respektive eingehegt werden mussten. Befindet sich die Stadtforschung hier generell noch in ihren Anfängen, so gilt das insbesondere für die Nachkriegszeit.²¹ Wie *jenseits* kollektiver Proteste politische und soziale Konflikte zwischen verschiedenen Akteuren im Alltag ausgehandelt wurden, ohne in Gewalt zu münden, ist weitgehend ungeklärt.²² Überdies gebührt bei der Betrachtung politischer Konfrontationen einem dritten Kommunikationspartner mehr Aufmerksamkeit: Die Stadt versammelte mehrheitlich Zuschauer, und wie diese politische Proteste, Konflikte und die Eingriffe der Staatsgewalt beobachteten,

European History H. 13/2004, S. 67-88.

¹⁸ Vgl. Martin Baumeister/Rainer Liedtke, Probleme mit der „europäischen Stadt“: Städte in Südeuropa, in: IMS H. 1/2009, S. 5-14; Robert Lumley/John Foot (Hrsg.), Italian Cityscapes. Culture and Urban Change in Contemporary Italy, Exeter 2004.

¹⁹ Anregungen dazu sind zu finden in: Adelheid von Saldern (Hrsg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten, Stuttgart 2006.

²⁰ Vgl., jedoch ohne stadthistorisches Interesse, Nina Verheyen, Diskussionslust. Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland, Göttingen 2010.

²¹ Vgl. Lenger, Metropolen, S. 16 f.; Klaus Weinbauer/Dagmar Ellerbrock, Perspektiven auf Gewalt in europäischen Städten seit dem 19. Jahrhundert, in: IMS H. 2/2013, S. 5-20.

²² Zum Konfliktmanagement vgl. Malte Zierenberg, Stadt der Schieber. Der Berliner Schwarzmarkt 1939–1950, Göttingen 2008; Ders., Gewaltkommunikation und Konfliktperformanz auf dem Berliner Schwarzmarkt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: IMS H. 2/2013, S. 54-64.

moderierten, kritisierten, bedarf noch eingehenderer Forschung.²³ In diesem Kontext wäre auch zu untersuchen, inwiefern die Stadtöffentlichkeit über diskursive Chiffren wie „Heimat“ oder über lokale Identitätsdiskurse²⁴ Konflikte einzuhegen versuchte – wenngleich Friedrich Lenger sicherlich in dem Punkt zuzustimmen ist, dass die Fähigkeit der Stadtgesellschaft zum nonchalanten Umgang mit Differenzen und zur friedlichen Konfliktverhandlung häufig überschätzt wird.²⁵

Drittens wurde die Stadt in der Nachkriegsdemokratie regelmäßig zu einem Exerzierfeld massierter politischer Kommunikation ‚von oben‘ und drohender politischer Gewalt zwischen unterschiedlichen Lagern – dann nämlich, wenn der parlamentarische Politikbetrieb zu Besuch kam, um Wähler zu werben. Diese intensivierete Präsenz des professionellen Politikbetriebs im Wahlkampf lud das urbane Publikum ein, darüber zu verhandeln, wieviel Raum es der Politik geben wollte und wie demokratische Spielregeln auszusehen hatten.²⁶ Zudem aktivierte der Wahlkampf die Stadtbewohner als politische Sprecher, sofern sie am Kommunikationsgeschehen teilhaben wollten, und gibt so Aufschluss darüber, wie Wähler sich zur parlamentarischen Demokratie verhielten, aus der die APO später aussteigen wollte.²⁷ Die folgenden Beobachtungen streifen deshalb vor allem durch Städte im Wahlkampf, wenden sich aber zuvor der räumlichen Praxis der neuen parteipolitischen Akteure in der frühen Nachkriegszeit zu, die spezifischen Kontexte sichtbar macht und Weichen für die Zukunft stellte.

2. Der Einzug der Demokratie. Politik als räumliche Praxis in den 1940er Jahren

Paul Betts hat für das postnationalsozialistische Deutschland von einer „Krise der kulturellen Repräsentation“ des liberalen Regierungssystems gesprochen, die sich in einem allgemeinen Rückzug von Staat und Politik aus dem öffentlichen Raum gezeigt habe. Indem er diesen Befund auch auf Italien überträgt, schreibt er der Diktaturerfahrung eine zentrale Wirkung zu.²⁸ Ein genauerer Blick darauf, wie die Demo-

²³ Vgl. Klaus Weinbauer, *Schutzpolizei in der Bundesrepublik. Zwischen Bürgerkrieg und Innerer Sicherheit: Die turbulenten sechziger Jahre*, Paderborn 2003, S. 315-323.

²⁴ Vgl. John Agnew, *Place and Politics in Modern Italy*, Chicago 2002; Adelheid von Saldern (Hrsg.), *Inszenierter Stolz. Stadtrepräsentationen in drei deutschen Gesellschaften (1935–1975)*, Stuttgart 2005.

²⁵ Siehe Lenger, *Metropolen*, S. 16, 21.

²⁶ Für die Zwischenkriegszeit vgl. Joachim C. Häberlen, *Between Class War on All Fronts and Anti-Political Autonomy: The Contested Place of Politics in the Working-Class Movements of Leipzig and Lyon during the Inter-War Years*, in: *Contemporary European History* 22:1, 2013, S. 33-63; Kristian Mennen, *Selbstinszenierung im öffentlichen Raum. Katholische und sozialdemokratische Repertoire Diskussionen um 1930*, Münster 2013.

²⁷ Vgl. Mergel, S. 14 f.

²⁸ Paul Betts, *Ästhetik und Öffentlichkeit. Westdeutschland in den fünfziger Jahren*, in: Bernd Weisbrod

kratie in die Nachkriegsstädte einzog, soll dieser Konvergenzhypothese widersprechen. Denn die Nachkriegsentwicklung hing wesentlich von der Topographie der Stadt und den mit ihr verbundenen Bedeutungen ab.²⁹

Italien

Ein fundamentaler Unterschied zwischen Italien und Deutschland lag darin, dass die italienischen Städte die alliierten Bombenangriffe weitgehend unbeschadet überstanden hatten.³⁰ Dies ließ ihre überkommene politische Topographie und die Spuren, die der Faschismus darin hinterlassen hatte, fortleben. Diese Topographie war im Zuge des traditionellen Lokalismus gewachsen, der die Stadt zu einer Miniatur der *political society* machte.³¹ In ihrem Zentrum standen sich der *palazzo* als Ort des Stadtherrn und die *piazza* als multifunktionaler Ort der Bürger gegenüber. Stadtbürger hatten Anspruch auf die *piazza*, konnten sich jederzeit dort versammeln, um die „gute Ordnung“ des Gemeinwesens und die Legitimität von Herrschaft zu verhandeln.³² Dom, Kathedrale oder Bischofspalast symbolisierten wiederum den Anspruch der Kirche auf die Kontrolle der Stadt – als Gegenspielerin des säkularisierten Staates, der sich durch Präfektur, Polizeipräsidium (*Questura*) und Gerichtsgebäude präsentierte.³³ Auch das Rathaus wurde mit der Staatsgründung 1861 zu einem polyvalenten Ort: Als *palazzo* einerseits Machtzentrum der städtischen Elite, war es zugleich Symbol des lokalen Partikularismus und wies damit ebenfalls antistaatliche Bezüge auf. Die politischen Bewegungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hatten versucht, in diese politische Topographie einzugreifen. Sozialisten drängten auf die Plätze und errichteten mit ihren Gewerkschaftshäusern (nach deutschem Vorbild) Repräsentationsorte des „Volkes“ (*popolo*), die den Kirchen Konkurrenz machen sollten. Die Faschisten besetzten oder zerstörten die Gewerk-

(Hrsg.), Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2003, S. 231-260, hier: S. 243 f.

²⁹ Zum Einfluss der Topographie vgl. Martin Baumeister, Arenen des Bürgerkriegs? Kollektive Gewalt in Turin und Barcelona 1890 bis 1923, in: Lenger, Kollektive Gewalt, S. 123-147.

³⁰ Laut Schätzungen traf Italien in absoluten Zahlen ein Viertel der deutschen Bombenlast, wobei größtenteils die Infrastruktur und selten die Innenstadtkerne betroffen waren. Vgl. Nicola Labanca, Presentazione. Comprendere i bombardamenti, in: Ders. (Hrsg.), I bombardamenti aerei sull'Italia, Bologna 2012, S. 7-18, hier: S. 12 f.

³¹ Vgl. Jens Petersen, Italien in seiner Vielfalt. Das Prinzip der Stadt als Erklärungsmodell der Nationalgeschichte, in: Oliver Janz/Pierangelo Schiera/Hannes Siegrist (Hrsg.), Zentralismus und Föderalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland und Italien im Vergleich, Berlin 2000, S. 239-252.

³² Vgl. Isnenghi, L'Italia in piazza; Ders., Der Platz als Zentrum von Vaterland und Territorium, in: QFIAB H. 83/2003, S. 308-318.

³³ Vgl. Isnenghi, L'Italia in piazza, S. 422.

schaftshäuser sowie Orte katholischer Vergesellschaftung und ersetzten sie durch eigene Parteisitze; die Zerstörung gegnerischer Orte war eine fundamentale Praxis faschistischer Gewalt.³⁴ Mit den Rathäusern und den Präfekturen gelang es ihnen zudem, staatliche und kommunale Herrschaftsorte gleichermaßen zu besetzen; mit ihrer *Casa del Fascio* setzten sie den Kirchen eine Art alternativer Kathedrale im Zentrum der Stadt entgegen.³⁵

Im Zeichen des Antifaschismus und unter den Bedingungen einer weitgehend intakten städtischen Infrastruktur knüpften die neuen politischen Akteure an diese Tradition strategischer Raumbesetzung an. Schon die *Resistenza* gründete ihren urbanen Guerillakampf darauf, dass Bewegungsroutinen und Orte lokaler Anwesenheitsöffentlichkeit sichergestellt waren, welche die Partisanen für ihre Angriffe und die Deutschen für ihre symbolischen Vergeltungsaktionen nutzen konnten. Mit jeder *piazza* und jedem *corso* ließ sich etwa in Mailand die Erinnerung an die Toten verbinden, die dort im Bürgerkrieg 1943–1945 erschossen oder aufgehängt worden waren. Die urbane Topographie Norditaliens überlebte im Krieg nicht nur weitgehend, sondern erhielt im Bürgerkrieg eine neue Bedeutungsschicht, die im Übergang zur Demokratie von tragender Bedeutung war und künftige Erinnerungsorte zur Verfügung stellte.³⁶

Wie ihre historischen Vorgänger markierten die antifaschistischen Akteure nach der Befreiung den beanspruchten Herrschaftswchsel im Land durch die strategische Raumbesetzung. Das Tempo gaben die Kommunisten vor, in deren Stärke ein weiterer Faktor für die Entwicklung politischer Kommunikation in Italien zu erblicken ist. Als ein Akt der Rückeroberung richtete sich ihr Okkupationswille zuallererst auf die faschistischen Parteisitze, die sie nicht etwa zerstörten, sondern demonstrativ besetzten: Die Spuren des Feindes sollten sichtbar bleiben, ihre Umwertung in eigene Räume diene der Erinnerung daran, dass sie besiegt worden waren. In welchem *palazzo* sich der Parteisitz des PNF (Partito Nazionale Fascista) befunden hatte, von dessen Balkon aus Mussolini seine Reden gehalten hatte, war noch 1968 in der Erinnerung von Kommunisten präsent.³⁷ Manchmal wurde er direkt in das altehrwürdige *Casa del Popolo* zurückverwandelt. Auch leerstehende Räume okkupierte der PCI (Partito Comunista Italiano) prophylaktisch, indem er ältere, pensionierte Genossen dort hineinsetzte, auf dass sie die Stellung hielten; private Räume bekannter PNF-Mitglieder der Stadt wurden bisweilen ostentativ in neue PCI-

³⁴ Vgl. Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadris- mus und in der deutschen SA*, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 107-113, 123-125.

³⁵ Vgl. Wolfgang Schieder, *Merkmale faschistischer Urbanisierungspolitik in Italien 1922–1943*, in: Ders., *Faschistische Diktaturen. Studien zu Italien und Deutschland*, Göttingen 2008, S. 111-123, hier: S. 116.

³⁶ Vgl. Isnenghi, *L'Italia in piazza*, S. 414 f.

³⁷ Vgl. Stuart J. Hilwig, *Italy and 1968. Youthful Unrest and Democratic Culture*, Basingstoke 2009, S. 67.

Sektionen umgewandelt.³⁸ Nicht zuletzt die Umbenennung von Plätzen und Straßen nach sozialistischen Persönlichkeiten wie Antonio Gramsci wurde mit feierlichen Zeremonien begangen.³⁹ Die Beteiligung an dieser räumlichen Praxis der siegreichen *Resistenza*-Akteure erlaubte es der Stadtbevölkerung auch, sich vom Faschismusverdacht reinzuwaschen.

Der PCI stellte sich am stärksten in die alte italienische Tradition, wonach lokale Raumnahme nationale Machtansprüche legitimierte.⁴⁰ Die Kontrolle der Stadt und ihrer Viertel zeigte zudem an, dass sich die Partei auf einem erfolgreichen Weg in Richtung der von Antonio Gramsci konzipierten gesellschaftlichen Hegemonie befand. Diese Strategie gewann im Laufe der Nachkriegsjahre und insbesondere nach der Einführung des Fernsehens 1954 noch an Plausibilität, besaß der PCI doch keinerlei Zugang zu den vom christdemokratischen Staat kontrollierten elektronischen Massenmedien.⁴¹ Doch das spezifische Gepräge der italienischen Gesellschaft als Mediengesellschaft ließ alle neuen politischen Akteure, auch die Monarchisten im Mezzogiorno, am Kampf um räumliche Präsenz teilnehmen. Hohe Analphabetenraten und eine schwach ausgeprägte Leselust begünstigten gerade in Zeiten des allgemeinen Wahlrechts, das nun auch für Frauen galt, die Anwesenheitskommunikation; politische Kommunikation im Nachkriegsitalien war wesentlich eine lokale Kultur des Schauens und Hörens.⁴²

Für permanente Sichtbarkeit und Präsenz sorgten die unzähligen Partei- und Sektionssitze, die 1945/46 in den Städten und Gemeinden eingerichtet wurden. Sie sollten zu Leuchttürmen der neuen ‚demokratischen‘ Topographie avancieren, weswegen etwa die Christdemokraten schon 1945 anordneten, Hinweisschilder anzubringen.⁴³ Regelmäßig erschienen – wie bei den Kommunisten auch – Funktionäre aus Rom, der Region und der Stadt, um einen neuen Sektionssitz der Partei feierlich zu eröffnen.⁴⁴ Daneben versuchte die DC (Democrazia Christiana) im Namen der

³⁸ Proteste al Ministro Scelba dei Nazionalisti di Canosa, in: L’Ora d’Italia, o.D. [Zeitungsausschnitt, archiviert am 8.3.1948]. Archivio Centrale dello Stato Rom (ACS), Ministero dell’Interno, Gabinetto (MI-GAB), 1948, fasc. 17410; Ferruccio Gasparri (Bologna) an Innenminister Scelba, 26.6.1947. ACS, MI-GAB, Partiti Politici (PP) 1944-1966, fasc. 160/P/14.

³⁹ Zu Bari siehe: Antonucci, Prefetto di Bari, an Ministero dell’Interno, Gab., 21.10.1945. ACS, MI-GAB, PP 1944-1966, fasc. 160/P/10, Telegramma N. 15008.

⁴⁰ Vgl. Rolf Petri, Die ‚kleinen Räume‘ der Nation, in: QFIAB H. 83/2003, S. 288-307.

⁴¹ Vgl. Giandomenico Crapis, Il frigorifero del cervello. Il PCI e la televisione da „Lascia o raddoppia“ alla battaglia contro gli spot, Roma 2002; Riccardo Brizzi, Il PCI e la televisione nella società dei consumi (1954-1973), in: Stefano Cavazza (Hrsg.), Consumi e politica nell’Italia repubblicana, Bologna 2013, S. 105-128.

⁴² Vgl. David Forgacs, Italian Culture in the Industrial Era. 1880–1980, Manchester/New York 1990, S. 25 f.

⁴³ Vgl. Segnalazioni, in: Democrazia Cristiana. Bollettino organizzativo, 30.9.1945.

⁴⁴ Vgl. Il Partito, in: Il Popolo, 7.4.1958; Prefetto di Bologna an Ministero dell’Interno, 29.9.1958. ACS,

Staatsgewalt gezielt, den Kommunisten gewisse Orte wieder abzujagen, während der PCI mit Vorliebe Protestaktionen vor den Präfekturen durchführte.⁴⁵ Aufgrund dieser Raumsensibilität bildeten urbane (und ebenfalls kleinstädtische) Räume nicht nur die politische Konflikthaftigkeit der Ersten Republik ab, sondern *schürten* sie erst: Viele Konflikte entzündeten sich am Kampf um konkrete Orte. Beliebt war es vor allem im Mezzogiorno, gegnerische Parteisektionen zu stürmen oder anzugreifen – Aktionen, die häufig von Gesängen oder anderen Gesten der Residierenden provoziert worden waren.⁴⁶ Den Italienern zeigte sich die postfaschistische Demokratie mithin als *konfliktthafte* Praxis, die politische Legitimität an der Kontrolle des Stadtraumes maß.

Westdeutschland

Die neuen parteipolitischen Akteure in Westdeutschland knüpften hingegen kaum an die Traditionen der Raumbesetzung und der Kontrolle städtischer Viertel an, die sie vor allem aus der Zeit des latenten Bürgerkriegs um 1930 kannten. Zwar gab es in den unmittelbaren Befreiungstagen Szenen wie die in Dortmund, wo ein Kommunist zusammen mit anderen Antifaschisten „den Laden, wo der Luftschutzwart Tesmer drin saß“, besetzte und ein großes Plakat aufhängte, um die räumliche Übernahme anzuzeigen.⁴⁷ Solche politischen Neubesetzungen nationalsozialistisch imprägnierter Räume waren jedoch ephemere und wurden nicht zu einer kollektiven Praxis, die den Einzug der Demokratie in die Nachkriegsstädte kennzeichnete. Das lag zuallererst an den immensen Zerstörungen. Es mangelte an Räumen und an den städtischen Infrastrukturen, die politischen Besetzungen Sinn und Wert gegeben hätten. Wo funktionale Orte der Politik noch existierten, zog die Militärregierung ein, die den Deutschen überdies restriktiver gegenübertraten als den Italienern. Wenn sie etwa das Hamburger Gewerkschaftshaus an seine einstigen Besitzer zurückgab, organisierte sie die feierliche Entfernung des Hakenkreuzes von der Fassade. Besatzer, Sozialdemokraten und Schaulustige vollzogen dabei ein Ritual, in dem

MI-GAB, PP 1944-1966, fasc. 160/P/14, Prot. N. 013687.

⁴⁵ Prefetto di Bologna an Ministero dell'Interno, Gab., 5.10.1953. ACS, MI-GAB, PP 1944-1966, fasc. 160/P/14, N. Prot. 0315.

⁴⁶ Vgl. Capo della Polizia, Minervino Murge, an Ministero dell'Interno, 2.4.1948. ACS, MI-GAB, 1948, fasc. 17410, Prot. N. 442/II262; Carlo Principe, Tenenza Carabinieri Monopoli, an Ministero dell'Interno, 13.3.1948. Ebd., Telegramma N. 7424; Pietro Nenni, Tempo di guerra fredda, Mailand 1981, Eintrag v. 14.11.1947, S. 396.

⁴⁷ Tagebuch des O. Bettgenhäuser (Dortmund), Eintrag v. 16.4.1945, abgedr. in: Alexander von Plato/Almut Leh, „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland, 1945–1948, Bonn 1997, S. 166.

es darum ging, einen Ort von den Spuren des Nationalsozialismus zu befreien, nicht darum, ihn neu zu besetzen.⁴⁸ In der westdeutschen Raumpraxis kam eine Art Reinigung von Politik zum Ausdruck, kein Akt der Kommunikation mit den politischen Gegnern und der städtischen Öffentlichkeit, der lokale Stärke demonstrierte.

Wo ein Ortsverein der SPD oder ein Ortsverband der CDU saßen, war der ansässigen Bevölkerung eher selten bekannt, was auch daran lag, dass es für die Parteien schwierig war, überhaupt bezahlbare Räume zu ergattern.⁴⁹ Im Gegensatz zu Italien, wo die Orte der Parteien auch gesellige Funktionen übernahmen und wo es eine verbreitete Praxis war, „in die Sektion zu gehen“ (*andare in Sezione*), nutzten die westdeutschen Parteien ihre Räume vorrangig zu Versammlungs- und Verwaltungszwecken. In Hamburg-Eimsbüttel etwa hatte die SPD Räume im Haus einer Guttempler-Loge gemietet, wo Alkoholgenuss streng verboten war, was zu Streitigkeiten führte.⁵⁰ Mit den einstigen Bezirks- und Agitationslokalen war es im roten Hamburg nicht weit her, was in Regionen wie dem Ruhrgebiet noch anders aussehen konnte. Vereinzelt gab es sie auch in der Hansestadt noch, doch von ausgewiesenen Parteilokalen konnte in westdeutschen Städten kaum die Rede sein.⁵¹ Freilich war die Nachkriegsstadt auch hier Ort vielfältiger Politik ‚von unten‘ – in antifaschistischen Ausschüssen, von kommunal engagierten Frauen, in Arbeiterausschüssen oder Stadtverordnetenversammlungen. Doch *sichtbar* und in der lokalen Öffentlichkeit als ‚Politik‘ ventiliert wurde sie nur an provisorischen Orten und zu Anlässen, die nicht Konflikt und Konkurrenz zum Ausdruck brachten, sondern Einigkeit. Hamburgs erste Kundgebung unter freiem Himmel gedachte der politischen Opfer des NS-Regimes und versammelte Vertreter von CDU, SPD, KPD und FDP bezeichnenderweise auf einem Friedhof.⁵² Andere Orte waren Werkshallen und -kantinen, Kasernen und Lager, die ihrer Funktion gemäß Menschen (vor allem: Männer) un-

⁴⁸ Vgl. Hartmut Hohlbein, Hamburg 1945. Kriegsende, Not und Neubeginn, Hamburg 1985, S. 178. Vgl. auch Walter Tormin, Die Geschichte der SPD in Hamburg 1945 bis 1950, Hamburg 1994, S. 24, 28.

⁴⁹ Der Parteivorstand monierte das fehlende Raumbewusstsein auch: O.V. [SPD-Parteivorstand, Propagandareferat]: Splitter aus dem Wahlkampf, o.D. (1957), Bl. 4., Archiv der sozialen Demokratie Bonn (AdsD), Abt. I, Nachlass Karl Anders (NL Anders), Mp. 3. Zu den Problemen beispielhaft: Reinhold Weise, SPD-Fraktion beim Beratenden Ausschuss, Bezirksamt Eppendorf-Winterhude, an die SPD-Landesorganisation Hamburg (SPD-LO HH), 16.9.1949, AdsD, Abt. III, SPD-LO HH I, Mp. 207; Protokoll über die Sitzung der Organisations-Kommission vom 24.7.1951, Bl. 13, 18, AdsD, Abt. III, SPD-LO HH I, Mp. 223.

⁵⁰ Vgl. Karl Rudeck, Vereinigte Guttempler-Logen des I.O.G.T. zu Hamburg-Eimsbüttel e.V., an die SPD Kreis 14, Peter Blachstein, 16.8.1949, AdsD, Abt. I, Nachlass Blachstein (NL Blachstein), Mp. 22.

⁵¹ Vgl. August Strate (Hamburg) an Peter Blachstein, 16.6.1949. AdsD, Abt. I, NL Blachstein, Mp. 27; Louis Sellmer, Kreissekretär Kreis I der SPD Hamburg: Rundschreiben Nr. 30/53, 2.9.1953, AdsD, Abt. III, SPD-LO HH I, Mp. 332.

⁵² Vgl. Hohlbein, S. 175.

terschiedlicher sozialer Herkunft und politischer Gesinnung versammelten.⁵³ Zu den Kundgebungen zum 1. Mai sprachen an solchen Orten politische Vertreter von KPD bis DVP häufig gemeinsam; aus Ulm berichtete die (sozialdemokratisch durchgesetzte) *Schwäbische Donauzeitung* 1946 erfreut, nicht nur Sozialdemokraten, sondern „alle Schaffenden“ der Stadt seien in einer im schlichten Grün (statt Rot) geschmückten Werkhalle zusammengekommen. Das städtische Orchester ließ eine Beethoven-Ouvertüre erklingen, der Ulmer Volkschor sang, das Maifeier-Lied wurde lediglich rezitiert und lokale Vertreter von SPD, KPD und CDU sprachen über den Wiederaufbau, bevor die Feierstunde mit einem Huldigungsmarsch ihr Ende fand. „Nicht Hass, sondern Verständigung“ sei das Motto gewesen.⁵⁴ Von kämpferischer Symbolik war diese lokalöffentliche Repräsentation der jungen Demokratie gänzlich befreit, stattdessen war es tatsächlich „Heimat“, die als Chiffre häufig diese konsensuale Raumpraxis begleitete.⁵⁵ Sie stand für den gemeinschaftlichen Neuanfang und machte keinerlei Form von Konflikt oder politischer Teilidentität repräsentierbar. Für die „Nichtpolitik“, die Everhard Holtmann als handlungsleitenden Topos westdeutscher Kommunalpolitik identifiziert hat, kann die räumliche Praxis in der Stadt durchaus als Spiegel gelten.⁵⁶ Auch der Wiederaufbau wurde, so sehr er auch der parteipolitischen Profilierung diene, in der lokalen Öffentlichkeit als überparteiliches, von ‚unpolitischen‘ Experten zu administrierendes Projekt diskutiert.⁵⁷

Die SPD unterstützte diesen lokalen Diskurs, indem sie sich mit ihrer eigenen Kollektivsymbolik auffällig zurückhielt.⁵⁸ Die Pietät gegenüber den Ruinenlandschaften, die relativ spät und mit wenig Ressourcen wieder zum Leben erweckte Parteipresse (die in Italien als Verstärker der offensiven Raumpraxis diene), die restriktive Haltung der Besatzungsmächte und die Stilisierung der SBZ, später der DDR, zur Negativfolie im Kalten Krieg bildeten weitere Faktoren, die die öffentliche Sichtbarkeit der deutschen Parteiendemokratie einschränkten. Der Wiederaufbau

⁵³ Vgl. Owzar, S. 46.

⁵⁴ Maifeiern in aller Welt, in: *Schwäbische Donauzeitung*, 4.5.1946; Aus Württemberg-Baden: 10 000 Stuttgarter feierten den 1. Mai, in: ebd.

⁵⁵ Siehe etwa: Der Salenhau ruft!, in: ebd. Vgl. Alon Confino, „This lovely country you will never forget“. Kriegserinnerungen und Heimatkonzepte in der westdeutschen Nachkriegszeit, in: Habbo Knoch (Hrsg.), *Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945*, Göttingen 2004, S. 235-251.

⁵⁶ Siehe Everhard Holtmann, *Politik und Nichtpolitik. Lokale Erscheinungsformen politischer Kultur im frühen Nachkriegsdeutschland. Das Beispiel Unna und Kamen*, Opladen 1989.

⁵⁷ Siehe etwa: Um das Gesicht der Stadt, in: *Schwäbische Donauzeitung*, 8.5.1946; Probleme des Wiederaufbaues, in: *Hamburger Echo*, 11.6.1946.

⁵⁸ Vgl. Gottfried Korff, *Symbolgeschichte als Sozialgeschichte? Zehn vorläufige Notizen zu den Bild- und Zeichensystemen sozialer Bewegungen in Deutschland*, in: Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.), *Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration*, Frankfurt a. M. 1991, S. 17-36.

erlaubte es zudem, den Drang nach einem gemeinschaftlichen Neuanfang topographisch auszuleben. Die als „modern“ konzipierte städtische Infrastruktur konnte die räumlichen Relikte der gewalthaften Vergangenheit überschreiben; bei aller Nostalgie für die zerstörte Altstadt begrüßten etwa die Kasseler ihre neu erstehende Stadt als Manifestation des mentalen Neubeginns.⁵⁹ Das „Moderne“ an der Stadt, die Stadtplaner in den Neubaugebieten und Innenstadtkernen umsetzten⁶⁰, war in politischer Hinsicht insofern von Bedeutung, als es dem ‚zivilen‘ Leben einer sozial nivellierten Konsumgesellschaft verpflichtet war und keinen Platz mehr bot für politisch imprägnierte Orte. Was diese Entwicklungen anzeigten, war mithin eine weitgehende Enträumlichung von Politik in den westdeutschen Nachkriegsstädten.

3. Räume und Muster politischer Kommunikation. Streifzüge durch die 1950er und 1960er Jahre

Die Verräumlichung des politischen Konflikts in italienischen Städten stellte Weichen für die Wahlkampfkultur 1940er und 1950er Jahre. Kommunisten wie Katholiken, Monarchisten wie Neofaschisten drängten auf die Straßen und Plätze und verstanden die Plakatierung als einen Besetzungskampf um die Hausmauern, um ihre Mobilisierungsfähigkeit unter Beweis zu stellen und ihre lokale Stärke zu demonstrieren.⁶¹ Darin spiegelte sich ein vom antifaschistischen Gründungsmythos tief durchdrungenes, aber auch auf die politische Rechte ausgreifendes Demokratieverständnis, das versammelte Massen als Ausweis politischer Legitimität verstand. Was die *Resistenza*-Parteien von ihren Widersachern unterschied, war ihre aktivistische Kultur: Hunderttausende von Parteimitgliedern und katholisch Organisierten trugen die Politik ihrer Parteien performativ und diskursiv in die Viertel der Städte hinein, klingelten an Wohnungstüren, hielten Hausflurversammlungen ab und kamen so vor allem den weiblichen Wählern sehr nah.⁶² Politische Kommunikation

⁵⁹ Vgl. Jörg Arnold, ‚Once upon a time there was a lovely town...‘: The Allied Air War, Urban Reconstruction and Nostalgia in Kassel (1943–2000), in: *German History* H. 29/2011, S. 445–469, hier: S. 458, 463 f.

⁶⁰ Aus der Fülle an Forschung vgl. nur Axel Schildt, Hamburg: Versuch einer zweiten Moderne, in: Klaus von Beyme u.a. (Hrsg.), *Neue Städte aus Ruinen. Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit*, München 1992, S. 78–97.

⁶¹ Vgl. Stefano Cavazza, *Comunicazione di massa e simbologia politica nelle campagne elettorali del secondo dopoguerra*, in: Pier Luigi Ballini/Maurizio Ridolfi (Hrsg.), *Storia delle campagne elettorali in Italia*, Mailand 2002, S. 193–237.

⁶² Vgl. Angelo Ventrone, *Forme e strumenti della propaganda di massa nella nascita e nel consolidamento della Repubblica*, in: Maurizio Ridolfi (Hrsg.), *Propaganda e comunicazione politica. Storia e trasformazioni nell'età contemporanea*, Mailand 2004, S. 209–232; Claudia Christiane Gatzka, *Klassenkampf am Küchentisch. Weibliche Handlungsräume im kommunistischen Milieu Italiens der frühen Nachkriegszeit*, in: Ariadne. *Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* H. 61/2012, S. 48–53.

im Zeichen nationaler Wahlen drehte sich hier um die Frage, wer der lokale Hege-
mon war und wer die größte Volksnähe aufwies. Zwei Merkmale waren dabei maß-
geblich: Erstens ließ diese Praxis keinen Platz für politische Kommunikation jen-
seits der Parteien, die im Parlament saßen. Eine irgendwie ‚autonome‘ Stimme besa-
ßen die italienischen Stadtbewohner allenfalls durch unabhängige Lokalzeitungen,
die sich jedoch im Italien des Kalten Krieges ebenfalls in aller Regel vor den Karren
eines politischen, und zwar meist des antikommunistischen Lagers, spannen lie-
ßen. Die parteilogisch strukturierten Kämpfe um die Hausmauern, um *piazza* und
Straßen mündeten aber, zweitens, rasch in lokalen Konkordanzstrategien. Sie stan-
den im Zeichen der Gewaltvermeidung – ein Ideal, das den Wahlkampfdiskurs in
den italienischen Städten durchaus prägte, in der Bundesrepublik aber absent war.⁶³
Dies gelang über die schon im ersten nationalen Wahlkampf 1946 einsetzende und
sich ab 1948 ausbreitende Installierung interfraktioneller Komitees auf Initiative der
Bürgermeister und Präfekten, die in vielen Städten um das moralische Prestige als
Ordnungshüter der Stadt buhlten, in der aufgeladenen Wahlkampfatmosphäre von
1948 zudem unterstützt von den Fraktionsvorsitzenden im Parlament. Die Komite-
tees bestanden aus den Vertretern aller lokaler Parteiverbände und fungierten in
den 1940er Jahren zunächst als Institutionen zur Disziplinierung der Aktivisten, be-
vor sie seit 1953 den urbanen Raum planmäßig untereinander aufteilten, sodass je-
der Partei im Wahlkampf ausreichend Platz zur Selbstrepräsentation geboten wur-
de.⁶⁴ Im Zuge dieser Aushandlungen debattierten sie und die lokale Presseöffent-
lichkeit am Beispiel lokaler Verhaltensformen und Konfliktfälle über „Toleranz“
und „demokratische Spielregeln“.⁶⁵ Was die Italiener unter ‚Demokratie‘ verstan-
den, wurde so, geschürt durch die Raumkonflikte in der Stadt, in der lokalen Praxis
eingeübt, hatte aber zugleich einen starken Bezug zu den Parteien, die sich von
Konfliktakteuren zu Wächtern über die „öffentliche Ordnung“ (*ordine pubblico*)
wandelten. Diese Entwicklung befriedete im Laufe der 1950er Jahre die politischen
Konflikte in der Stadt und bedeutete einen Erfolg für die Parteiendemokratie; zu-
gleich aber band sie diese an das vom bürgerlichen Publikum erwartete Verspre-
chen, Ruhe und Ordnung im Wahlkampf zu halten. Genau dies sollte ihnen seit
1968 zunehmend schwer fallen.

In der Bundesrepublik hingegen erwies sich die Enträumlichung von Politik im
Geiste der Konfliktvermeidung in einer Frontstellung, die politische Akteure auf der

⁶³ Beispiele: Comizi a Lecce, in: La Gazzetta del Mezzogiorno, 31.5.1946; Identificati gli aggressori dei pro-
pagandistici del ‚Civico‘, in: L’Avvenire d’Italia, 17.5.1958.

⁶⁴ Vgl. die Fallstudie bei Gatzka, Kommunisten, S. 186-191.

⁶⁵ Tregua elettorale, in: La Gazzetta del Mezzogiorno, 19.2.1948; Compagnarderie: Al valor civile, in:
L’Avvenire d’Italia, 21.5.1953; L’impegno dei partiti per una competizione pacifica, in: Il Resto del Carli-
no, 18.5.1958.

einen, Stadtbewohner und ihre kommunalen Vertreter auf der anderen Seite verortete. Wahlkampfveranstaltungen wurden wenn möglich in geschlossene Räume verbannt, Plakatierung und Umzüge einer restriktiven Verwaltungspraxis unterzogen. Immer wieder ergingen sich kommunale Behörden mit Blick auf anstehende Wahlperioden in Warnungen vor der „Verschandelung des Stadtbildes“; die westdeutschen Parteien stimmten eher noch ein, als daran Anstoß zu nehmen.⁶⁶ Man kann darin ein spezifisches Muster politischer Kommunikation nach dem Nationalsozialismus erkennen, das nicht einfach nur „Krise“ (Paul Betts) war, sondern für die Zeitgenossen Sinn ergab: Politik aus sicherer Entfernung zu beobachten und damit dem Parteienkonflikt keinen Raum mehr zu geben. Auch die Protestkultur macht dieses westdeutsche Spezifikum deutlich. Anders als in Italien galten Demonstrationen oder Kundgebungswellen nicht als parteipolitische, sondern als *zivilis* Aktionen: Staatsbürger gingen auf die Straße, nicht Aktivisten mit roten Fahnen, so lautete die öffentliche Botschaft – selbst, wenn die SPD faktisch zu den Organisatorinnen zählte.⁶⁷

Dass die Stadt also ein Ort der Bürger und nicht der Aktivisten sein sollte, stellte die Weichen für die Medialisierung parteipolitischer Kommunikation. Massenmediale Kommunikation über Druckmedien und Fernsehen, die den Wähler in seinen vier Wänden ansprach, erschien den deutschen Akteuren nicht ohne Grund als zeitgemäße Form politischer Werbung: Enträumlichung führte zur Virtualisierung von Politik und förderte die Professionalisierung politischer Kommunikation in der Bundesrepublik, die in Italien bezeichnenderweise viel schwächer ausgeprägt war.⁶⁸ Die Rückkehr der Politik in den urbanen Raum war dann auch ein Effekt namentlich der Orientierung an US-amerikanischen Marketingstrategien.⁶⁹ Aus dem intensiven Blick auf den Kennedy-Wahlkampf 1960 lernten die Parteien zunächst, dass sie zu den Wählern kommen mussten, anstatt zu warten, dass sie in die Wahlver-

⁶⁶ Freie und Hansestadt Hamburg, Polizeibehörde: Polizeiliche Auflagen und Hinweise für die Durchführung von Umzügen, Versammlungen oder Veranstaltungen ähnlicher Art auf öffentlichen Straßen, Wegen und Plätzen, AdSD, Abt. III, SPD-LO HH I, Mp. 132; Fernmeldebauamt Hamburg: Einschreiben an die SPD, Landesorganisation Hamburg, 19.5.1949, AdSD, SPD-LO HH I, Mp. 248; Vereinbarung über die Plakatierung für die Bundestagswahl am 17.9.1961, Stadtarchiv Ulm, E SPD-Ortsverein Ulm, Nr. 7.

⁶⁷ So bei der „Anti-Atomtod“-Kampagne 1958, vgl. Christel Oldenburg, Tradition und Modernität – Die Hamburger SPD von 1955–1966, Berlin 2009, S. 397, 402-405. Ausführlich zur Straßenpolitik: Claudia Christiane Gatzka, Das „Volk“ auf postfaschistischen Straßen. Zum Fortleben eines Kulturmusters in Italien und der Bundesrepublik, 1945–1960, in: Marie-Luise Recker/Andreas Schulz (Hrsg.), Parlamentarismuskritik und Antiparlamentarismus in Europa, im Erscheinen.

⁶⁸ Ausführlich dazu: Mergel, Kap. 3.

⁶⁹ Siehe etwa: Dr. C. Wolfgang Müller an Karl Anders u.a.: Einige Gedanken zu Systematik und Inhalt der werblichen Vorbereitungen des kommenden Bundestagswahlkampfes, Okt. 1960, AdSD, SPD, Abt. I, NL Anders, 3, Fasz. 7/XI.

sammlungen gingen.⁷⁰ Nicht nur Willy Brandts Wahlkampfpreise von 1961 versuchte dies umzusetzen, sondern auch Direktkandidaten von CDU wie SPD, die 1961 begannen, an belebten Ecken im städtischen Raum improvisiert wirkende Kurzsprachen zu halten.⁷¹ Fußgängerzonen und Orte des Konsums sollten dann ab 1965 die bevorzugten Bühnen bereitstellen, auf denen die Vertreter der Politik im öffentlichen Raum in Erscheinung traten. Diese Form der Kommunikation sprach den Stadtbewohner als Konsumenten an, häufig direkt vor dem Eingang des städtischen Karstadt – und darin zeigte sich eine sinnhafte Adaption der „modernen“ städtischen Infrastruktur, die im Wiederaufbau geschaffen worden war. An den Straßensständen der Parteien ging es nicht so sehr um politische Diskussionen, sondern um Information, die Vorstellung des Lokalkandidaten und um die Frage, wo dem Wähler der Schuh drückte. Politiker präsentierten sich hier wie Verkäufer im Außendienst, die den Wähler mit kleinen Aufmerksamkeiten – von Blumen bis Bundesliga-Kalendern – bedachten.⁷² Bei den Wahlveranstaltungen zeigten sich Anpassungen an die Populärkultur. Die SPD öffnete sich dem jugendlichen Beat, indem sie etwa in Hamburg 1965 die *Rattles* engagierte; auch die Hamburger CDU wollte mit Veranstaltungen unter dem Motto „Jazz und Politik“ die Jugend ansprechen.⁷³ Diese umfassende Kommerzialisierung war die Voraussetzung für die Rückkehr der parlamentarischen Politik in den öffentlichen Alltag der Städte. Sie setzte auf Serviceorientierung gegenüber dem Wähler durch Information und Unterhaltung und beraubte die Politik des verkniffenen Ernstes, der das Ausbrechen politischer Konflikte so bedrohlich erscheinen ließ. Indem Kommerzialisierung Politik präsentierbar machte, ohne Streit zu schüren, war sie die passende Antwort auf die nach 1945 etablierten Traditionen.

Solche Innovationen waren in Italien stark begrenzt. Die *piazza*-Kultur und der direkte Kontakt mit Wählern im Wohnviertel blieben als Kommunikationsformen weiterhin bestimmend, weil sie der traditionellen Lesart gemäß die Legitimität der Parteienrepublik vorführten.⁷⁴ Weil der soziale Wandel in der Massenkonsumgesell-

⁷⁰ Vgl. Klaus Schütz, Die Lehren aus Kennedys Kampagne. Ein Rückblick auf den Bundestagswahlkampf 1961, in: Vorgänge 41:2, 2002, S. 32-38, hier: S. 33

⁷¹ Vgl. etwa: Viele junge Menschen kommen in die Wahlversammlungen, in: Hamburger Abendblatt, 9./10.9.1961; Bernhard Vogel/Peter Haungs, Wahlkampf und Wählertradition. Eine Studie zur Bundestagswahl 1961, Köln/Opladen 1965, S. 262, 283.

⁷² Vgl. Paul Kuhn (Wahlkampfleiter) an die Vorsitzenden der OV und die Wahlkampfleiter der OV, 4.9.1965, Archiv für Christlich-Demokratische Politik Sankt Augustin (ACDP) 02-155-002/1; Müllentbach, Bundesgeschäftsstelle, Organisation, an die Kreisverbände, die Landesverbände und die Bundestagskandidaten, 27.7.1965, ACDP 02-155-020/3;

⁷³ Vgl. etwa Zu jung zum Wählen, in: Hamburger Abendblatt, 17.9.1965; Protokoll der Sitzung des Wahlkampfauusschusses [der CDU Hamburg] am 15.1.1965, Bl. 2, ACDP 03-010-043/2.

⁷⁴ Vgl. Giancarlo Tesini an tutti gli iscritti della città, 28.3.1963, Archivio di Stato di Bologna, Democrazia

schaft jedoch die Alltagsroutinen der Städte veränderte und insbesondere das Fernsehen als Unterhaltungsmedium sich größter Beliebtheit erfreute, blieben immer mehr Wähler, die nicht Parteimitglieder waren, der *piazza fern*.⁷⁵ Massenhafte Umzüge im Zuge des Booms und ‚moderne‘ Wohnformen sprengten einst dicht geknüpfte nachbarschaftliche Netze, auf denen die politische Kommunikation aufgebaut hatte. Vor diesem Hintergrund betraten die jugendlichen Akteure um 1968 die städtischen Bühnen.

4. Der Eingriff um 1968. Ausblick und Fazit

In der Bundesrepublik schienen die 1968er – bei allen Störungen und Verstörungen, die sie verursachten – eine politische Kommunikationskultur zu beleben, die sich in den 1960er Jahren unter kommerzialisierten Vorzeichen für die Nutzung des urbanen Raumes geöffnet hatte. Was sie neu einführten, war nicht so sehr der Gang in die Fußgängerzonen. Ihre stimulierende Wirkung lag eher darin, dass sie den politischen Konflikt wieder repräsentierbar machten: in Extremform durch politische Gewalt, in ziviler und weitaus stärker verbreiteter Form durch die politische Diskussion, die sie aktiv in die Wahlkampfkultur einbrachten. 1969 berichtete ausgerechnet die Springer-Presse mit Sympathie von Studenten, die anlässlich einer NPD-Kundgebung in Bremen *Teach-Ins* in Straßenbahnen veranstalteten und den Marktplatz in ein „Diskutierfeld“ verwandelten.⁷⁶ Eine Besonderheit der Bundesrepublik war, dass die Parteien vor Ort sich dieser Herausforderung stellten und ihr Repertoire entsprechend anpassten. Direktkandidaten imitierten seit 1969 die studentische Praxis der Straßendiskussion, was die Presse als Abkehr vom „Gleichmaß der Wahlversammlungen“ lobte.⁷⁷ Dass der Bürger nicht nur Konsument, sondern auch ernstzunehmender Gesprächspartner war, lernten die deutschen Wahlkämpfer von der lokalen Praxis der APO, sicherlich geschürt durch die Proteste gegen die Notstandsgesetzgebung, und integrierten so die Option auf politischen Streit in die urbane Kommunikationskultur. In den 1970er Jahren wurde die Repräsentation dieses

Cristiana, Comitato Comunale, Elettorale 4, Fasz. „Circolari ai segretari di sezione – membri Comitato Elettorale. 1963“; Calorosa adesione di folla alle 132 manifestazioni di chiusura del PCI, in: L'Unità. Edizione bolognese, 18.5.1968.

⁷⁵ Vgl. Propagandisti a corto di idee, in: Il Resto del Carlino, 16.4.1968. Verhaltene Kundgebungseuphorie wurde als „Indifferenz“ der Wähler gedeutet. Siehe etwa: La scarsa affluenza ai comizi può indicare maturità o indifferenza, in: Il Resto del Carlino, 22.4.1958. Vgl. auch David I. Kertzer, *Politics and Symbols. The Italian Communist Party and the Fall of Communism*, New Haven (CT) 1996.

⁷⁶ Störaktionen in Kiel und Bremen, in: Hamburger Abendblatt, 16.9.1969.

⁷⁷ In Bayern krachten Bomben, in: Badische Zeitung, 16.9.1969.

Konflikts in der urbanen Öffentlichkeit salonfähig, blieb aber zugleich von Unterhaltungselementen eingehegt.

In Italien hingegen betreten die Studenten urbane Räume, die bereits hochgradig politisch besetzt waren und von den etablierten politischen Akteuren um ihrer Legitimität Willen verteidigt werden mussten. Die italienischen 1968er revolutionierten hier nicht so sehr, sondern imitierten mit ihrem Repertoire eher die Strategien des politischen ‚Establishments‘: Zwar war das Protestzeitalter auch in Italien von neuen, interaktionistischen Formen geprägt, doch wollten sie politische Legitimität verhandeln, mussten sie die *piazza* erobern.⁷⁸ Dort aber trafen sie auf politische Akteure, die diese als ‚Volksparteien‘ traditionell für sich beanspruchten. Mehr noch: In den Angriffen radikaler Jugendlicher auf Parteisitze oder auf Geschäftsräume ‚faschistischer‘ Unternehmer ist ebenso eine Revitalisierung parteipolitischer Traditionen zu erblicken wie im Gang in die Wohnviertel: „Prendiamoci la città“ – das war ein neuer Slogan, aber keine neue Praxis.⁷⁹ So begann in Italien um 1968 ein neuerlicher Kampf um die lokale politische Hegemonie, nur mit einer veränderten Akteurskonstellation. Die Links- und Rechtsradikalen störten im Sinne einer Guerillataktik vor allem in den 1970er Jahren die etablierten Parteien bei ihrer erfolgreichen Selbstrepräsentation und torpedierten damit deren zentrales Versprechen, die „öffentliche Ordnung“ in der Stadt sicherzustellen. Störaktionen und Gewalt, die in der Bundesrepublik nur den Ruf der APO schädigten und das friedliche Treiben der politischen Parteien noch aufwerteten, galten in Italien als Versagen der Parteien und lähmten die Kommunikationskultur.⁸⁰

Die Regeln, die um 1968 gebrochen wurden, waren folglich national verschieden. Die städtische Topographie, die divergierenden politischen Kontexte und die daraus erwachsende Raumpraxis der postfaschistischen Akteure brachten Kommunikationskulturen hervor, die in Italien stärker auf Traditionen, in Westdeutschland stärker auf Innovationen setzten. Daraus erklärt sich, dass die „Wahrnehmungsrevolution“ des Politischen um 1968 in der Bundesrepublik stimulierend, in Italien blockierend wirkte.

**Claudia Christiane Gatzka, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
claudia.gatzka@geschichte.uni-freiburg.de**

⁷⁸ Vgl. Robert Lumley, *States of Emergency. Cultures of Revolt in Italy from 1968 to 1978*, London/New York 1990.

⁷⁹ Vgl. Carlo Schaerf u.a. (Hrsg.), *Venti anni di violenza politica in Italia, 1969–1988. Cronologia ed analisi statistica. Una ricerca ISODARCO*, 2 Bde., o.O. 1992.

⁸⁰ Vgl. Gatzka, *Kommunisten*, S. 191–198; Guido Panvini, *Ordine nero, guerriglia rossa. La violenza politica nell’Italia degli anni Sessanta e Settanta, 1966–1975*, Turin 2009; Ventrone, *Dannati della rivoluzione*.

Minimale Einmischung oder Zivilisierungsmission? Koloniale Ordnungsvorstellungen, Cholerabekämpfung und Reform in Madras, 1818–1854

Dass die Cholera während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die von der Krankheit betroffenen Gesellschaften, ihre Regierungen und deren Behörden in beinahe allen Teilen der Welt vor eine große Herausforderung stellte, ist nach Jahrzehnten der Forschung wenig mehr als ein Gemeinplatz. Durch ihre hohe Morbidität und Mortalität, vor allem aber durch ihre Symptome, die von den Zeitgenossen als besonders grausam und erniedrigend empfunden wurden, schien die Seuche alle Konventionen von Anstand in Frage zu stellen und damit die Grundlagen der Gesellschaft sowie der etablierten politischen Ordnung selbst anzugreifen.¹

Doch während Regierungen in Europa zumindest zu einem gewissen Grad auf politische und kulturelle Traditionen im Umgang mit Krankheiten und die Loyalität von großen Teilen der Bevölkerung bauen konnten, um die von den regelmäßig auftretenden Choleraepidemien ausgelösten Krisen zu bewältigen, fehlte den Regierungen in europäischen Herrschaftskolonien wie Indien dieses Sicherheitsnetz. Hier herrschte eine verschwindend geringe Anzahl an Europäern über eine erst vor wenigen Jahrzehnten unterworfenen indigenen Mehrheitsbevölkerung, deren Gehorsam – geschweige denn Loyalität – selbst in ruhigen Zeiten nicht als gegeben angesehen werden durfte. Die britischen Kolonialregierungen in Indien, sei es in Kalkutta, Bombay oder, wie in diesem Aufsatz, in Madras empfanden somit ihre Lage, die der französische Soziologe George Balandier als Teil der „kolonialen Situation“ beschrieben hat, selbst in den besten Zeiten als fragil und prekär, auch wenn Histori-

¹ Der in programmatischen Aufsätzen von Asa Briggs und Charles E. Rosenberg etablierte Ansatz, die Cholera als eine Sonde zur Erforschung vergangener Gesellschaften zu nutzen, war dermaßen erfolgreich, dass sie heute wohl als die von der Geschichtswissenschaft am gründlichsten erforschte Krankheit nicht nur des 19. Jahrhunderts gelten kann. Eine Aufzählung der relevanten Literatur würde nicht nur diesen Rahmen sprengen. Vgl. Asa Briggs, *Cholera and Society in the Nineteenth Century*, in: *Past and Present* H. 19/1961, S. 76-96; Charles E. Rosenberg, *Cholera in Nineteenth-Century Europe: A Tool for Social and Economic Analysis*, in: *Comparative Studies in Society and History* H. 8/1965/66, S. 452-463.

ker retrospektiv die Gefahr eines Aufstandes oder gar Umsturzes als minimal oder inexistent beschreiben würden.²

Es dürfte kaum überraschen, dass sich in Krisenzeiten diese Wahrnehmung der Gefährdung der eigenen Position noch steigerte. Die Kolonialregierungen sahen sich zum Reagieren gezwungen, obwohl ihre Handlungsspielräume meist eng begrenzt waren. Denn der Kolonialstaat in Indien war schwach. Es mangelte an finanziellen Mitteln wie an Personal, und oftmals, wie im Fall von Choleraepidemien, war keineswegs klar, wie der Gefahr begegnet werden sollte. Dies führte bisweilen zu Konflikten innerhalb der Kolonialverwaltung hinsichtlich des effizientesten Einsatzes der knappen Ressourcen. Eine solche Auseinandersetzung, im hier untersuchten Fall zwischen dem *Executive Council* und den vom *Military Board* unterstützten Ingenieuren in der Madras *Presidency*³, ist der Gegenstand dieses Aufsatzes. Dieser eskalierende Konflikt um eine so mondäne Angelegenheit wie ein Abwasserkanal und dessen Abfluss ins Meer erlaubt es, Erkenntnisse über divergierende Ordnungsvorstellungen zu gewinnen, nicht nur für die Stadt Madras, sondern für den gesamten Kolonialstaat. Dafür werde ich zunächst die Stadt Madras und die in ihr residierende Kolonialregierung vorstellen, in einem zweiten Schritt auf deren Reaktion auf die Choleraepidemien von 1818–19 und 1932–33 eingehen, drittens die Ideen und Projekte der englischen Hygienebewegung für eine präventive Neuordnung der Städte einführen und in einem vierten Abschnitt den Konflikt zwischen der Kolonialregierung von Madras und den ihr unterstellten Ingenieuren darstellen, um fünftens die Gründe für dessen Eskalation und die Niederlage der Ingenieure zu erklären und schließlich mit einem Fazit zu enden.

Das koloniale Madras

Die Stadt Madras hinterließ in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bei vielen ihrer europäischen Besucher einen Eindruck der Verwirrung, denn sie schien nicht so recht in gängige Kategorien zu passen. Dass die Hauptstadt der Madras *Presidency* nicht die Kriterien einer europäischen Metropole erfüllte, schien selbstverständlich, aber sie entsprach auch nicht dem Klischee einer wuseligen, dicht gedrängten orientalischen Stadt. Vielmehr fragten sich einige Reisende wie der französische Händler Félix Renouard de Sainte-Croix, ob es sich bei Madras überhaupt

² Vgl. Georges Balandier, *La situation coloniale: approche théorique*, in: *Cahiers internationaux de sociologie* H. 11/1951, S. 44-79, insbesondere S. 48-49. Zur Typologie der Kolonien siehe Jürgen Osterhammel/Jan C. Jansen, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, München 2012, S. 15-18.

³ Die Madras *Presidency* als die regionale territoriale Einheit umfasste den größten Teil Südindiens und wurde von einem Gouverneur regiert, der wie seine Kolonialregierung seinen Sitz in der Stadt Madras hatte.

um eine Stadt handle, oder ob man es nicht besser „une réunion de maisons de campagne, de villes et d'aldées, bâties autour du fort Saint-George, à portée du canon de cette place“⁴ nennen sollte, zu der noch die von ihm verschwiegenen Wasserspeicher und Felder kamen, die die einzelnen Siedlungen voneinander trennten.

Diese kurze Charakterisierung von Madras kann nicht mehr als einen oberflächlichen Eindruck von der Heterogenität und Komplexität der Stadt vermitteln, die seit ihrer Gründung als Handelsstützpunkt der englischen *East India Company* (EIC) im Jahr 1638 immer aus mehreren Siedlungen bestand. Denn mit dem Recht, eine befestigte Faktorei an der Mündung des Cooumflusses zu errichten, überließ der *Nayak* von Poonamallee, der als Fürst über die Gegend herrschte, der EIC auch drei Dörfer. Der Ort des Handelsstützpunkts war gut gewählt, lag er doch in einer fruchtbaren Region, die nicht nur einen landwirtschaftlichen Überschuss, sondern auch wertvolle Textilien für den Export nach Europa produzierte. Der kommerzielle Erfolg der EIC fand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine Entsprechung in Krieg und Politik. Durch Siege über die französische *Compagnie des Indes* und über die Herrscher von Maisore wurde aus einem kleinen Stützpunkt innerhalb weniger Jahrzehnte die Hauptstadt einer enormen kolonialen Provinz, von der aus der Süden des indischen Subkontinents beherrscht wurde.⁵

Während sich aus der Faktorei das Fort St. George mit seiner Garnison britischer Truppen sowie dem Sitz der Kolonialregierung und -verwaltung entwickelte, wuchsen das Territorium und die Bevölkerung von Madras bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stetig. So wurden nicht nur bereits existierende Dörfer ein Teil von Madras. Hier lebten – räumlich getrennt – die landbesitzenden *Mirasdars* und die niederkastigen *Parayars*, die die Felder der ersteren gegen Zahlung von Abgaben bewirtschafteten. In den Jahren um 1800 begann sich der Charakter der eher ländlich geprägten Teile von Madras zu wandeln, denn für die *Mirasdars* war es wesentlich einträglicher, ihr Land an wohlhabende Europäer zu verkaufen, die dort ihre suburbanen Land- und Gartenhäuser errichteten.⁶ Die zahlreichen Migranten, die daraufhin auf der Suche nach Arbeit in die Stadt kamen, siedelte die EIC nicht ausschließ-

⁴ Félix Renouard de Sainte-Croix, *Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux îles Philippines, à la Chine, avec des notions sur la Cochinchine et le Tonquin, pendant les années 1803, 1804, 1805, 1806 et 1807*, 3 Bde., Paris 1810, Bd. 1, S. 137.

⁵ Zur Geschichte von Madras während des Untersuchungszeitraums siehe C. S. Srinivasachari, *History of the City of Madras*, Madras 1939; Susan Neild, *Madras: The Growth of a Colonial City in India 1780–1840*, PhD Diss. Univ. of Chicago, 1977. Die Entwicklung von Madras unter der Herrschaft der EIC erforschten M. Atchi Reddy, *Trade and Commerce of the English East India Company in India (Madras)*, 3 Bde., Ambala 2006; sowie Robert Eric Frykenberg, *The Socio-Political Morphology of Madras: An Historical Interpretation*, in: *Indo-British Review* H. 11/1985, S. 5-37.

⁶ Vgl. Neild, S. 17-22.

lich in den bestehenden Siedlungen, sondern zum Teil auch in neuen *towns* an. Chintadrepettah etwa wurde im frühen 18. Jahrhundert als Webersiedlung gegründet.⁷ Das älteste und größte dieser *towns* war jedoch das im Norden des Forts gelegene und kurz nach Etablierung der Faktorei als Siedlung für Hafendarbeiter entstandene *Black Town*. Auch wenn deren Einwohnerzahl unbekannt war – Schätzungen von Offiziellen und Reisenden zu Beginn des 19. Jahrhunderts schwankten zwischen 100.000 und 800.000 Einwohnern – erfüllte es mehr als alle anderen Teile von Madras die Erwartungen an eine dicht bebaute, schmutzige, laute und gedrängte orientalische Stadt.⁸

Da die europäischen Einwohner von Madras primär im Fort St. George, in dessen Nähe oder in den abgelegenen Gartenhäusern arbeiteten oder wohnten und die indische Bevölkerung nach Kaste und Religion segregiert lebte, hatte die EIC lange Zeit vermieden, für alle Bewohner zuständige Institutionen der städtischen Verwaltung zu etablieren. Vor allem in rechtlichen Angelegenheiten hatte sie stattdessen alle Gemeinschaften bei internen Streitigkeiten sich selbst überlassen.⁹ Aufgrund des starken Wachstums der Stadt und ihrer zunehmenden politischen Bedeutung als Hauptstadt einer großen kolonialen Provinz war diese Politik nicht länger tragfähig. In der Folge schuf die Kolonialregierung in den Jahren um 1800 einige administrative und öffentliche Institutionen nach europäischem Vorbild, die das Zusammenleben der Bevölkerung überwachen und regeln sollten, wie die Polizei und den *Supreme Court*. Das wichtigste Amt war wohl das des *Collectors* von Madras, also des Steuerbeamten, der für die Ansetzung und Eintreibung der Abgaben zuständig war, der von allen Beamten den engsten Kontakt zur indischen Bevölkerung hatte und die Regierung ihr gegenüber meist repräsentierte. Eine zivile Verwaltung, die für die urbane Infrastruktur zuständig war, gab es nur für das *Black Town*. Hier bestimmten die sogenannten Friedensrichter – vom Gouverneur ernannte Europäer, die nicht im Dienst der EIC standen – einigermassen unabhängig über das Gefängnis oder die Abwasserkanäle, auch wenn sie von den Mitteln der Kolonialregierung abhängig waren.¹⁰ Jenseits dieser neu etablierten Institutionen überließ die Kolonialregierung die verschiedenen *communities* mit ihren „traditionellen“ Hierarchien weitgehend sich selbst, indem sie eine Politik der minimalen Einmischung in indigene Angelegenheiten verfolgte.

⁷ Vgl. ebd., S. 244-271; Reddy, *Trade and Commerce*, Bd. 3: Suburbs.

⁸ Die tatsächliche Einwohnerzahl des Black Town lag um 1830 wohl bei etwa 120.000, oder ungefähr der Hälfte der gesamten Stadt Madras; vgl. Neild, S. 22-32, 129-172; Reddy, *Trade and Commerce*, Bd. 2: Town, S. 29-59.

⁹ Vgl. Kanakalatha Mukund, *The View from Below: Indigenous Society, Temples and the early Colonial State in Tamilnadu 1700–1835*, Hyderabad 2005, S. 26-48.

¹⁰ Vgl. Neild, S. 147-148, 280-81.

Dieser Mangel an Bemühungen, eine einheitliche koloniale Ordnung zu errichten, war sicherlich der Schwäche des noch jungen Kolonialstaats geschuldet. Diesem fehlten sowohl das nötige Personal wie auch die finanziellen Mittel, um eine solche Vorstellung umzusetzen. Allerdings wäre es verfehlt, in der Politik der Nichteinmischung nur ein Defizit zu erkennen, etwa im Vergleich zu gleichzeitig ablaufenden Staatsbildungsprozessen in Europa oder in Siedlungskolonien wie Kanada.¹¹ Dort konnte der Staat nicht nur auf eine differenzierte Verwaltung und etablierte Herrschaftsstrukturen zurückgreifen, sondern zunehmend auch auf eine durch demokratische Partizipation und eine Verfassung gestärkte Legitimität. Gerade das Beispiel des französischsprachigen Kanada ist instruktiv, da es als britische Kolonie wie große Teile Indiens während des Siebenjährigen Krieges erobert wurde und die Kolonialmacht über eine als fremd empfundene Bevölkerung herrschte. Der Versuch, die Kolonie in den 1820er Jahren durch eine Anglisierungspolitik besser in den Griff zu bekommen, war ein massiver Eingriff in die Kultur und das Selbstverständnis der frankophonon Bevölkerung und verschärfte eine Konfrontation, die 1837 zu einem Aufstand führte, der militärisch niedergeschlagen werden musste.¹²

Bei der Politik der minimalen Einmischung handelte es sich hingegen um eine Konfliktvermeidungsstrategie, die das Bestehen des Kolonialstaats gerade wegen seiner wahrgenommenen Fragilität sichern sollte. Jeder Eingriff in die etablierten Rechte und Privilegien der Einwohner, die mit einer Vereinheitlichung kolonialer Ordnung in Madras unvermeidbar einhergegangen wäre, hätte der stets in der Überzahl befindlichen und daher von den dort ansässigen Beamten der EIC als bedrohlich eingestuften indigenen Bevölkerung Anlass zur Unruhe oder gar Rebellion geben können. Der Verzicht darauf, eigene Ordnungsvorstellungen und europäische Standards in Administration und Recht durchzusetzen, selbst wenn diese als überlegen wahrgenommen wurden, war somit ein Weg, die Macht der EIC – und damit ihre Profite – in Madras zu sichern. Dass solche europäischen Standards für eine orientalische Stadt per se unangemessen zu sein schienen, förderte dieses Vorgehen sicherlich.

¹¹ Während Staatsbildungsprozesse in Europa großes Interesse der Historiker gefunden haben, spielen diese vor dem Zeitalter des Hochimperialismus von 1870 bis 1914 trotz einer ganzen Reihe von Fallstudien in den analytischen Synthesen zur Geschichte des Kolonialismus kaum eine Rolle; vgl. Osterhammel/Jansen, S. 61-77; Andreas Eckert, *Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 2006, S. 95-100; Wolfgang Reinhart, *Geschichte des modernen Staates*, München 2007; Ders., *Geschichte der Staatsgewalt und europäische Expansion*, in: Ders. (Hrsg.), *Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse*, München 1999, S. 328-334. Zum Vergleich zwischen unterschiedlichen Wegen der Kolonialstaatsbildung in Indien und Kanada siehe Michael Zeheter, *Epidemics, Empire and Environments: Cholera in Madras and Quebec City 1818-1910*, Pittsburgh, PA, 2015.

¹² Vgl. Allan Greer, *The Patriots and the People: The Rebellion of 1837 in Rural Lower Canada*, Toronto/Buffalo/London 1993, S. 120-136; André Garon, *Le Bas-Canada (1792-1838)*, in: Jean Hamelin (Hrsg.), *Histoire du Québec*, Toulouse 1976, S. 283-343, hier: S. 316-318.

Die Cholera in Madras 1818-20 und 1832-33

Während Zeiten allgemeiner Ruhe war die von der Kolonialregierung von Madras verfolgte Politik der minimalen Intervention in das Leben der indigenen Bevölkerung also ein wirksames Mittel zur Vermeidung von Konflikten. In Krisenzeiten, wie während der Choleraepidemien von 1818–19 und 1832–33, stieß diese Politik jedoch eindeutig und für die Kolonialregierung klar erkennbar an ihre Grenzen. Die Seuche hatte sich seit ihrem ersten Ausbruch im bengalischen Jessore im Jahr 1817 über den Norden des indischen Subkontinents rapide ausgebreitet. Die Cholera galt als eine neue Krankheit. Ihre Ätiologie und Epidemiologie waren unbekannt und es war fraglich, ob die etablierten europäischen, am Präzedenzfall der Pest entwickelten Maßnahmen wie Quarantäne und die vorübergehende Einrichtung von Krankenstationen überhaupt ein wirksames Gegenmittel darstellen würden. Weder die Kolonialregierung in Kalkutta noch die Behörden vor Ort hatten es vermocht, die Expansion der Cholera nach Südindien zu unterbinden oder auch nur zu verlangsamen. Zudem galt die Cholera wegen ihrer Symptome und ihres Verlaufs – Durchfall, Erbrechen, Bewusstlosigkeit und in circa 30 Prozent der Fälle und mitunter nur acht Stunden nach dem Auftreten der ersten Anzeichen der Tod – als eine besonders grausame Krankheit, die in der Bevölkerung Unruhe auslösen konnte.¹³

Obwohl die Ärzte in Nordindien zahlreiche Arzneien und Behandlungen erprobt hatten, waren die Erfolge keinesfalls eindeutig. Opium, Kalomel, Aderlass und heiße Bäder schienen die Symptome zu lindern, aber eine Heilung stellten auch sie nicht sicher. Präventive Maßnahmen, die die Ausbreitung der Cholera nach Südindien aufhalten könnten, boten ebenfalls keine Handlungsoption, auch weil die Ursachen und die Verbreitungswege der Seuche unbekannt waren. Sicher schien nur, dass die Cholera von einer komplexen Kombination von Umwelteinflüssen verursacht wurde. Die Atmosphäre schien eine wichtige Rolle zu spielen, da sich die Zeitgenossen nur so die großflächige Ausbreitung erklären konnten. Allerdings war die Verbreitung der Seuche nicht gleichmäßig. Manche Orte schienen immun zu sein, andere waren nur leicht betroffen, und dafür konnten nur die lokalen Verhältnisse verantwortlich sein. Die Ursache musste in der örtlichen Umwelt liegen.¹⁴

¹³ Zur Geschichte der ersten Choleraepidemien, siehe Christopher Hamlin, *Cholera: The Biography*, Oxford 2009, S. 19-96; zur Choleraepidemie in Indien, David Arnold, *Colonizing the Body: State Medicine and Epidemic Disease in Nineteenth-Century India*, Berkeley, CA/Los Angeles, 1993, S. 159-199. Zu Maßnahmen gegen die Pest in der Madras Presidency, siehe Aparna Nair, „An Egyptian Infection“: War Plague and the Quarantines of the English East India Company at Madras and Bombay, 1802, in: *Hygiene Internationalis* H. 8/2009, S. 7-29.

¹⁴ Vgl. Circular Letter, 3.8.1818, Tamil Nadu State Archives (in der Folge TNSA) Public Proceedings (in der Folge PP), 29.9.1818, Nr. 34. Zur medizinischen Theorie, auf der die Maßnahmen beruhten, siehe

Angesichts dieser begrenzten Handlungsoptionen schien im Sommer des Jahres 1818 ein Ausbruch der Cholera in Madras nur eine Frage der Zeit zu sein, und die Kolonialregierung mit dem Gouverneur und seinem *Executive Council* an der Spitze fand sich in einer heiklen Lage wieder. Durch ihre Symptome und ihren Ruf als besonders grausame Krankheit hatte sie das Potenzial, eine für die Kolonialregierung unberechenbare Situation zu schaffen. Um eine Panik oder einen Ausbruch von Gewalt zu verhindern und um insbesondere der indigenen Bevölkerung zu beweisen, dass die Kolonialregierung bereit und in der Lage war, in einer Krisensituation zu helfen, sah sich diese zum Handeln gezwungen. Nur was getan werden konnte, war keineswegs eindeutig, denn die Schwäche des Kolonialstaats und seiner Institutionen schränkte ihre Spielräume ein. Für großflächige präventive Maßnahmen fehlten nicht nur das nötige Personal und die finanziellen Mittel, sondern auch die notwendige detaillierte Kenntnis der lokalen Umwelt sowie der Ätiologie der Cholera. Hier bot sich also kein Angriffspunkt, sodass die Regierung ihre Bemühungen auf die kostenlose Behandlung der erkrankten Bevölkerung durch europäische Ärzte im Dienst der EIC konzentrierte.¹⁵

Innerhalb des britischen Kolonialstaats hatte der *Indian Medical Service* und die ihm unterstellten Ärzte nur eine marginale Stellung. Als Wundärzte waren sie zunächst für die Gesundheit der Truppen und Kolonialbeamten im Dienst der EIC zuständig.¹⁶ Zwar gab es in Madras mit einem Krankenhaus, einer Krankenstation für die indigene Bevölkerung und einer Impfstation einige mit europäischen Ärzten besetzte Institutionen¹⁷, in denen sich auch indische Zivilisten behandeln lassen konnten. Doch die meisten Inder vertrauten den zahlreichen Ärzten, die die in Indien etablierten Formen der Medizin Ayurveda, Siddha und Unani¹⁸ praktizierten. Obwohl auch die dort stationierten europäischen Ärzte bei ihren indischen Kollegen Anleihen nahmen, vor allem lokal verfügbare *materia medica*, hielten sie sich selbst aufgrund ihres Anspruchs auf Wissenschaftlichkeit der indischen Medizin überlegen.¹⁹ Im Fall einer großen Choleraepidemie war die Kolonialregierung je-

Christopher Hamlin, *Predisposing Causes and Public Health in Early Nineteenth-Century Medical Thought*, in: *Social History of Medicine* H. 5/1992, S. 43-70.

¹⁵ Vgl. Circular Letter, 3.8.1818, TNSA PP 29.9.1818, Nr. 34.

¹⁶ Vgl. Pratik Chakrabarti, „Neither Meate nor Drinke, but What the Doctor Alloweth“: *Medicine amidst War and Commerce in Eighteenth Century Madras*, in: *Bulletin for the History of Medicine* H. 80/2006, S. 1-38; Anil Kumar, *Medicine and the Raj: British Medical Policy in India, 1835–1911*, New Delhi/Thousand Oaks/London, 1998, S. 127-129.

¹⁷ Vgl. D. G. Crawford, *A History of the Indian Medical Service 1600–1913*, 2 Bde., London 1914, Bd. 2, S. 411-412.

¹⁸ Vgl. Dominik Wujastyk, *Indian Medicine*, in: William F. Bynum/Roy Porter (Hrsg.), *Companion Encyclopedia of the History of Medicine*, 2 Bde., London 1993, Bd. 2, S. 755-778.

¹⁹ Vgl. Chakrabarti, S. 15-28.

doch keinesfalls in der Lage, in den bestehenden Institutionen und ausschließlich mit europäischen Ärzten die erwartete Anzahl an Patienten angemessen zu versorgen. Deshalb beschloss sie auf Anraten des *Medical Board* der *Presidency*, im Falle eines Ausbruchs der Cholera in den verschiedenen Stadtteilen von Madras Krankenstationen einzurichten und diese mit Liegen, Badewannen sowie Medikamenten aus den Beständen der Armee und jeweils mehreren indischen Ärzten unter der Aufsicht eines europäischen Arztes auszustatten.²⁰ Mit diesen Maßnahmen bewegte sich die Kolonialregierung noch innerhalb der gewohnten Grenzen der minimalen Einmischung. Sie machte der indischen Bevölkerung von Madras ein Angebot, das sie auch ablehnen konnte, und für dessen Bereitstellung die Kolonialregierung ohne große Mehrkosten auf bereits vorhandenen Ressourcen zurückgreifen konnte.

Nur wenige Monate nach Abschluss der Notfallplanung wurden dem *Medical Board* am 10. Oktober 1818 die ersten in der Stadt Madras aufgetretenen Cholerafälle gemeldet. Eine Untersuchung der Polizei ergab, dass die Krankheit zu diesem Zeitpunkt bereits seit einigen Tagen in der Stadt präsent gewesen war. Wie geplant richtete das *Medical Board* Krankenstationen ein und besetzte diese mit europäischen und indischen Ärzten.²¹ Da somit alle medizinischen Kapazitäten gebunden waren, erhielt die Polizei den Auftrag, ein Informationssystem²² zu errichten, um die tägliche Morbidität und Mortalität außerhalb der improvisierten Krankenstationen und der permanenten Institutionen medizinischer Behandlung zu registrieren und dem *Medical Board* somit einen Überblick über das Ausmaß und die räumliche Verteilung der Cholera zu verschaffen.²³

In den folgenden Wochen tötete die Seuche wohl tausende Einwohner von Madras, ohne dass die Maßnahmen der Regierung großen Einfluss auf den Verlauf der Epidemie zu haben schienen, um Mitte November aus unbekanntem Gründen abzubebben. Die Bereitstellung von medizinischer Versorgung in den Krankenstationen wurde nur von einem kleinen Teil der indischen Bevölkerung angenommen. Der Großteil nahm wie gewohnt die Dienste der indischen Ärzte in Anspruch. Da die indische Bevölkerung die europäische Medizin anscheinend zurückwies, ermöglichte dies der Regierung, nach dem Rückgang der Krankenzahlen die Behandlung durch europäische Ärzte einzustellen und die Krankenstationen aufzulösen. Stattdessen bezahlte sie indische Ärzte, die die Stadtbewohner kostenlos versorgen soll-

²⁰ Vgl. *Medical Board an Military Board*, 21.9.1818, TNSA PP 29.9.1818, Nr. 34.

²¹ Vgl. *Superintending Surgeon an Regierung*, 10.10.1818, *Regierung an Medical Board*, 10.10.1818, TNSA PP 13.10.1818, Nr. 9-10. *Superintendent of Police an Regierung*, 26.10.1818, TNSA PP 3.11.1818, Nr. 51.

²² Zu Informationssystemen in Indien siehe C. A. Bayly, *Knowing the Country: Empire and Information in India*, in: *Modern Asian Studies* 27, 1993, S. 3-43, besonders S. 25-35.

²³ Vgl. *Regierung an Superintendent of Police*, 10.10.1818, TNSA PP 13.10.1818, Nr. 11; *Regierung an Superintendent of Police*, 23.10.1818, TNSA PP 27.10.1818, Nr. 8.

ten. Dieses Modell wurde, mit Unterbrechungen, bis zum – zumindest offiziell festgestellten – Ende der Epidemie im April 1819 beibehalten.²⁴

Trotz des Scheiterns seines Plans hatte das *Medical Board* durch die Beobachtungen der europäischen Ärzte in den Krankenstationen und die Berichte der Polizei mehr als genug Gelegenheit, das Verhalten der Cholera im menschlichen Körper wie in der städtischen Umwelt zu analysieren. Die Cholera schien besonders die niedrig gelegenen, feuchten und schmutzigen Teile der Stadt heimzusuchen, in denen die ärmsten Einwohner lebten, die *Parayars*. Zugleich machten die Symptome der Krankheit wie Schweißausbrüche, Erbrechen und Durchfall den Körper der Patienten feucht und schmutzig. Diese Analogie zwischen der Erscheinung der Cholera im urbanen Raum wie im menschlichen Körper ließ die Ärzte im Dienst der Kolonialregierung Madras neu wahrzunehmen.²⁵ Auf der Basis der topographischen und demographischen Gegebenheiten formten sie in ihrer Vorstellung eine Hierarchie der Gefährlichkeit bestimmter Orte. Diese choleraspezifische Ordnung der Stadt reflektierte die Heterogenität und Komplexität von Madras. Die Ärzte versuchten damit nicht, der Stadt ein einheitliches Muster überzustülpen, aber sie erhielten so einen Orientierungspunkt und Handlungsoptionen, mit denen sie in der Zukunft kleineren Ausbrüchen der Cholera konsequenter begegnen konnten.

Etwa zehn Jahre nach dem endgültigen Abklingen der ersten Choleraepidemie in Madras, Mitte Mai 1832, registrierte das *Medical Board* einige Fälle der Krankheit in einem von etwa 800 *Parayars* bewohnten und am Cooumfluss gelegenen Dorf. Bei einer Untersuchung durch drei Ärzte stellte sich heraus, dass die Lage des Dorfes äußerst nachteilig für die Gesundheit seiner Einwohner war. Auch wenn die Ursachen für den Ausbruch der Cholera nicht genau identifiziert werden konnten, so schienen die Nähe zum Fluss, die gedrängte Anlage der etwa 200 Hütten mit dem Fleischbazar in der Mitte und das in Pfützen stagnierende Abwasser den Ort und seine Bewohner für die Krankheit zu prädisponieren. Da das Dorf in der Nachbarschaft zahlreicher von Europäern bewohnter suburbaner Gartenhäuser lag, in denen auch viele seiner Einwohner als Dienstboten arbeiteten, erkannten die Ärzte einen dringenden Handlungsbedarf. Sie plädierten für eine umfassende Reform und schlugen vor, das Dorf abzureißen und nach einem hygienischen Maßstäben entsprechenden Plan wiederaufzubauen. Die Regierung genehmigte diesen Plan, trotz der massiven Eingriffe in das Leben der Bewohner des Dorfes.²⁶

²⁴ Vgl. Superintending Surgeon an Medical Board, 15.10.1818, TNSA PP 20.10.1818, Nr. 24; Medical Board an Regierung, 26.11.1818, Regierung an Medical Board, 2.12.1818, TNSA PP 2.12.1818, Nr. 46-47; Medical Board an Regierung, 8.3.1819, TNSA PP 16.3.1819, Nr. 15.

²⁵ Etwa William Scot, Report on the Epidemic Cholera as It Has Appeared in the Territories Subject to the Presidency of Fort St. George, Madras 1824, S. 48-49.

²⁶ Vgl. Medical Board an Regierung und Beschluss der Regierung, 28.5.1832, TNSA PP 5.6.1832, Nr. 14-15.

Dass dieser Ansatz einer permanenten Verbesserung der Lebensbedingungen eines kleinen Teiles der Bevölkerung von Madras eine Ausnahme war, zeigte sich in den folgenden Monaten, als die Cholera mehrmals ausbrach. Weder eine erste Epidemie im *Black Town*, die im August 1832 begann, noch eine zweite in Triplicane im Januar 1833 konnten mit ähnlich tiefgreifenden und konsequenten Maßnahmen bekämpft werden wie der Ausbruch im Dorf der *Parayars* am Cooum. Hier griff die Kolonialregierung auf die während der großen Epidemie von 1818–19 etablierten temporären Maßnahmen zurück: die medizinische Versorgung der Bevölkerung und die Überwachung des städtischen Raumes durch die Polizei.²⁷

Die Reaktion der Kolonialregierung auf die verschiedenen Ausbrüche der Cholera in Madras zwischen 1818 und 1833 offenbart zwei unterschiedliche Handlungsoptionen innerhalb der etablierten Politik der minimalen Einmischung in indigene Angelegenheiten. Dass sie bei der Bekämpfung größerer Epidemien unter diesen Vorzeichen nur eine limitierte Bandbreite an temporären und ephemeren Maßnahmen anwandte, demonstriert das Bewusstsein der Kolonialregierung und ihrer Behörden für die Grenzen des eigenen Wissens über die Krankheit und der eigenen Macht. Dagegen zeigt die vergleichsweise unspektakuläre Episode des von *Parayars* bewohnten Dorfes, dass die Kolonialregierung durchaus willens und in der Lage war, in einem räumlich und finanziell begrenzten Umfang tiefgreifende und permanente Maßnahmen zur Cholerabekämpfung um- und damit latent vorhandene Ordnungsvorstellungen durchzusetzen. Damit bewegte sie sich jedoch immer noch im Rahmen der traditionellen Strategie der minimalen Einmischung in indigene Angelegenheiten. Im Fall des von *Parayars* bewohnten Dorfes schien die Sicherheit der in der nahegelegenen Gartenhäuser in Gefahr, die Kolonialregierung reagierte also auf einen konkreten und bedrohlichen Missstand. Die Einwohner des Dorfes hatten keinen politischen Rückhalt, mit negativen Konsequenzen der Maßnahmen war also kaum zu rechnen. In einem solchen Fall, in dem die Risiken überschaubar waren, schien ein Eingriff nicht nur gerechtfertigt, sondern stellte eine Möglichkeit dar, nicht nur durch temporäre, sondern durch permanente Veränderungen den Zustand von Madras zu verbessern.

²⁷ Vgl. Regierung an Medical Board, 8.8.1832, TNSA PP 3.8.1832, Nr. 21; Medical Board an Gouverneur, 2.8.1832, TNSA PP 14.8.1832, Nr. 7. Regierung an Medical Board, 16.1.1833, Medical Board an Gouverneur, 17.1.1833, Regierung an Medical Board, 18.1.1833, TNSA PP 18.1.1833, Nr. 3A und 19-20; Medical Board an Gouverneur und Beschluss der Regierung, 11.2.1833, TNSA PP 19.2.1833, Nr. 10-11.

Die englische Hygienebewegung

Der während der Choleraepidemien 1818–19 und 1832–33 erprobte reaktive Ansatz zur Bekämpfung der Krankheit durch temporäre Maßnahmen kam in Großbritannien in den 1830er und 1840er Jahren durch die sich zu dieser Zeit formierende Hygienebewegung politisch zunehmend unter Druck. Die gesundheitlichen Folgen von Industrialisierung und Urbanisierung waren mit den Methoden der auf die Behandlung des Individuums und der Bekämpfung von Epidemien ausgerichteten Medizin allein nicht zu bewältigen. Die hohe Mortalität und Morbidität in den Slums der neuen Fabrikstädte hatte in den Augen mancher Ärzte wie Thomas Southwood Smith offensichtlich strukturelle Ursachen und erforderte einen präventiven Ansatz. Southwood Smith argumentierte, dass der schlechte gesundheitliche Zustand der Arbeiter nicht Folge eines komplexen Zusammenspiels prädisponierender Ursachen wie mangelnder Ernährung, harter Arbeit oder miserabler Lebensverhältnisse war, sondern dass diese Phänomene selbst die Folge von durch verwesende organische Materie, also Fäkalien, verursachten Miasmen waren. Diese medizinische Theorie griff der Bürokrat und Reformier Edwin Chadwick auf und entwickelte auf ihrer Grundlage ein politisches Argument: Durch Investitionen in eine Hygieneinfrastruktur, bestehend aus integrierter Kanalisation und Trinkwasserversorgung, ließen sich die gefährlichen Miasmen unter die Erde verbannen und mithilfe der Schwerkraft aus den Städten schaffen, wo sie als Dünger auf Rieselfeldern vielleicht sogar einen Gewinn erwirtschaften würden. Durch eine solche integrierte Infrastruktur, so Chadwick, ließe sich nicht nur den meisten endemischen und epidemischen Krankheiten in den Städten vorbeugen, sondern auch die soziale Frage lösen, da die nun gesunden Arbeiter selbst ein ausreichendes Einkommen erwirtschaften könnten und Armut damit ein Zeichen von individueller moralischer Minderwertigkeit würde, für die dann die Armenhäuser des *New Poor Law* zuständig wären.²⁸

Obwohl er auf Southwood Smiths Theorie beruhte, die übrigens von den meisten zeitgenössischen Ärzten nicht geteilt wurde, war Chadwicks Vorschlag kein medizinischer, sondern ein politischer. Er machte damit der englischen *middle class* in den Städten ein Angebot, die soziale Frage zu beantworten, ohne die beste-

²⁸ Diese Interpretation der englischen Hygienebewegung basiert hauptsächlich auf der Arbeit von Christopher Hamlin, insbesondere auf: *Public Health and Social Justice in the Age of Chadwick: Britain 1800–1854*, Cambridge 1998. Siehe auch: John V. Pickstone, *Dearth, Dirt and Fever Epidemics: Rewriting the History of British „Public Health“, 1780–1850*, in: Terence Ranger/Paul Slack (Hrsg.), *Epidemics and Ideas: Essays on the Historical Perception of Pestilence*, Cambridge 1992, S. 125–148. Zur Bedeutung des *New Poor Law* siehe Christopher Hamlin, „Mutton Medicine“ and the Fever Question; in: *Bulletin of the History of Medicine* H. 70/1996, S. 233–265.

hende soziale Ordnung zu ändern. Weder musste die *middle class* den Arbeitern mehr politische Rechte einräumen noch höhere Löhne zahlen oder für bessere Arbeitsbedingungen sorgen. Stattdessen war nur eine einmalige Investition in eine Infrastruktur – Kanalisation und Trinkwasserversorgung – notwendig, von der sie auch selbst direkt durch die Befreiung von den meisten Krankheiten profitieren würde. Die Kosten dafür schienen überschaubar zu sein, die ökonomischen Gewinne jedoch gewaltig. Für die *middle class* war dieser Vorschlag unwiderstehlich. Sie formte eine breite soziale Bewegung, in der sich nicht nur Experten, sondern auch Laien engagieren konnten und so direkt zur Verbesserung ihrer Städte und der in ihnen lebenden Arbeiter beitragen konnten.²⁹ Besonders attraktiv war die Hygienebewegung für Ärzte und Ingenieure. Denn nicht nur erforderte die Planung und der Bau der Infrastrukturprojekte ihre Expertise; für die Aufrechterhaltung und das Management der Infrastruktur wurden Stellen geschaffen, von denen Mitglieder der beiden *professions* direkt profitierten.³⁰

Aus der Perspektive des kolonialen Indien erschienen das Konzept und das Versprechen der Hygienebewegung ebenfalls attraktiv. Schließlich zielte sie auf die Hebung des zivilisatorischen Standards der Arbeiterklasse durch ein Zwangssystem ab. Dass es in Kolonialstädten einen ähnlichen Einfluss auf die indische Bevölkerung haben würde, schien einleuchtend, und die positiven Effekte auf die ökonomische Prosperität, die Lebensverhältnisse und die Gesundheit der Einwohner waren sicherlich erstrebenswerte Ziele. Allerdings existierte hier keine *middle class* und damit keine breite soziale Trägerschicht, sodass der Kolonialstaat allein für die Planung, Umsetzung und die Akzeptanz in der Bevölkerung würde sorgen müssen. Denn die Voraussetzung für die Übernahme der Hygienebewegung in Indien war die Errichtung einer kostspieligen Infrastruktur, für die letztendlich die indischen Steuerzahler würden aufkommen müssen.³¹

²⁹ Vgl. Hamlin, *Public Health*, S. 217-301; Perry Williams, *The Laws of Health: Women, Medicine and Sanitary Reform, 1850–1890*, in: Marina Benjamin (Hrsg.), *Science and Sensibility: Gender and Scientific Enquiry, 1780–1890*, Oxford 1991, S. 60-88.

³⁰ Vgl. Hamlin, *Public Health*, S. 302-334; R. A. Buchanan, *Engineers and Government in Nineteenth Century Britain*, in: Roy MacLeod (Hrsg.), *Government and Expertise: Specialists, Administrators and Professionals, 1860–1919*, Cambridge 1988, S. 41-58; Christopher Lawrence, *Sanitary Reformers and the Medical Profession in Victorian England*, in: Teizo Ogawa (Hrsg.), *Public Health: Proceedings of the 5th International Symposium on the Comparative History of Medicine – East and West*, Tokio 1981, S. 145-168.

³¹ Chadwick selbst hatte die zivilisierende Wirkung der Hygiene für die britischen Kolonien propagiert; siehe Anthony Brundage, *England's „Prussian Minister“: Edwin Chadwick and the Politics of Government Growth, 1832–1854*, University Park, PA/London 1988, S. 105. Die Zurückhaltung der indischen Steuerzahler war ein Hindernis für Kolonialregierungen nicht nur in Madras, vgl. Mark Harrison, *Public Health and Medicine in British India: An Assessment of the British Contribution*, in: *Medical Historian*

Doch damit nicht genug. Eine solche Hygieneinfrastruktur, bestehend aus Kanalisation und Trinkwasserversorgung, verlangte auch eine neue Ordnung des urbanen Raumes. Dieser musste durch ein einheitliches und umfassendes System von Wasserleitungen und Abwasserkanälen erschlossen werden, was wiederum das Ende des nach *communities* segmentierten und räumlich fragmentierten urbanen Raums und eklatante Eingriffe in das Leben und in den Besitz einer großen Anzahl von Einwohnern voraussetzte. Die Errichtung einer Hygieneinfrastruktur erforderte damit einen anderen Kolonialstaat mit einer stärkeren Verwaltung, höheren Steuern und kontinuierlichen Eingriffen in den Alltag der Einwohner auf Grundlage der Ideologie der Zivilisierungsmission.³² Mit der etablierten Politik der minimalen Einmischung war dies nicht vereinbar.

Der Black Town-Hauptabwasserkanal und die urbane Ordnung von Madras

Auch in Madras wurden die Argumente und Projekte der Hygienebewegung aufmerksam registriert, wenn auch nur von einem kleinen Teil der Kolonialverwaltung. Denn es waren vor allem die im kolonialen Dienst stehenden Ingenieure mit Unterstützung der Ärzte, die die Errichtung einer Hygieneinfrastruktur und damit ein neues Modell kolonialer Herrschaft gegen die Einwände der Kolonialregierung propagierten. Diese Auseinandersetzung spielte sich allerdings nicht auf der abstrakten Ebene ideologischer Debatten ab, sondern entzündete sich an der Renovierung des Hauptabwasserkanals des *Black Towns*.

Dass dieser von Norden nach Süden verlaufende offene Kanal in seinem bestehenden Zustand der wichtigen Aufgabe, Regenwasser und Fäkalien aus dem *Black Town* zu transportieren, nicht gerecht wurde, war in den späten 1830er Jahren unbestritten. Da er nicht in einer geraden Linie angelegt war, sondern den Straßen folgend zahlreiche Knicke machte, floss das Abwasser an manchen Stellen nicht ab und verpestete die Nachbarschaft mit einem bestialisches Gestank. Zudem hatte er keinen funktionierenden Abfluss ins Meer. Am Süden des *Black Town* durchquerte der Kanal die nördlich des Fort St. George gelegene Esplanade, um an der Nordspitze des Forts in das Meer zu münden. Da Madras auf einer flachen Küstenebene

H. 10/1998, S. 32-48, hier: S. 36.

³² Vgl. Catherine Hall, *Civilising Subjects: Metropole and Colony in the English Imagination, 1830–1867*, Cambridge 2002; Boris Barth/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005; Jürgen Osterhammel, *Approaches to Global History and the Question of the „Civilizing Mission“*, Osaka 2006; Harald Fischer-Tiné/Michael Mann (Hrsg.), *Colonialism as Civilizing Mission: Cultural Ideology in British India*, London 2004. Zur liberalen kolonialen Ideologie in Indien siehe auch Thomas R. Metcalf, *Ideologies of the Raj*, Cambridge 1994, S. 28-43.

ohne größere Erhebungen lag, fehlte dem Kanal das nötige Gefälle, und das Abwasser kam nicht gegen die Kräfte der Gezeiten und Brandung an. So kam es zu einem Rückstau der Abwässer, dessen Ausdünstungen die Gesundheit der im Fort stationierten Truppen gefährdete.³³

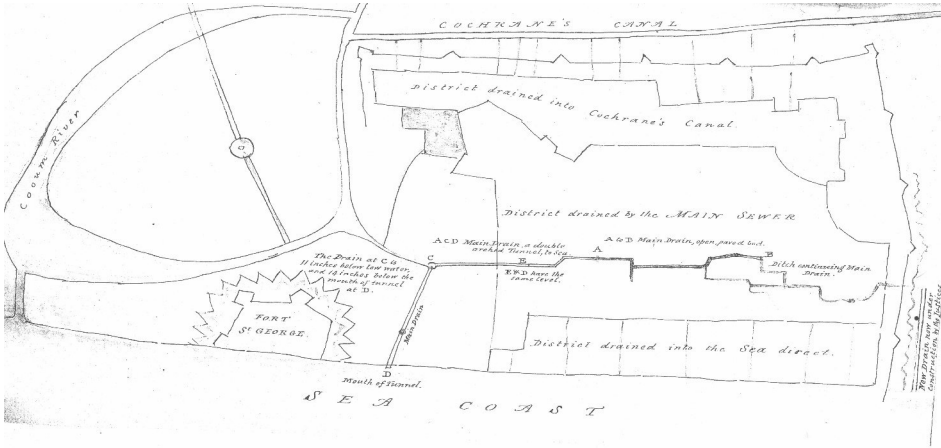


Abb. 1: Skizze des Hauptabwasserkanals des Black Town, ca. 1840.

Bereits 1841 hatten die für die Infrastruktur des *Black Town* zuständigen Friedensrichter einen ersten Plan zur Verbesserung dieser unhaltbaren Zustände mit der Bitte um finanzielle Unterstützung an die Kolonialregierung von Madras geschickt, die die Pläne zur Genehmigung an den *Court of Directors* der EIC in London weiterleitete. Dieser zeigte Sympathie für das Anliegen, doch kam er nach einer längeren Begutachtung detaillierter Pläne schließlich im Jahr 1843 zu einem äußerst negativen Urteil. Das Vorhaben der Friedensrichter sei Stückwerk und es entspreche nicht dem neuesten Stand von Technik und Wissenschaft. Der *Court of Directors* hatte die Pläne Experten in London vorgelegt, die ihn auf gravierende Mängel aufmerksam gemacht hatten: Auch der renovierte Abwasserkanal weise zahlreiche Knicke und Kurven auf, die den Abfluss weiterhin behindern würden. Zudem habe er für ein so kurvigtes Design ein viel zu geringes Gefälle und er sehe keine Schleusen für das Ausspülen von Ablagerungen vor. Eine Verbesserung nur der problematischsten Abschnitte würde keine nennenswerte Verbesserung der Gesamtlage erbringen, da die fundamentalen Mängel nicht behoben würden. Deshalb forderte der *Court of*

³³ Vgl. Regierung an Public Department, London, 21.1.1840, British Library, India Office Records (folgend IOR) IOR/L/P&J/3/720; Court of Directors an Regierung, 18.7.1843, IOR/L/E/960.

Directors einen mutigen und umfassenden Ansatz, wenn er der Finanzierung zustimmen sollte, und schickte zwei kurz zuvor erschienene Werke nach Madras, die die dortigen Ingenieure auf den neuesten Stand bringen sollten: den *Report of the Holborn and Finsbury Division of Sewers* von 1843 und Chadwicks *Sanitary Report of the Poor Law Commissioners* von 1842.³⁴ Damit erklärte der *Court of Directors* den Ansatz der Hygienebewegung zum Maßstab, an dem sich die Ingenieure und die Kolonialregierung in Madras messen lassen mussten.

Unter den Ingenieuren in Madras stieß die Forderung des *Court of Directors* auf offene Ohren. Wie die Ärzte waren auch sie Soldaten und damit der Militärbehörde innerhalb der Kolonialverwaltung unterstellt, dem *Military Board*. Ihre primäre Aufgabe war militärischer Natur, die sie als Pioniere erfüllten. Doch als die einzig greifbaren Experten im Dienst der EIC wurden ihnen von der Kolonialregierung auch zivile Aufgaben zugewiesen, sei es als temporäre Abordnung etwa als Bauingenieur der Friedensrichter oder als Gutachter für zivile Projekte. So war ein Captain Smith als Bauingenieur der Friedensrichter nun für die Umsetzung der Pläne für den Abwasserkanal verantwortlich. Er hatte während der langen Wartezeit bereits einige der Kritikpunkte des *Court of Directors* antizipiert und einen neuen Plan erstellt, der einen vollkommen neuen und geraden Kanal mit zwei Ausgängen ins Meer vorsah, einen im Norden und einen im Süden des *Black Town*.³⁵ Während die Friedensrichter diesen Plan unter eigener Regie ausführten, beauftragte die Kolonialregierung ihren Chefindingenieur, einen Colonel Sim, mit einer Untersuchung der verbleibenden Probleme, um zu einer möglichst leicht – und kostengünstig – umzusetzenden Lösung zu kommen. Sim identifizierte zwei Hauptmängel: Der eine war der zwischen *Black Town* und Fort gelegene Ausfluss. Captain Smiths Pläne änderten nichts an dessen gefährlicher Lage in der Nähe des Forts und an dem dort stagnierenden Abwasser. Zweitens erfüllte Smiths neuer Kanal nur zum Teil seine beabsichtigte Funktion. Zwar würde er während des Monsuns das Regenwasser aus dem *Black Town* abführen, während der trockeneren Jahreszeiten würden sich jedoch immer noch Fäkalien zusammen mit Sand und Schmutz von den Straßen an seinem Boden abgelagern. Diese müssten manuell und zu beträchtlichen Kosten entfernt werden. Für dieses zweite Problem hatte auch Sim keine praktische Lösung, doch schlug er vor, den Kanal nach Norden und näher an das *Black Town* zu verlegen.³⁶ Die Kolonialregierung zögerte jedoch, den Plan umzusetzen. Schließlich würde das Problem nur auf die Bewohner des südlichen *Black Towns* verlagert, von de-

³⁴ Vgl. Court of Directors an Regierung, 18.7.1843, IOR/L/E/960.

³⁵ Vgl. Regierung an Public Department, London, 13.2.1844, IOR/L/P&J/3/724; Regierung an Court of Directors, 13.5.1845, IOR/L/E/4/395.

³⁶ Vgl. Capt. Boulderson an Friedensrichter, 21.8.1848, TNSA PP 9.1.1849, Nr. 10; Regierung an Public Department, London, 19.2.1845, IOR/L/P&J/3/725.

nen viele Europäer waren. Deren Eigentumsrechte würden durch den neuen Kanal verletzt und der notwendige Ankauf von Grundstücken für den neuen Kanal würde zu hohen Kosten führen. Deshalb bat die Kolonialregierung London um eine Entscheidung, die nach langem Warten negativ ausfiel.³⁷

In der Zwischenzeit hatten die Friedensrichter und ihre Ingenieure den neuen Kanal samt seines nördlichen Ausflusses fertiggestellt. Im Jahr 1847 fehlte nur noch der neue südliche Ausfluss, für den nicht die Friedensrichter, sondern das *Military Board* verantwortlich waren, da sich die Esplanade unter militärischer Zuständigkeit befand. Doch war keines der von Colonel Sim festgestellten Probleme gelöst und dank des Gestanks, dem das Fort ausgesetzt war, war auch sichergestellt, dass die Regierung und die Friedensrichter sie nicht ignorieren konnten. So unternahmen beide einen neuen Anlauf, indem sie Captain Boulderson, den Bauingenieur der Friedensrichter, mit einem neuen Plan beauftragten. Bouldersons Lösung sah eine Dampfmaschine vor, die Meerwasser in Reservoirs pumpen sollte. Diese sollten wiederum regelmäßig abgelassen werden, um so die in den Hauptkanal mündenden Zweigkanäle und dann den Hauptkanal selbst zu reinigen. Die Kolonialregierung beauftragte ein aus drei in Madras stationierten Ingenieuren bestehendes Komitee mit einem Gutachten, um eine zweite Meinung zu erhalten. Dessen Urteil vom Februar 1852 war vernichtend. Nicht nur sah es Bouldersons Plan als impraktikabel an, da er die Ursache für die regelmäßigen Verstopfungen im Kanal nicht beseitige. Denn eine größere Wassermenge würde bei dem geringen Gefälle des Kanals lediglich die abgelagerte Mischung aus Schmutz, Abfall und Fäkalien aufwirbeln und damit noch mehr „noxious gases“³⁸ generieren. Diese Methode sei schon in flachen Stadtteilen von London ohne Erfolg erprobt worden und habe zu einer schweren Belästigung der Anwohner durch großen Gestank geführt, obwohl das Klima dort wesentlich kühler und damit günstiger sei.³⁹

Allerdings beschränkte sich das Komitee nicht auf Kritik, sondern präsentierte auch seinen eigenen Plan. Es schlug vor, das Gefälle der südlichen Hälfte des Abwasserkanals zu erhöhen und den offenen Kanal durch eine unterirdische Röhrenleitung zu ersetzen. Ohne Sand und Schmutz von den Straßen würde das Abwasser so zu einer unterhalb des Meeresspiegels liegenden Senkgrube geführt und dort von

³⁷ Vgl. Regierung an Public Department, London, 13.2.1849, IOR/L/P&J/3/729; Regierung an Public Department, London, 12.8.1850, 11.12.1850, IOR/L/P&J/3/730; Regierung an Public Department, London, und Antwort, 1.10.1851, IOR/L/P&J/3/371.

³⁸ Komitee zur Überprüfung des Plans von Capt. Boulderson an Regierung, 9.2.1852, TNSA PP 6.4.1952, Nr. 25.

³⁹ Vgl. Major Smith an Friedensrichter, 21.8.1848, Capt. Boulderson an Friedensrichter, 25.8.1848, TNSA PP 9.1.1849, Nr. 10; Komitee zur Überprüfung des Plans von Capt. Boulderson an Regierung, 9.2.1852, TNSA PP 6.4.1852, Nr. 25.

einer Dampfmaschine ins Meer gepumpt. Zudem regten sie den Bau einer Trinkwasserversorgung an, um ein integriertes System zu schaffen, wie es von der Hygienebewegung in England angestrebt wurde. Den Ingenieuren des Komitees war bewusst, dass ihr Vorschlag ambitioniert war und damit vielleicht den Vorgaben des *Court of Directors* entsprach – schließlich basierte er auf dem kürzlich in Madras angekommenen *Report of the General Board of Health* –, aber sicherlich die Erwartungen der Kolonialregierung und der Friedensrichter überschritt. In ihrem Bericht versuchten die Ingenieure eine negative Reaktion vorwegzunehmen, indem sie noch einmal auf die Fehlinvestition in Bouldersons Plan verwiesen, die nun verhindert worden sei. Stattdessen schlug das Komitee ein umfassendes Projekt vor, dessen Realisierung das Problem ein für alle Mal lösen würde und – wenn bewilligt – schrittweise umgesetzt werden könnte.⁴⁰

Die Reaktion derjenigen Mitglieder des *Executive Council*, die sich zu dem Vorschlag der Ingenieure äußerten, war einhellig negativ. Zwar hätten sie nicht die Expertise, um das Urteil der Fachmänner zu Bouldersons Plan zu widerlegen, aber das Komitee habe seinen Auftrag verfehlt. Anstatt eine lokale Lösung für ein lokales Problem zu finden, habe es ein vages, nicht ausgearbeitetes und anscheinend in Details fehlerhaftes umfassendes Projekt präsentiert, das große Ressourcen zu seiner Umsetzung benötige. Der Plan sei nicht praktikabel, selbst wenn ein solches Projekt aus gesundheitlichen Gründen angebracht wäre. Doch selbst daran gebe es Zweifel, denn die Bedingungen in Madras unterschieden sich von den Industriestädten Großbritanniens zu stark, um die dort anscheinend erfolgreiche Lösung einfach zu übertragen. Doch auch wenn das von dem Komitee vorgeschlagene Gesamtprojekt keinen Anklang bei der Kolonialregierung fand, so befand diese doch einige kleinere Vorschläge für wertvoll. Sie beschloss, einen Graben zuzuschütten, der über die Esplanade im Westen des Forts verlief und im Monsun Wasser nach Süden in den Cooum abführte, und zudem den Abfluss im Süden des *Black Town* soweit anzuheben, dass das Abwasser dann in das Meer fließen konnte.⁴¹

Damit blieb, wie sich bald herausstellen sollte, die Frage nach der Abwasserbeseitigung für das *Black Town* unbeantwortet, während diejenige nach der kolonialen Ordnung in Madras gerade dadurch neue Brisanz erhielt. Denn mit ihrem umfassenden Plan stellen die Ingenieure des Komitees zum ersten Mal ein Konzept für eine hygienische Neuordnung von Madras vor – selbst wenn diese noch wenig konkret und kaum umsetzbar war –, das nur durch tiefgreifende Veränderungen der ko-

⁴⁰ Vgl. Komitee zur Überprüfung des Plans von Capt. Boulderson an Regierung, 9.2.1852, TNSA PP 6.4.1852, Nr. 25.

⁴¹ Vgl. Memorandum Pottinger, 16.2.1852, TNSA PP 6.4.1852, Mitteilung Thomas, 26.2.1852, Mitteilung Elliot, 26.2.1852, Mitteilung Pottinger, 8.3.1842, TNSA PP 6.4.1852, No. 26-29.

lonialen Ordnung ermöglicht werden konnte. Die Ursache für die harsche Reaktion des *Executive Council* liegt also weniger in den konkreten Vorschlägen der Pioniere als in der Tatsache, dass diese sie als eine direkte Herausforderung wahrnahmen. Sir Henry Pottinger, der Gouverneur von Madras, John Fryer Thomas und Sir Daniel Elliot, die beiden anderen Mitglieder des *Executive Council*, deren Reaktion in den offiziellen Unterlagen überliefert sind, waren erfahrene Diener der EIC, die sich innerhalb der bestehenden Strukturen des Kolonialstaats an dessen Spitze hochgearbeitet hatten. Die grundsätzliche Unterschiedlichkeit Indiens war die Basis ihres Handelns. Wenn Regierungen in Europa Mittel in Infrastrukturprojekte investierten, um ihre Bevölkerung zu zivilisieren, mochte dies gerechtfertigt sein. Indien sei jedoch nicht zivilisiert und europäische Standards seien dort nicht anwendbar. Selbst wenn Anliegen der Zivilisierungsmission – neben der relativ neuen Forderung nach besserer Hygiene und medizinischer Versorgung vor allem westliche Bildung und die Verbreitung des Christentums – im Einzelfall gerechtfertigt sein mochten, ihre inhärente Logik der immer umfassenderen und breiteren Maßnahmen, die von ihnen unausweichlich provozierten Konflikte zwischen dem Kolonialstaat und der indigenen Bevölkerung sowie ihre unkalkulierbar hohen Kosten machten sie zu gefährlichen Vorhaben. Die Macht der EIC und ihrer Kolonialregierung basierte darauf, genau solche potentiell uferlosen Projekte zu vermeiden, und sich stattdessen auf die Bewahrung der eigenen Stellung in Indien und der Profite der Aktionäre zu konzentrieren.

Die Ingenieure des Komitees hatten dagegen eine vollkommen andere Vorstellung von den Zielen und Aufgaben kolonialer Herrschaft. Sie vertraten das Ideal der Zivilisierungsmission. Die EIC hatte dieser Auffassung zufolge mit der Herrschaft über Indien auch die Verantwortung übernommen, das zivilisatorische Niveau der indischen Bevölkerung zu heben und diese an den Segnungen des europäischen Fortschritts teilhaben zu lassen, selbst wenn dies bedeutete, in Belange und Traditionen der Inder einzugreifen. Vor allem das Bildungswesen und die christliche Mission waren Angriffspunkte der Befürworter der Zivilisierungsmission, denn hier boten sich Möglichkeiten, die überkommenen Lehren mit moderner Wissenschaft und christlichem Glauben zu konfrontieren und letztendlich zu ersetzen.⁴² Die Hygienebewegung erlaubte es den Ingenieuren einen weiteren Schauplatz zu eröffnen, auf dem sie das Leben der indischen Bevölkerung verbessern konnten. Dabei sahen

⁴² Vgl. etwa zu Indien Ian Copland, *Christianity as an Arm of Empire: The Ambiguous Case of India under the Company, c. 1813–1858*, in: *The Historical Journal* H. 49/2006, S. 1025-1054; zu Madras Robert Eric Frykenburg, *Modern Education in South India, 1784–1854: Its Roots and Its Role as a Vehicle of Integration under Company Raj*, in: *AHR* H. 91/1986, S. 37-65; allgemein Andrew Porter, *Christentum, Kontext und Ideologie. Die Uneindeutigkeit „der Zivilisierungsmission“ im Großbritannien des 19. Jahrhunderts*; in: *Barth/Osterhammel*, S. 125-147.

sie – wie schon die englische Hygienebewegung zuvor – Kanalisation und Trinkwasserversorgung als ein Zwangssystem vor. Der indischen Bevölkerung von Madras war es während der Epidemie von 1818–19 möglich gewesen, die europäische Medizin in den Krankenstationen zu meiden und indische Ärzte aufzusuchen. Im Falle des Baus einer funktionierenden Kanalisation wäre ein solches ausweichendes Verhalten kaum mehr möglich. Durch die Verbannung von Fäkalien und Abwasser unter die Erde würde eine Kanalisation jeden Versuch einer anderen Form der Entsorgung offensichtlich werden lassen.⁴³ Die Polizei und Nachbarn hätten leichtes Spiel, Missetäter zu identifizieren und zu bestrafen. Zudem würde eine Trinkwasserversorgung durch die leicht zu erschmeckende höhere Wasserqualität und ihre bequeme Nutzung die bisher gebräuchlichen Brunnen und Wasserspeicher überflüssig machen. Mit der Zeit würden die Inder die Vorteile des neuen Systems schätzen lernen, ihre überholten unhygienischen Praktiken aufgeben und die Überlegenheit der britischen Zivilisation und damit auch deren Herrschaft über sie selbst anerkennen. Die Ingenieure zielten also mit ihren Plänen nicht nur auf die Verwirklichung ihrer professionellen Ambitionen, sondern zugleich auf eine Stärkung der Legitimation britischer Kolonialherrschaft. Dass die Hygienebewegung ihre Methoden wissenschaftlich begründete und britischen Ursprungs war, machte sie im kolonialen Kontext besonders attraktiv. Deshalb dürfte es kaum überraschen, dass die Ingenieure sich von der anscheinend ultimativen Zurückweisung ihrer Pläne durch die Kolonialregierung nicht beirren ließen und stattdessen den Einsatz noch einmal erhöhten.

Die Eskalation des Konflikts

In den Monaten nach der Entscheidung der Kolonialregierung bereiteten die von ihr mit der Aufgabe betrauten Ingenieure die Umsetzung der begrenzten Pläne für den südlichen Ausfluss des Abwasserkanals vor und kündigten im August 1852 schließlich die bevorstehende Ausführung an⁴⁴, als mit Sir Arthur Cotton ein neuer Chefindgenieur den Dienst antrat. Cotton befahl, mit der Umsetzung solange zu warten, bis er selbst zusammen mit seinen Untergebenen Nachforschungen angestellt und die Pläne überprüft habe.⁴⁵ Die Friedensrichter und die Kolonialregierung reagierten verärgert und frustriert auf diese Verzögerung von mehreren Monaten,

⁴³ Dies war ebenfalls ein Argument für eine Hygieneinfrastruktur in England: Christopher Hamlin, *Public Sphere to Public Health: The Transformation of „Nuisance“*, in: Steve Sturdy (Hrsg.), *Medicine, Health and the Public Sphere in Britain, 1600–2000*, London/New York 2002, S. 189–204.

⁴⁴ Vgl. Military Board an Gouverneur, 4.8.1852, TNSA PP 17.8.1852, Nr. 5.

⁴⁵ Vgl. Military Board an Gouverneur, 8.12.1852, TNSA PP 7.1.1853, Nr. 76.

doch das *Military Board*, dem Cotton und die Ingenieure unterstanden, ignorierte selbst einen direkten Befehl der Regierung.⁴⁶

Der von Cotton am 26. April 1853 eingereichte Bericht war kompromisslos und gegenüber den Vorgesetzten in der Kolonialregierung widersetzlich. Zum einen erklärte Cotton einen weiteren Plan zur Lösung der Kanalisationsprobleme wegen gravierender Mängel für obsolet. Falls er ausgeführt werde, so Cottons Analyse, wären das Fort und die Stadt während der Bauarbeiten etwa 18 Monate lang schlimmsten Ausdünstungen ausgesetzt, was unweigerlich zu Epidemien führen würde. Stattdessen hatte Cotton zusammen mit seinen Untergebenen in der Zeit seit seinem Amtsantritt einen eigenen Vorschlag ausgearbeitet, der zahlreiche erstrebenswerte Ziele miteinander verband: eine Trinkwasserversorgung für alle (von ihm geschätzten) 700.000 Einwohner von Madras, eine Kanalisation nicht nur für das *Black Town*, sondern für alle *towns* und Dörfer in Madras, ohne den Cooum- und den Adyarfluss zu verschmutzen, Wasser für die Bewässerung der Felder im Stadtgebiet, Schiffsverkehr auf den bestehenden Kanälen und Wasserspeichern sowie einen neuen Kanal, der den Adyar mit dem Fort verbinden und dem Transport von Truppen und schweren Gütern dienen sollte. Anstatt einer begrenzten Lösung für ein lokales Problem schlug er also ein umfassendes Infrastrukturprojekt für Madras vor, dessen Kosten kaum absehbar waren.⁴⁷

Cotton wusste, dass seine Pläne die Grenzen seiner Autorität weit überschritten, und suchte deshalb nach Unterstützern innerhalb der Kolonialverwaltung. Seine direkten Vorgesetzten im *Military Board* wusste er auf seiner Seite und diese kontaktierten zahlreiche andere Stellen, um diese nach ihrer Meinung zu den Plänen zu fragen. Die enthusiastischste Zustimmung kam vom *Medical Board*, das die Annahme Cottons bestätigte, dass Madras unter zahlreichen Krankheiten leide, die auf die schlechten hygienischen Bedingungen zurückzuführen seien.⁴⁸ Zugleich versuchte Cotton mit „unanswerable“⁴⁹ Argumenten der erwarteten Kritik des *Executive Council* präventiv den Wind aus den Segeln zu nehmen. Dabei listete er drei Kategorien von Gründen auf, die für sein Großprojekt sprächen:

Zunächst sei da die Verbesserung der hygienischen Zustände in Madras und damit der eigentliche Anlass für das Projekt. Nicht nur würde es die Bewohner von Madras zu jeder Zeit mit ausreichend Trinkwasser guter Qualität versorgen, sondern auch dafür sorgen, dass das Abwasser durch die Kanalisation gleichmäßig abtrans-

⁴⁶ Vgl. Friedensrichter an Regierung, 1.3.1853, Beschluss der Regierung, 9.4.1853, TNSA PP 15.4.1853, Nr. 32 und 53.

⁴⁷ Vgl. Military Board an Regierung, 14.4.1853, Military Board an Regierung, 26.4.1853, TNSA PP 14.6.1853, Nr. 6-7.

⁴⁸ Vgl. Military Board an Regierung, 26.4.1853, TNSA PP 14.6.1853, Nr. 7.

⁴⁹ Ebd.

portiert würde. Dies würde die Ursache für die hohe Morbidität und Mortalität in Madras beseitigen. Zweitens würde das Projekt auch die „soziale“ Situation von Madras verbessern. Die geplanten Kanäle würden den Transport von Waren erleichtern, die Stadt besser an ihr Hinterland anbinden und die Preise für viele Waren deutlich senken, was die Wirtschaft fördern und – so der dritte Nutzen – die Ausgaben für weitere Infrastrukturprojekte senken würde. So könne die Kolonialregierung dank des Kanals zu vertretbaren Kosten in den Bau eines Piers und einer Mole investieren und somit den teuren Verlust von Schiffen und ihrer Ladung durch Stürme vermeiden.⁵⁰

Was die Kosten für seine umfassenden Pläne anging, wollte Cotton sich nicht festlegen. Er schätzte sie auf zwischen 2.000 und 3.000 Pfund, obwohl er zugab, dass selbst dieser vergleichsweise günstige Preis die von der Regierung für die begrenzten Arbeiten am südlichen Abfluss bewilligten Mittel weit überstieg. Stattdessen stellte er die zu erwartenden Gewinne heraus: die Verbesserung des Wohlergehens von 700.000 Einwohnern, das selbst „twenty, thirty, or say even one hundred thousand pounds Sterling“ wert sei.⁵¹

Cottons Argumente fanden zumindest bei den Friedensrichtern einigen Anklang, auch weil so vielleicht ein baldiger Beginn der dringend benötigten Bauarbeiten möglich schien.⁵² Dies war jedoch irrelevant, denn es war die Kolonialregierung, die Cottons Pläne genehmigen und finanzieren musste. Gouverneur Pottinger war das erste Regierungsmitglied, das reagierte, und sein Urteil fiel vernichtend aus. Er bezweifelte nicht nur die Machbarkeit des Projekts und bezeichnete es als „one sided and partial“. Denn obwohl er nicht über die Fachkenntnisse der Ingenieure verfügte und kaum bestreiten konnte, dass die erfolgreiche Umsetzung des Projekts Verbesserungen für die Stadt bringen würden, so schien es ihm doch eindeutig zu sein, dass Cottons Ingenieure die finanziellen, politischen, sozialen und juristischen Konsequenzen ihrer Pläne nicht durchdacht hatten. Pottinger schätzte, dass die Kosten sechs- bis achtmal höher liegen würden als angegeben, was die Zustimmung des *Court of Directors* in London erfordern würde. Der Plan ziehe auch nicht das Schicksal derjenigen Einwohner der Stadt in Betracht, die durch die neuen Kanäle und Reservoirs ihr Land und damit ihren Lebensunterhalt verlieren würden. Sicherlich würden sie dagegen protestieren und ihren greifbaren Verlust für so ein „far-fetched and questionable“ Projekt nicht ohne Widerstand akzeptieren. Neben diesen konkreten Folgen der Umsetzung der Pläne hinterfragte Pottinger aber auch die ihm zugrundeliegenden Annahmen, die jenseits der Expertise der Inge-

⁵⁰ Vgl. ebd.

⁵¹ Ebd.

⁵² Vgl. Friedensrichter an Regierung, 26.4.1853, TNSA PP 14.6.1853, Nr. 8.

niere lagen. Diese hatten ihren Plänen als Anlage zusammen mit dem unterstützenden Schreiben des *Medical Boards* auch Berichte von Ärzten hinzugefügt, die sich jedoch widersprachen. Während manche Madras als eine grundsätzlich gesunde Stadt beschrieben, betonten andere die schlechte hygienische Situation. Pottingers Meinung war klar: Madras war „the very healthiest town in India, if not, in the world!“ Unter diesen Umständen gebe es keine Rechtfertigung für die hohen Kosten, die die Umsetzung der Pläne der Ingenieure verursachen würden. Dass verschiedene Regierungsstellen diese inkohärenten und fehlerhaften Pläne explizit unterstützt hatten, beurteilte Pottinger als ein Versagen der gesamten Kolonialregierung. Viel Zeit und Aufwand sei verschwendet worden, weil verschiedene Institutionen ihre Zuständigkeiten und Kompetenzen überschritten hätten.⁵³

Sir Daniel Elliot stimmte Pottingers Einschätzung weitgehend zu, fand aber immerhin zwei diskussionswürdige und praktikable Teilprojekte, deren Umsetzung die drängendsten Probleme der von der Regierung ja bereits genehmigten Pläne für den Umbau des südlichen Abflusses lösen würden. Cotton hatte vorgeschlagen, einen komplett neuen Kanal neben dem bereits bestehenden Abfluss zu graben und den Graben zuzuschütten, der im Westen des Forts die Esplanade durchquerte und in den Cooum mündete. Elliot bat um einen Kostenvoranschlag für diese Arbeiten, befürwortete aber die Umsetzung der bestehenden Pläne, selbst wenn diese das Fort schädlichen Miasmen aussetzten. Pottinger stimmte ihm zu und beauftragte Cotton und seine Ingenieure mit der Ausarbeitung.⁵⁴ Diese kamen dem Befehl nur widerwillig nach und nicht ohne auf die Mängel und Gefahren hinzuweisen⁵⁵, und auch die Friedensrichter äußerten ihre Zweifel. Sie argumentierten für den Bau eines neuen Kanals parallel zum bestehenden Abfluss, wie von den Ingenieuren vorgeschlagen. Die Kosten dafür seien wesentlich geringer als von den Ingenieuren vermutet, da diese noch auf der ursprünglichen Schätzung von Colonel Sim basierten. Inzwischen hatten die Friedensrichter zahlreiche Arbeiten durchgeführt und aus ihrem eigenen Budget finanziert. Die verbleibenden Kosten lägen bei zwischen 30.000 und 32.000 Rupien, was die bereits genehmigten Ausgaben nur um zehn bis fünfzehn Prozent übersteige.⁵⁶

Genau auf solch einen Vorschlag hatte die Kolonialregierung all die Jahre gewartet: eine lokale Lösung für ein lokales Problem zu begrenzten und klar kalkulierbaren Kosten, das damit der Politik der minimalen Einmischung entsprach. Sie be-

⁵³ Alle Zitate in Mitteilung Pottinger, 16.5.1853, TNSA PP 14.6.1853, Nr. 9.

⁵⁴ Vgl. Mitteilung Elliot, 17.5.1853, Mitteilung Pottinger, 23.5.1853, Beschluss der Regierung, o.D., TNSA PP 14.6.1853, Nr. 10-11, 26.

⁵⁵ Vgl. Military Board an Regierung, 1.7.1853, TNSA PP 26.7.1853, Nr. 42.

⁵⁶ Vgl. Friedensrichter an Regierung, 27.8.1853, TNSA PP 13.9.1853, Nr. 27.

schloss, den Vorschlag der Friedensrichter umzusetzen⁵⁷, doch da noch einige Vorarbeiten notwendig waren und der Kostenvoranschlag fehlte, konnte sie nicht sofort entscheiden, was den Ingenieuren noch einmal die Gelegenheit gab, auf die Überlegenheit ihrer großen Pläne aufmerksam zu machen, ohne ein Urteil über die konkreten Vorschläge abzugeben.⁵⁸ Dabei hätte ihnen zu diesem Zeitpunkt schon lange klar gewesen sein müssen, dass ihre Vision eines hygienischen Madras für die Kolonialregierung inakzeptabel war. Pottingers Reaktion fiel dementsprechend genervt aus. Er beklagte ihre Sturheit, die Länge ihrer Ausführungen und ihre Unfähigkeit, die getroffene Entscheidung zu akzeptieren. Thomas schlug vor, die Diskussion zu beenden und so bald wie möglich mit der Umsetzung des Planes zu beginnen, da genug Zeit verloren worden sei. So beschloss das *Executive Council* im Februar 1854 den Vorschlag der Friedensrichter und beauftragte diese mit der Umsetzung, obwohl sich die Baustelle auf der Esplanade befand, also außerhalb ihres Zuständigkeitsbereichs.⁵⁹ Die Regierung hatte dem *Military Board* und seinen Ingenieuren ihre ureigene Domäne entzogen, wohl um jede weitere Obstruktion zu vermeiden.

Fazit

Mit dieser Entscheidung war zwar der Konflikt zwischen Pottingers Regierung und den Ingenieuren beendet, das Problem der Abwasserentsorgung in Madras aber nicht gelöst. Pottingers Nachfolger, Lord Harris, trat sein Amt im April 1854 an und sah sich bereits nach wenigen Monaten mit dem Plan Cottons und seiner Ingenieure konfrontiert. Obwohl er deren Projekt nicht genauso vehement ablehnte wie Pottinger, erkannte auch er zahlreiche Mängel und ordnete bald eine weitere wissenschaftliche Untersuchung an, für die eigens ein Ingenieur abgestellt wurde.⁶⁰ Zahlreiche Pläne für eine verbesserte Kanalisation und Trinkwasserversorgung sollten in den kommenden Jahrzehnten für Madras ausgearbeitet werden, ohne umgesetzt zu werden. Das Thema blieb wechselnden verantwortlichen Stellen erhalten und fand erst in den 1880er Jahren eine Teillösung.⁶¹

⁵⁷ Vgl. Beschluss der Regierung, 13.9.1853, TNSA PP 13.9.1853, Nr. 28.

⁵⁸ Vgl. Military Board an Regierung, 31.1.1854, TNSA PP 7.2.1854, Nr. 17.

⁵⁹ Vgl. Mitteilung Pottinger, 2.2.1854 1854, Mitteilung Thomas, o.D., Beschluss der Regierung, o.D., TNSA PP 7.2.1854, Nr. 18-20.

⁶⁰ Vgl. Mitteilung Harris, 14.6.1854, TNSA PP 27.6.1854, Nr. 28.

⁶¹ Der von Harris eingesetzte Ingenieur, P. P. O'Connell, veröffentlichte seinen Bericht als: Papers Connected with the Better Supply of Madras with Water, and the Improvement of the Drainage and Sewerage of the Black Town, Madras 1855 (IOR/V/23/141). Ein Jahrzehnt später erstellte auch Hector Tulloch einen umfassenden Plan nach langwierigen Studien: Hector Tulloch, Report on a Project of Drainage of

Der Konflikt um die Kanalisation des Black Town markiert damit zum einen den Beginn eines längeren Prozesses zur Beseitigung eines drängenden, aber hartnäckigen Problems, zum anderen die Ankunft der Hygienebewegung in Madras. Die sture und selbstbewusste Haltung der Ingenieure gegenüber der eigenen Regierung trotz der klaren militärischen und administrativen Hierarchien im kolonialen Indien lässt sich nur durch ein Selbstbild erklären, das auf dem Wissen um die eigene Überlegenheit und Wissenschaftlichkeit gründete. Sie kämpften für eine in ihren Augen moralisch gebotene und gerechte Sache und für den Fortschritt. Dass sie persönlich von den Verbesserungen profitieren und an Ansehen und Macht innerhalb der Kolonialregierung gewinnen würden, war sicherlich ein zusätzlicher Anreiz. Sie forderten für sich eine Stellung ein, die Ingenieure in Großbritannien dank der Hygienebewegung bereits erreicht hatten. Indien hinkte dieser – aus ihrer Sicht unvermeidlichen – Entwicklung hinterher und diese Diskrepanz machte einen bedeutenden Teil ihrer Bereitschaft, dem Konflikt mit der Kolonialregierung nicht aus dem Weg zu gehen, aus. Dass sie ihre direkten militärischen Vorgesetzten im *Military Board* für ihre Sache gewinnen konnten, überrascht dabei. Schließlich war das Bewusstsein für Hygiene im Militär nicht stärker ausgeprägt als in anderen Teilen der Gesellschaft, wie der Krimkrieg einige Jahre später zeigen sollte.⁶² Was auch immer die Gründe für diese Unterstützung gewesen sein mögen, sie hielt an und war nicht nur von einigen wenigen Personen abhängig.

Für die Kolonialregierung war dieser Versuch der Ingenieure, größeren Einfluss zu gewinnen, eine Provokation. Inwieweit die Härte und Ton der Auseinandersetzung in den persönlichen Ansichten Pottingers und der anderen Mitglieder des Executive Council begründet liegt, ist kaum zu beantworten. Sicherlich handelte es sich zum Teil um einen Generationenkonflikt. Während die Ingenieure sich zu Fürsprechern und Repräsentanten neuer aus Europa stammender Ideen machten, waren Pottinger, Thomas und Eliot erfahrene Diener der EIC, die sich deren Politik der minimalen Einmischung in indigene Angelegenheiten zu Eigen gemacht hatten. Indien und Europa waren für sie unterschiedliche Sphären, die unterschiedlichen Gesetzen und Ordnungsprinzipien gehorchten. Was für Europa angemessen war, musste es für Indien noch lange nicht sein. Die moralischen Argumente für eine bessere Hygieneinfrastruktur hielten sie in Madras nicht für anwendbar, da dort andere moralische und zivilisatorische Standards galten. Kleinere Verbesserungen wa-

the Town of Madras, Madras 1865. Zu dem später umgesetzten Projekt siehe Madras Municipal Report, 1880, S. 7 f., 71-74; Madras Municipal Report, 1881, S. 8 f., 102 f; Madras Municipal Report, 1884, 87 f.

⁶² Vgl. Royal Commission on the Sanitary Condition of the Army, Report of the Commissioners Appointed to Inquire into the Regulations Affecting the Sanitary Condition of the Army, the Organization of Military Hospitals, and the Treatment of the Sick and Wounded, with Evidence and Appendix, London 1858.

ren akzeptabel, solange sie sich in einem überschaubaren Rahmen bewegten und die bestehende Ordnung nicht gefährdeten.

Wie stark diese Haltung von der Selbstwahrnehmung des Kolonialstaats als schwach und fragil geprägt war, zeigt einmal mehr der Vergleich zum kolonialen frankophonen Kanada. Dort hatten die Kolonialregierung und die gewählte Vertretung der Bevölkerung bereits während der Choleraepidemie von 1832 in der Hauptstadt Quebec einen wesentlich ambitionierteren Plan verfolgt, der massive Eingriffe in die Rechte und das Eigentum der Bewohner beinhaltete. Unter dem Eindruck der englischen Hygienebewegung und einer Serie von Epidemien zwischen 1847 und 1854 beschloss der Stadtrat, in eine Hygieneinfrastruktur zu investieren, eine Entscheidung, die die Stadt Quebec beinahe in den Bankrott getrieben hätte. Dabei war die Verbesserung der hygienischen Lage nur ein Beweggrund. Das Streben, durch Trinkwasserversorgung und Kanalisation auf das gleiche zivilisatorische Niveau wie britische und amerikanische Städte zu gelangen, war mindestens ebenso wichtig, und für dieses Prestige waren der Stadtrat und die ihn wählende Bevölkerung bereit, sich hoch zu verschulden.⁶³

Genau dieser Logik verweigerten sich Pottinger und das *Executive Council*. Umfassende Bauarbeiten gefährdeten nur den bestehenden Frieden und die Einnahmen der EIC, während der Nutzen für Pottinger weitgehend spekulativ blieb. Dass Madras dadurch ein sozial und hygienisch fragmentierter und segmentierter Raum blieb, lag für Pottinger und seine Regierung in der Natur der Dinge. Die Einführung eines einheitlichen und vereinheitlichenden integrierten Systems der Trinkwasserversorgung und Kanalisation hätte einen inakzeptablen Eingriff der Regierung in das Leben der von ihr Beherrschten dargestellt. Die Ingenieure waren von solchen Überlegungen nicht nur nicht eingeschränkt, sie lehnten diese als Kern des Problems ab. Sie wollten ein einheitliches und vereintes Madras schaffen, wenn auch nur auf dem Gebiet der Hygiene. Sie wollten die räumliche Komplexität von Madras reduzieren und diese einer Idee und einem Ordnungsmuster unterordnen – denen der Hygienebewegung. Dass diese neue Ordnung aus Madras kein hygienisches Paradies frei von jeglicher Krankheit machen würde, war den Ingenieuren bewusst. Aber es würde das Leben der Bevölkerung verbessern und diese zu einem Teil einer kollektiven Bemühung um ein gesünderes Madras machen und sie so in eine neue koloniale Ordnung integrieren. Dies war kein Versuch, die indigene Bevölkerung zu emanzipieren. Stattdessen sollte sie durch die neue Ordnung des hygienischen Madras gezwungen werden, ihre alte Ablehnung der überlegenen europäischen Zivilisation aufzugeben.

⁶³ Vgl. Zeheter, S. 53-129.

Dieses vereinheitlichte Madras war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr als eine Vision für eine bessere Zukunft. Doch durch die Wissenschaftlichkeit ihrer Methoden schienen den Ingenieuren diese schon fast greifbar. Die Lösung der technischen Probleme, die sich ihnen in den Weg stellten, schien aus ihrer Sicht nur eine Frage der Zeit. Es fehlten nur noch die nötigen Mittel und die Zustimmung der Kolonialregierung, die jedoch genau die Diskrepanz zwischen den immer größer werdenden Plänen und den Problemen ihrer Umsetzung nutzte, um die Ambitionen der Ingenieure zu vereiteln. Pottinger kritisierte die Komplexität der Pläne und die dadurch unkalkulierbaren Kosten und Konsequenzen, während die Ingenieure die Wünsche der Regierung als unterkomplex und damit den topographischen Problemen unangemessen kritisierten. Sie reagierten darauf, indem sie den Umfang und die Komplexität ihrer Pläne erhöhten, was die Regierung als Provokation auffasste.

Dass die Komplexität der Pläne der Ingenieure dazu führte, dass diese selbst in den Plänen ihrer Kollegen zahlreiche Fehler, Mängel und Widersprüche fanden, erleichterte der Kolonialregierung ihre ablehnende Haltung. Offenbar waren die Ingenieure nicht in der Lage, eine praktikable technische Lösung zu finden. Wie sollte die Regierung die Ausgaben für ein hygienisches Madras rechtfertigen, wenn die Experten selbst uneinig waren und die positiven Effekte bestenfalls in der fernen Zukunft lagen? Zugleich konnte die Regierung auf die Expertise der Ingenieure nicht verzichten, sodass diese ihre politische Niederlage über Jahre hinweg hinauszögern und auf Zeit spielen konnten. Letztendlich konnte sich die Regierung als Gewinner fühlen: Sie musste zwar mehr Mittel aufwenden als zunächst geplant, doch die Ingenieure mussten ihre großen Pläne zunächst aufgeben. Dennoch hatte sich die Hygienebewegung im Diskurs innerhalb der Regierung etabliert und Lord Harris' gewogenere Haltung war ein Zeichen für zukünftige Entwicklungen: Nach dem großen Sepoyaufstand von 1857–58 sollten die Visionen der Ingenieure für eine zivilisierte und hygienische Ordnung von Madras langsam beginnen, Wirklichkeit zu werden.

Dr. Michael Zeheter, Universität Trier, zeheter@uni-trier.de

Abbildungsnachweis:

Abb. 1: The British Library Board, IOR/L/E/4/960, gegenüber S. 248.

Tagungsbericht: „Die Verschiffung der Welt. Soziale Verdichtung und mediale Ordnungen an vormodernen Häfen“. Workshop des Exzellenzclusters EXC „Kulturelle Grundlagen von Integration“, vom 16. bis 17. Juni 2016 an der Universität Konstanz

Der von EVA BRUGGER (Basel) und ISABELLE SCHÜRCH (Konstanz) im Rahmen des Exzellenzclusters EXC16 „Kulturelle Grundlagen von Integration“ gemeinsam organisierte Workshop nahm vormoderne Häfen als Orte und Räume sozialer Verdichtung in den Blick und fragte dabei nach den medialen Ordnungen und Bedingungen dieses Sozialraums. Denn im Hafen treffen flaschenhalsgleich Güter aus mehr oder weniger fernen Ländern, Tiere nicht nur aus der näheren Umgebung und Menschen aus unterschiedlichsten Gegenden und sozialen Gruppen aufeinander, sie werden sortiert und verladen, versichert und versteuert, und nicht zuletzt sind Häfen auch Umschlagplätze für Ideen, Wissen und Innovationen. Dem Versuch einer normativen oder funktionalen Bestimmung des Hafens wurde versucht zu widerstehen, um ihn als Ort zur Diskussion zu stellen, der durch die Formen des Güter- und Personenumschlags und durch bestimmte, historisch-spezifische Akteure, Praktiken und Medien arrangiert wurde. Denn Häfen sind oft Orte, an denen sich obrigkeitliche respektive herrschaftliche Kontroll-, Verzeichnungs- und Reglementierungsvorstellungen besonders gut und dicht überliefert haben und in denen räumliche, politische und soziale Formen und Ausgestaltungen von Integration und Exklusion in der Hafentopographie und -administration besonders sichtbar wurden. Neben der Blickrichtung auf Medien, Praktiken und Akteure wurde zudem versucht, die Vormoderne ins Blickfeld zu nehmen und der zu diskutierende Zeitraum auf das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit ausgedehnt. Die mediävistische Priorisierung des Mittelmeeres und der in der Frühneuzeitforschung betonte Auf-

stieg der Atlantikküstenhäfen konnten so produktiv in einen gemeinsamen Diskussionszusammenhang gebracht werden. Die spannende Herausforderung des Workshops war es, Fragen historischen Wandels nicht ausschließlich mit einer Medien- geschichte oder Praxeologie des Hafens und des Verschiffens zu begegnen.

Um den Workshop als konkreten Austausch- und Diskussionsraum zu gestalten, wurden die Beiträge der Teilnehmenden im Vorfeld des Workshops als "precirculated papers" eingereicht. Am zweitägigen Workshop wurden die Papers kurz vorgestellt und im Anschluss gemeinsam kommentiert und diskutiert.

Der erste Teil des Workshops widmete sich zwei mediävistischen Beiträgen. Aus wirtschafts- und sozialhistorischer Perspektive untersuchte BENEDIKT BEGOGHINA (Basel) anhand von venezianischen Korrespondenzen und *libri di conti*, wie sich der verwandtschaftlich strukturierte Getreidehandel mit Konstantinopel gestaltete. Zum Erlangen einer lukrativen Exportlizenz des Sultans (*tratta*) gehörte eine teilweise kontingente Gemengelage von Beziehungen, Timing, Finanzmitteln und Verhandlungsgeschick. JULIANE SCHIEL (Zürich) widmete sich den pragmatischen und organisatorischen Fragen der Verschiffung von Sklavinnen und Sklaven in venezianisch Tana. Während in der Forschung lange die Vorstellung der zentralistisch organisierten Handelsgaleerenflotte dominiert hat, stellte Schiel diesem Bild die lokalen und rechtlich ungeregelten Praktiken der Versklavung durch Venezianer gegenüber, die den transmarinen Sklavenhandel erst ermöglichten.

Die beiden anschließenden interdisziplinär angelegten Papers widmeten sich wiederum dem mediterranen Raum. Der Literaturwissenschaftler FRANZ FROMHOLZER (Augsburg) stellte anhand von Pilgerberichten die frühneuzeitlichen Adria- häfen nicht nur als Verschiffungsorte vor, sondern in erster Linie als Orte des Wartens und Organisierens. Herbergen und Beherbergungsspezialisten organisierten ein regelrechtes Geschäft rund um die Passage der Pilger. Aus kunsthistorischer Warte beschäftigte sich STEPHANIE HANKE (Florenz) mit Hafendarstellungen in der frühneuzeitlichen Malerei und thematisierte insbesondere die visuellen Arrangements von Ordnung und Unordnung anhand der baulich aufwändigen Gestaltung von Livorno.

In der Abendsession wechselte der geographische Schwerpunkt Richtung Nordsee. RUTH SCHILLING und TOBIAS GOEBEL (Bremerhaven) stellten einen größeren Projektzusammenhang vor, der sich mit Häfen als Kontaktzonen zwischen Sammlern, Sammlungen und maritimer Logistik befasst und damit erneut Fragen der Ordnung aus historischer Perspektive thematisierte. MAIK-JENS SPRINGMANN (Wismar) konnte hier direkt anschließen und lieferte aus archivarischer Perspektive einen Beitrag zu Lizenz- und Akzisekammern als ordnungsgebende Institutionen in hansischen Häfen Norddeutschlands. Hier traten die frühneuzeitlichen Normie-

rungsversuche des risikobehafteten Hafenraums besonders deutlich zu Tage. Am zweiten Workshoptag knüpfte URSULA LÜCKE (Carolinensiel) ergänzend an und bezog die oft vernachlässigten frühneuzeitlichen Sielhäfen als spezifische Hafenform der Wattenmeergebiete mit direkten Konsequenzen zur Besiedlungs- und Sozialform der Landschaft in ihr Paper mit ein.

Die vier folgenden Beiträge richteten den Blick schließlich auf transatlantische Verbindungen. Zunächst untersuchte EVA BRUGGER (Basel) Pelze als globale Objekte, die im 17. Jahrhundert von der Kolonie New Netherland nach Europa verschifft wurden. FELIX SCHÜRMAN (Kassel) stellte den isoliert gelegenen Versorgungs- und Umladehafen Jamestown (St. Helena) als temporäres soziales Geflecht im Kontext des amerikanischen Walfangs im 18. Jahrhundert vor. Ging es in diesen beiden Beiträgen um die Verschiffung von Fellen und Nahrungsmitteln, so befasste sich ISABELLE SCHÜRCH (Konstanz) im abschließenden Panel mit den Verschiffungs- und Versorgungspraktiken von lebenden Pferden im Ende des 15. Jahrhunderts aufsteigenden Atlantikhafen Sevilla. ANNIKA RAAPKE (Oldenburg) verschob abschließend die Frageperspektive Richtung Hafen als Konsumort. Dabei rückten die französischen Häfen der Karibik aus sozial- und wirtschaftshistorischer Perspektive als temporäre und wandelbare Orte des Konsums für *free women of colour* in den Blick.

Die vorgestellten Papers ließen den Hafen insbesondere als Ort der Transformation begreifen. So oszilliert er (temporär) zwischen Start- und Zielort. Während diese Transformation von der jeweiligen Beobachtungs- und Erfahrungssituation der betrachteten Akteure abhängig ist, stellen sich bei der Analyse der Transformation von Werten, Gütern oder Ressourcen unterschiedliche methodische Herausforderungen. Gerade die Transformation des Werts von Gütern zeichnete sich im Verlauf des Workshops als Forschungsdesiderat ab. Faktoren wie Zeit, Saisonalität, Klima oder auch kulturelle Umbewertungen müssten hierzu verstärkt in die Untersuchung einbezogen werden. Den zweite Schwerpunkt des Workshops stellten die medialen Ordnungen des Hafens dar (Administrationsschriftgut, Hafentopographie und Raumgestaltung, Navigationsinstrumente etc.). Die Frage nach der (potenziellen) charakteristischen Ordnungsfunktion des Hafens stellte sich die Workshopgruppe besonders im Verhältnis des Hafens zu seiner Umgebung: zum Hinterland einerseits, zum Meer andererseits. Gerade das im Umfeld des Hafens generierte Schriftgut zeugt von Ordnungsbestrebungen, die – weit gefasst – Praktiken des Sammelns und Versammelns zu strukturieren und zu regeln. Dabei wird deutlich, dass Passagiere, Tiere, Objekte und abstrakte Güter in Wissens- und Wertordnungen überführt wurden, die aus geschichtswissenschaftlicher Sicht nach präziser Re-Kontextualisierung von Handelspraktiken und Objektbedeutungen verlangen, um die

zugrunde liegenden Ordnungen und Aufzeichnungssysteme sowie deren Transformationsleistungen offenzulegen.

Isabelle Schürch, Universität Konstanz, isabelle.schuerch@uni-konstanz.de

Tagungsbericht: Der Migrant als Konsument in Europa: Deutsch-Französische Perspektiven. Städtische Einwanderungsräume und die Entstehung von Weltstädten: Paris und Berlin. Interdisziplinärer Workshop für Nachwuchsforscher und -forscherinnen vom 10. bis 11. März 2016 in Paris

Nach einleitenden Worten und einem Vortrag von WOLFGANG KASCHUBA (Berlin) wurde im ersten Panel nach dem Willkommenscharakter von Städten gefragt und Städte als Lebensräume sowie als Orte der materiellen Kultur und des Konsums von Migrantinnen¹ und Flüchtlingen betrachtet. So stellte LAURA WOLLENWEBER (FU Berlin) in ihrem Beitrag die integrative Wirkung sogenannter „exotischer Produkte“ und die Orte des Konsums für kambodschanische Flüchtlinge im Paris der 1970er und 1980er Jahre vor. Sie verwies darauf, dass Lebensmitteln, insbesondere den „exotischen Produkten“, eine zentrale Rolle in der Analyse des Aufnahmeprozesses zukommt. Die Reproduktion bekannter Geschmäcker sei so essentiell gewesen, dass viele kambodschanische Flüchtlinge sich relativ schnell mit einem ihnen unbekanntem urbanen Raum vertraut machten, um diese Produkte in entsprechenden Läden zu erwerben. Die Lebensmittelläden seien auch eine erste Anlaufstelle für arbeitssuchende Flüchtlinge gewesen.

Daran anknüpfend ging YAHAN CHUAN (Paris) in ihrem Vortrag zu „Les migrants chinois à Paris: de *Boat People* à modèle d'intégration par le commerce“ auf ökonomische Integrationsprozesse von ethnischen Unternehmerinnen in Paris ein. Sie analysierte Gentrifizierungsprozesse und die erfolgreiche Etablierung ‚ethnischer‘ Läden, z.B. von chinesischen Unternehmerinnen geführte Textilgewerbe, im Pariser Osten seit den 1980er Jahren. Insbesondere hob sie die integrative Wirkung durch ökonomischen Erfolg hervor, vor allem in der zweiten Generation von Migrantinnen. Ein weiterer Beleg für diesen Integrationsprozess sei die Organisierung

¹ Im Folgenden schließt die weibliche Form die männliche mit ein.

von Textil-Arbeiterinnen in Gewerkschaften, um so ihren Aufenthalts- und Arbeitstitel zu legalisieren. Schließlich verwies Chuan auf die entstehende paradoxe Situation, wenn Migrantinnen im Gastronomiesektor einerseits exotischen Geschmacksbedürfnissen einer gentrifizierten Schicht nachkämen, diese Schicht sich aber gleichzeitig gegen die Akkumulation anderer ethnischer Gewerbe sträube

Im letzten Beitrag des ersten Panels stellte SINA ARNOLD (Berlin) erste qualitative Ergebnisse einer Studie zur Bedeutung von Smartphones für derzeitige Flüchtlinge während ihrer Flucht und nach der Ankunft in Berlin vor. Besonders während der Flucht seien Smartphones essentiell, da sie via Internet nicht nur lebenswichtige Informationen lieferten und als Orientierungshilfe dienten, sondern auch den Kontakt mit den Zurückgebliebenen ermöglichten. Beispielsweise würden Smartphones den Flüchtlingen zu Informationen verhelfen, die sie unabhängiger von den Informationen der Schleuser machten. Diese Digitalisierung der Migration müsse letztlich auch stärker in den Aufnahmeländern beachtet werden, um eine „digitale Willkommenskultur“ zu schaffen, etwa durch neue Apps, die sich stärker an den Bedürfnissen von Geflüchteten orientieren. Beispielsweise könne eine App entwickelt werden, die Informationen zu Einkaufsmöglichkeiten oder Orientierungshilfen biete, um den Zugang zum unbekanntem urbanen Raum zu erleichtern.

Das zweite Panel über „Migrantische Ökonomien: Eingewanderte Unternehmer_innen und migrantisch geprägte Viertel als Attraktivitätsfaktoren von Weltstädten“ begann mit einem Vortrag von RANAM ALKAYALI (Paris), in dem sie auf das Konsumverhalten von Migrantinnen aus einem muslimisch-arabischen Kulturkreis einging. Dabei erörterte sie anhand ihrer Befragung von acht in Paris lebenden Müttern und ihren Töchtern die Frage, ob Konsumverhalten genutzt wird, um Identität an wechselnde Kontexte (gesellschaftliche Strukturen) anzupassen oder wie Migrantinnen alternativ Konsum nutzen, um Kontexte zu verändern und an die eigenen Werte anzupassen. Ein Ergebnis sei, dass immigrierte Mütter und Töchter in Frankreich unterschiedliche Konsummuster aufwiesen. Während etwa Mütter die traditionelle Kopfbedeckung in der Öffentlichkeit trügen und damit das assimilierende laizistische französische System in einen multikulturellen Kontext transformierten, zeigten die Töchter durch das Tragen westlicher Kleidung, dass sie das republikanische Modell respektieren.

Darauf folgte MIRIAM STOCKS (Frankfurt/Oder) Beitrag zu „Männercafés, Falafeltrend, Willkommenskultur? Verortung arabischer Ökonomien in Berlin im Wandel“, in dem sie einen Vergleich zwischen unterschiedlichen migrantischen Ökonomien vornahm. Gerade die Falafel Restaurants seien, entgegen oftmals verbreiteter Ideen von ethnischer Marginalisierung, Akteure von Gentrifizierungsprozessen in Berlin. Die Betreiber dieser Restaurants kämen nicht nur dem Wunsch nach exoti-

schem Essen seitens einer gentrifizierenden Schicht nach, sondern gestalteten durch ihre kreativen Praktiken, z.B. das Design ihrer Restaurants, diesen Prozess entscheidend mit. Im Gegensatz dazu würden die arabischen Männercafés in der Mehrheitsbevölkerung als segregiert und oft auch als ‚bedrohlich‘ wahrgenommen. Verantwortlich dafür sei vor allem ein stark ethnisch-kulturalisierender Diskurs über Migrantinnen in Deutschland nach dem Gastarbeiterstopp 1973 gewesen. Schließlich gab Stocks einen Ausblick auf die aktuellen Veränderungen durch den Zuzug syrischer Flüchtlinge. Diese führten selbstbewusst ökonomische Repräsentationspraxen in manchen Vierteln Berlins ein, wodurch sie die Vielfalt ethnischer Gewerbe nicht nur steigern, sondern auch Einfluss auf Formen künftiger ökonomischer Repräsentation nehmen würden.

Im letzten Vortrag des Panels sprach DUYGU GÜRSEL (HU Berlin) über das „Begehren der Migration“. Dieses definierte Gürsel als einen Mangel an und damit ein Begehren nach Rechten, Sprache oder Heimat. An verschiedenen Beispielen zeigte sie anschließend auf, wie die dadurch entstandene Energie von Migrantinnen in Deutschland seit dem Zuzug der Gastarbeiterinnen in West-Berlin zu positiven Entwicklungen beitrug: etwa durch deren Beteiligung an und Organisation von Streiks, die Wiederbelebung heruntergekommener Stadtteile oder die Eröffnung kleiner Läden. In diesem Zusammenhang verwies sie auf die oftmals diskriminierenden Gesetzgebungen, die es Migrantinnen vor den 1980er Jahren erschwerten, in Deutschland einen Gewerbeschein zu erhalten.

Das dritte Panel fand im „Musée national de l’histoire de l’immigration“ statt, da es sich den Museen als neuen Orten einer institutionalisierten Repräsentation (post)migrantischer Konsum- und Verbrauchskultur widmete.

Nach einer Führung durch das Museum trug GWENDOLIN LÜBBECKE (Kassel) über die Geschichte und Transformation des Kolonialpalastes (Porte Dorée) in das heutige nationale Immigrationsmuseum vor. Dabei ging sie auch auf die Konflikte in dem diese Transformation begleitenden Aushandlungsprozess ein, die zum Beispiel den Ort des Museums, also den ehemaligen Kolonialpalast betrafen. In ihrer multiperspektivischen Untersuchung stellte sie die Akteure dieser kulturpolitischen Initiative des französischen Staates vor und erläuterte die Rezeption dieser Initiative durch die Besucher. Dabei hob sie die Sichtbarmachung von Immigration im Museum als staatliche Anerkennungsstrategie hervor. Die Auswertung ihrer Expertinnen-Interviews zeigte aber auch museumsdidaktische Probleme auf, die sich ergeben, wenn versucht wird, ein immaterielles Phänomen wie Immigration materiell sichtbar zu machen.

MURIEL FLICOTEAUX (Paris 8) sprach abschließend über einen Teilaspekt des Museums, indem sie die museumsdidaktische Wirkung der sogenannten „Galerie

des dons“ untersuchte. Dabei hob sie insbesondere den demokratisch-partizipatorischen Aspekt der Galerie, in der Migrantinnen durch ihre Sachspenden Einfluss auf die museale Darstellung von Migrationsgeschichte nehmen können, hervor. Die Gabe individueller materieller Güter zeuge somit von persönlichen Migrationserfahrungen. Gleichzeitig würden die materiellen Spenden in das Inventar des französischen kulturellen Erbes (*patrimoine*) eingeschrieben. Hierdurch werde zu einer kollektiven Migrationsgeschichte Frankreichs beigetragen.

Der Workshop fand im Rahmen eines zweijährigen Forschungsprogramms vom „Centre Interdisciplinaire d’Etudes et de Recherche sur l’Allemagne“ (CIERA) statt. Im weiteren Verlauf 2016/2017 werden noch drei weitere Workshops in Frankreich und Deutschland folgen, die sich allesamt mit dem Migranten als Konsumenten befassen: am 13. und 14. Oktober 2016 an der Universität Leipzig (Prof. Dr. Maren Möhring) zum Thema „Migration & Essen“, im März in Paris zu „Nachkommen der Migrantinnen, Mode und Schönheitspraktiken“ und im September 2017 über „den Migranten als Konsumenten als kommendes Forschungsfeld“ am Centre Marc Bloch in Berlin.

Weitere Informationen finden sich unter <http://www.ciera.fr/ciera/la-figure-du-consommateur-immigre>; Kontakt unter: vdercourt@cmb.hu-berlin.de oder maren.moehring@uni-leipzig.de

Laura Wollenweber, Freie Universität Berlin, lawoll@zedat.fu-berlin.de

Tagungsbericht: Stadt – Macht – Korruption vom 27. bis 29. April 2016 in Annweiler/Pfalz

Obwohl einige Städte wie Chicago, Marseille oder Köln zuweilen gerne mit ihrem Image als korrupte Städte spielen und der urbane Raum schon in der Bibel – man denke an Babylon, Sodom, Gomorra – mit moralischen Verfehlungen verbunden wurde, ist die korrupte Stadt als Topos und Untersuchungsgegenstand der Geschichtswissenschaft bisher nur vereinzelt aufgetreten.¹ Daher ist es wenig verwunderlich, dass eine erste Tagung zum Thema auf reges Interesse stieß und vor allem durch eine große Bandbreite der vorgestellten Fälle – von Montreal nach Minsk, von Glasgow bis Hongkong – beeindruckte.

Organisiert wurde die Tagung vom Darmstädter Standort eines deutsch-französischen Forschungsverbundes zu „Politischer Korruption in der Moderne (POC/K)“.² Den Forschungsinteressen der Tagungsveranstalter geschuldet lag der Schwerpunkt während der Konferenz stärker auf der Korruption als auf der Stadt. Der dritte Begriff des Tagungstitels – Macht – wurde nicht explizit verhandelt.

Eröffnet wurde die auf drei Tage angelegte, in die zwei Großsektionen „Fraud and Networks“ und „Images and Debates“ und mehrere inhaltliche Panels untergliederte Konferenz von JENS IVO ENGELS (Darmstadt). In seiner Einführung hob er auf die Bedeutung des Personalen und die Spezifika von Normen in der Stadt ab und verwies auf die begrenzten Ressourcen, die im urbanen Setting zu vergeben seien und sicher ebenso wie die urbane Beziehung von Raum und Konflikt einen ersten Hinweis auf Möglichkeiten von Korruption liefern können. Zudem betonte Engels, dass historische Korruptions- und Stadtforschung bisher noch nicht zusammengefounden hätten.

Gefolgt wurden diese eher methodisch-theoretischen Überlegungen von den ersten zweien von vielen konkreten Beispielen, die das Phänomen der urbanen Korruption in vielerlei Facetten darstellten: GEMMA RUBI I CASALS (Barcelona) berichtete von Klientelnetzwerken in der lokalen Verwaltung und Politik während der Restaurationszeit im bourbonischen Spanien und betonte die Bedeutung dieser Transformationszeit für die Veränderung und Wahrnehmung derartiger Strukturen.

¹ Vgl. etwa: Peter Jones, *From Virtue to Venality. Corruption in the City*, Manchester 2013.

² Vgl. <http://www.korruptionsforschung.tu-darmstadt.de> (Zugriff: 6.5.2016).

Ihr folgte SANDRA DAHLKE (Moskau) mit einem Bericht über das von ihr bewusst zugespitzt als „Schauprozess“ titulierte Verfahren gegen die russische Äbtissin Mitrofanija, welches den neuen, professionellen Eliten Moskaus ermöglichte, die Verflechtungen der alten aristokratisch-klerikalen Elite zu delegitimieren.

DANIEL KÜCK (Frankfurt) fokussierte zu Beginn des zweiten Panels auf Geschenke auf einer alltäglicheren Ebene und zwar zwischen einer Bordellbesitzerin und einem Polizisten sowie einem illegalen Spielring und dessen Verhältnis zur Polizei im Frankfurt beziehungsweise Berlin der Weimarer Republik. Ihm gelang es dabei, derartige Geschenke und Gaben als Teil basaler Kommunikationsprozesse darzustellen. THOMAS BOHN (Gießen) blieb dem urbanen Alltag auf der Spur und betrachtete die Rolle städtischer Netzwerke und Bestechung bei der Vergabe dringend benötigter Wohnungsgenehmigungen im Minsk der Chruschtschow-Ära.

Das nächste Panel ging auf eines der eingangs erwähnten Beispiele ein, nämlich Marseille, und ergänzte den Blick auf die französische Hafenmetropole durch ein weiteres Beispiel aus dem mediterranen Umfeld, das italienische Ischia. MARCO BAR (Avignon) zeichnete den Ursprung der vielen Marseiller Korruptionsskandale nach und fixierte ihn an der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert. CESARE MATTINA (Aix-en-Provence) komplementierte das Bild Marseilles mit einem Bericht über das politisch-wirtschaftliche Versorgungsnetzwerk um den Bürgermeister und späteren Innenminister Gaston Defferre in den 1980er Jahren, bevor ITALO PARDO (Kent) aus der Sicht eines Anthropologen ein Paper vorstellte, das er zusammen mit SERGIO MAROTTA (Neapel) verfasst hatte und das vor allem der These nachspürte, ob das Reden über Korruption ebendiese befördere, weil es gewisse Praktiken erst bekannt mache und Akteure sich hinter der Aussage: „Es machen ohnehin alle“ verstecken könnten.

Die zweite Großsektion wurde von FRÉDÉRIC MONIER (Avignon) eröffnet, der sich in seinem Überblicksvortrag vor allem für eine vergleichende Perspektive bei der Untersuchung urbaner Korruptionsphänomene aussprach. Insbesondere wies er auf die diskursive Verhandlung von Korruption auf städtischer Ebene hin. So würden Städte wie Marseille ihr Image als „ville noir“ auch annehmen und positiv wenden. Die Rolle von Bildern, Metaphern und Assoziationen beim Sprechen über urbane Korruption sei intensiv zu analysieren.

Gefolgt wurden diese Ausführungen von zwei Beispielen, welche die nationale Skandalisierung urbaner Korruptionspraktiken zum Inhalt hatten. JORGE LUENGO (Barcelona) berichtete von Auftragsvergaben im Barcelona der Restorationszeit und hatte dabei insbesondere den Umgang der radikalrepublikanischen Partei mit in diesem Zusammenhang aufkommenden Korruptionsvorwürfen im Blick. Hier war der Fokus auf eine Transformationsperiode und der Versuch neuer Eliten, das Vor-

gehen alter Eliten zu skandalisieren, zentraler Punkt der Ausführungen. ANNA ROTH-FUSS (Darmstadt) berichtete im zweiten Vortrag des Panels von einem Bochumer Steuerskandal, der sich im Zuge des Panamaskandals 1892 von einem lokalen zu einem nationalen Skandal ausweitete.

Das nächste Panel führte zurück auf die kommunale Ebene. RONALD KROEZE (Amsterdam) berichtete von der südniederländischen, katholischen Stadt Oss, die seit den 1930er Jahren und einem damaligen Vorgehen gegen dort herrschende Bandenkriminalität mit dem Image der korrupten Stadt umzugehen hatte. Insbesondere die Rolle der Religion und der Industrialisierung, die im bisherigen Tagungsverlauf bereits einige Male aufgeworfen wurden, wurden hier verhandelt. BETTINA TÜFFERS (Berlin) legte das Hauptaugenmerk hingegen auf Frankfurt am Main in den 1980er Jahren und den Umgang der lokalen Politiker mit damals ans Tageslicht kommenden Bestechungsvorwürfen gegen große Teile der Kommunalverwaltung. Insbesondere für die Grünen bot der Skandal die Möglichkeit die bisher den Magistrat dominierenden Parteien, CDU und SPD, die beide gleichermaßen verstrickt waren, zu skandalisieren.

Den zweiten Tag beschloss ALAN LESOFF (Normal, Illinois) mit einem dicht gedrängten Überblick über die Genese des Bildes der korrupten Stadt während des *Gilded Age* in den USA und mahnte zur Vorsicht bei der Übertragung derart zeitlich gebundener Konzepte auf andere Epochen, vor allem, da viele politische Kommentatoren der USA momentan eine zweite *Gilded Age* konstatierten.

Den finalen Tag der Konferenz eröffnete PETER JONES (Leicester) mit einem Vortrag, in welchem er die eingangs erwähnten Bilder der moralisch verdorbenen Stadt mit der Situation der britischen Städte Liverpool, Newcastle und Glasgow zu unterschiedlichen Zeiten im 19. und 20. Jahrhundert verglich und dabei die Profanität des vorherrschenden Bossismus mit den moralischen Kategorien kontrastierte. Wie Jones hob auch MATHIEU LAPOINTE (Montreal) im zweiten Vortrag des Panels die konfessionell-religiöse Komponente des Korruptionsdiskurses hervor, welchen er für seinen Untersuchungsgegenstand Québec und Montreal nachzeichnete.

Die letzten beiden empirischen Inputs kamen schließlich von JAMES MOORE (Leicester) und ANJA SENZ (Heidelberg). Moore zeichnete den Umgang britischer Stadtverordneten im Spannungsfeld steigender kommunaler Ausgaben und ebenso anwachsender Steuerzahlungen und damit einem erhöhten Bedürfnis nach Legitimität der städtischen Ausgaben am Beispiel mehrerer nordbritischer Städte um die Jahrhundertwende nach. Senz führte abschließend noch einmal aus Europa hinaus. Sie beschrieb den Umgang Hongkongs mit urbanen Korruptionsphänomenen als erfolgreich auf narrativer wie kriminologischer Ebene.

In seinen abschließenden Bemerkungen griff JENS IVO ENGELS viele der Beispiele und einige Elemente der geführten Diskussionen auf und kondensierte sie in einigen zentralen Aussagen. So sei das Oszillieren des Redens über Korruption zwischen nationalem und städtischem Rahmen, zwischen Kapitalismus- und Religionskritik sowohl bei den Diskussionen auf der Tagung als auch bei den Zeitgenossen in den Fallbeispielen spürbar gewesen. Das Verhältnis dieser Debatten sei weiter auszuloten. Zudem sei der Schwerpunkt der Fallbeispiele auf die Phase starker Verstädterung und Urbanisierung im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert vielleicht nicht zufällig. Die Ausweitung städtischer Infrastrukturen und der Aufgabengebiete städtischer Verwaltungen habe wohl zu einer intensiveren Beschäftigung mit Korruption geführt. In diesem Zusammenhang seien die Städte erstmals Patrone geworden, die über ausreichend Ressourcen verfügten, um diese an Klienten abzugeben. Schließlich ging Engels nochmals auf Moniers Plädoyer für eine komparative Analyse ein und unterstützte diese Forderung nachdrücklich.

Insgesamt beeindruckte die Tagung nicht nur durch eine oftmals auf hohem Niveau geführte Diskussion, sondern auch durch die große Spannweite an empirischen Beispielen, welche die Heterogenität des Forschungsfeldes beleuchteten. Das rege Interesse aller Tagungsteilnehmer lässt hoffen, dass aus dieser Tagung bald erste vergleichende Studien entstehen, welche dem offenbar zentralen Phänomen der Korruption in der Stadt den Weg sowohl in die Korruptions- als auch Stadtforschung weisen. Einige der zentralen, auf der Tagung unterbeleuchteten Begriffe wie „Macht“ und „Eliten“ werden dabei sicher mit mehr Inhalt befüllt werden können.

**Volker Köhler, Institut für Geschichte der TU Darmstadt,
koehler@pg.tu-darmstadt.de**

Bericht vom International Committee der European Association for Urban History vom 24.-27.8.2016 an der Universität Helsinki

Die 13. Konferenz der ‚European Association for Urban History‘ (EAUH) war von der Präsidentin Marjaana Niemi und ihrem lokalen Organisationskomitee hervorragend organisiert. Über die Inhalte und Debatten in den Sektionen gibt der Bericht von Jörn Eiben in diesem Heft Auskunft, hier geht es primär um die Verbandsangelegenheiten der EAUH. Die Konferenz war mit knapp 600 Teilnehmenden etwa so gut besucht wie die letzte Konferenz in Lissabon, was angesichts der hohen Preise in Finnland seitens des International Committee als großer Erfolg gewertet wurde. Dazu beigetragen hatte sicher die hohe Zahl von 58 Stipendien für jüngere Teilnehmer vor allem aus Osteuropa. Aus Deutschland kamen 54 Teilnehmer, 15 von 75 Sektionen wurden von deutschen Teilnehmern organisiert oder mitorganisiert. Wieder zeigte sich, dass die EAUH-Konferenzen eine deutlich über Europa hinausreichende Anziehungskraft haben: 50 Länder waren vertreten, so auch Japan, Australien und Neuseeland; allerdings war die Teilnahme aus Russland trotz der geographischen Nähe vergleichsweise gering. Neu war die Ausschreibung eines ‚Student prize‘ für die besten Papers von Doktoranden, die im Rahmen eines Round-Table präsentiert und auf der Abschlussveranstaltung prämiert wurden. Die – nach dem verstorbenen früheren Sekretär der EAUH, Pim Koj (Universität Groningen), benannte – Auszeichnung für das beste Paper wurde an Sarah Merritt Mass (University of Michigan/USA) vergeben, die über die Planung des „Glasgow Motorway“ seit 1970 vortrug.

Auf der Hauptversammlung am Abend des 26. August wurde der Bericht der Präsidentin über die bisherigen Aktivitäten sowie die finanziellen Rechenschaftsberichte über die Jahre 2014 und 2015 entgegengenommen und der Vorstand entlastet. Da die „Association“ inzwischen als Gesellschaft nach finnischem Recht vereinsrechtlich organisiert ist, konnten die Tagungsteilnehmer ihr als Mitglieder beitreten und Beschlüsse fassen. Einige der bisherigen Mitglieder des International Committee schieden wegen Erreichen der maximalen Dauer ihrer Mitgliedschaft aus und wurden durch neue Mitglieder ersetzt: Für Jan Hein Furnée (Amsterdam/

Nijmegen) rückte Manon van der Heiden (Leiden) als Vertreterin der Niederlande nach, Simon Gunn (Leicester) ersetzt Roey Sweet (Leicester), für Dieter Schott (Darmstadt) wurde Christoph Bernhardt (Berlin/Erkner) gewählt. Anstelle des ausscheidenden Søren Bitsch (Århus) vertritt nun Mikkel Thelle Dänemark, Katalin Straner (CEU Budapest) ersetzt Markian Prokopovych und Nicolas Kenny (Vancouver) ersetzt als Repräsentant für Nordamerika Michèle Dagenais (Montreal). Da die nächste EAUH-Konferenz Ende August/Anfang September 2018 unter dem Motto „Urban Renewal and Resilience“ in Rom (Roma 3) stattfinden wird, wurde der italienische Vertreter im International Committee, Carlo Travagliani, als neuer Präsident gewählt. Im Hinblick auf die vergleichsweise gute finanzielle Lage der EAUH wurde beschlossen, für die nächste Tagung eine ermäßigte Registrationsgebühr für ‚Postgraduates‘ einzuführen. Als Frist zum Vorschlag von Sektionen für die Konferenz in Rom ist der Zeitraum von Dezember 2016 bis 20. Februar 2017 vorgesehen. Für 2020 wurde die Kandidatur von Antwerpen als Konferenzort begrüßt.

Dieter Schott (TU Darmstadt), bisheriges Mitglied des International Committee für Deutschland, 2008–2016, Schott@pg.tu-darmstadt.de

Christoph Bernhardt (IRS Berlin/Erkner), neues Mitglied des International Committee für Deutschland, 2016ff., Christoph.Bernhardt@leibniz-irs.de

Impressionen von der European Association for Urban History Konferenz „Reinterpreting Cities“ vom 24. bis 28. August in Helsinki

Im August dieses Jahres fand der nunmehr 13. Kongress der European Association for Urban History (EAUH) in Helsinki statt. Die Universität Helsinki bot den rund 600 Teilnehmenden mit ihren wunderbaren Räumlichkeiten dafür einen hervorragenden Rahmen. In mehr als 70 Sektionen wurde das Feld der historischen Stadtforschung abgesteckt. Flankiert wurden die Sektionen von vier Keynote-Vorträgen, zwei Round-Table-Diskussionen und einem umfangreichen Rahmenprogramm.

Angesichts der enormen Breite des inhaltlichen Angebots ist es naheliegend, dass ein einzelner Berichterstatter nicht über jede Sektion berichten kann. Stattdessen wurde eine Auswahl an Sektionen getroffen, die zumindest das 19. und 20. Jahrhundert in internationaler Perspektive abdeckt. Hinzu kommen die beiden Round-Table-Diskussionen sowie drei der vier Keynotes. Im Rahmen der Eröffnungsfeierlichkeiten begrüßte die Präsidentin der EAUH, MARJAANA NIEMI (Tampere), die Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Dabei betonte sie die hohe Relevanz, die die EAUH Themen wie globalen Vernetzungen, Internationalität und Interdisziplinarität beimesse. In diesem Zusammenhang brachte sie deutlich ihr Bedauern darüber zum Ausdruck, dass etliche Kolleginnen und Kollegen aus der Türkei aufgrund der dortigen repressiven Vorgänge nicht an der Tagung teilnehmen könnten. Außerdem wies Niemi auf das neue Modell des Round-Table für laufende Doktorarbeiten hin. Anschließend hielt JAN HEIN FURNEE (Amsterdam) einen Nachruf auf den jüngst verstorbenen Pim Kooij, über viele Jahre Schriftführer der EAUH.

Die Eröffnung des Kongresses rundeten zwei Keynotes ab. Den Anfang machte RIITTA NIKULA (Helsinki), die sich in ihrem Vortrag mit dem Zentrum Helsinkis beschäftigte. Sie beschrieb das Spannungsverhältnis zwischen stadtplanerischen Visionen und deren Konkretionen am Beispiel des Bahnhofstreals. Diese Diskrepanz, so zeigte sie am Beispiel einer Lagerhausbebauung, eröffnete Freiräume, die zum Teil bis in die 1990er Jahre für städtische Subkulturen bestanden hätten. Nach diesem eher deskriptiven Beitrag folgte der programmatisch ausgerichtete Vortrag von

MAARTEN PRAK (Utrecht). Es sei an der Zeit, sich Gedanken über eine Agenda für künftige stadthistorische Forschungen zu machen, was verschiedene Vorteile böte: neben intellektueller Kohärenz vor allem Wettbewerbsfähigkeit mit anderen historischen und geisteswissenschaftlichen Subdisziplinen sowie eine stärkere Relevanz für die Gegenwart, die stadthistorische Forschungen zu einem bedeutungsvollen Mittel der Politikberatung werden lassen könnten. Um zugleich Kohärenz und (drittmittelstarke) Gegenwartsrelevanz zu gewährleisten, schlug Prak eine Trias inhaltlicher Schwerpunkte vor: Migration, Kreativität und Bürgerschaftlichkeit. Alle drei seien distinkt stadthistorische Themen, im Augenblick relevant und böten das Potenzial für Erzählungen im Stile einer *longue durée*. Während seine Ausführungen zu Migration und Kreativität eher knapp blieben, widmete er sich der – von ihm derzeit erforschten – Bürgerschaftlichkeit ausführlicher. Im Anschluss an Charles Tilly argumentierte er, dass sich Bürgerschaftlichkeit als Set von Praktiken konstituiere. Praks Ausführungen riefen auf dem anschließenden Empfang durch die Universität und auch an den folgenden Tagen ein gemischtes Echo hervor. Neben kritischen Kommentaren zu seinen inhaltlichen Schwerpunkten und ungewöhnlichen Begründungen hatte Prak zumindest erreicht, dass seine Agenda mehrfach den Referenzpunkt von Diskussionen und Kommentaren in einzelnen Sektionen bildete.

Bereits am ersten Tagungstag zeigte sich die enorme Breite des inhaltlichen Angebotes, das im Folgenden anhand verschiedener Sektionen skizziert werden soll. Die Session „The Impact of the Second Industrialization. Utilities on European Urban Growth, 19th and 20th Centuries“ wurde von JESÚS MIRÁS ARAUJO (Coruña), ANDREA GIUNTINI (Modena) und MASSIMO MORAGLIO (Berlin) organisiert. Hier erläuterte DIETER BRUGGEMAN (Ghent) am Beispiel des Ingenieurs und Industriellen Fernand Courtoy die Organisation und Rationalisierung der Stromversorgung im Belgien des frühen 20. Jahrhunderts. Bruggeman richtete seinen Fokus dabei weniger auf die Entwicklung einer einzigen Stadt als vielmehr auf verschiedene Überlegungen zur Vernetzung von Regionen in Belgien. Vernetzungen standen auch bei TOADER POPESCU (Bukarest) im Zentrum. Dabei konzentrierte sich Popescu jedoch auf eine einzelne Stadt, nämlich Bukarest, und die dortigen Debatten und Praktiken rund um die Planung von Bahnstrecken und Bahnhöfen zwischen 1870 und 1920. In diesem Zusammenhang verzeichnete er eine interessante Verschiebung: Hätten die Stadtplaner zunächst vorwiegend darauf reagieren müssen, wie die Eisenbahngesellschaften Fakten in Form von Streckenverläufen und Knotenpunkten schufen, so seien städtische Akteure etwa seit der Jahrhundertwende zunehmend in die Verhandlung einbezogen worden. Im Anschluss zeichneten MATS HALLENBERG und MAGNUS LINNARSSON (Stockholm) anhand der Beispiele Stra-

ßenbahn und Telefonversorgung verschiedene Argumentationslinien nach, die bemüht wurden, um das Für und Wider privatwirtschaftlicher Trägerschaft im öffentlichen Raum Stockholms zu debattieren. Für die Privatisierung bzw. Aufrechterhaltung der privatwirtschaftlichen Versorgung seien unter anderem die Vereinfachung bürokratischer Prozesse sowie die von konservativer Seite argumentierte Vermeidung sozialistischer Kollektivierungen angeführt worden. Vor allem sozialdemokratische Akteure hätten dem das Gemeinwohl als Domäne des Staates entgegengehalten. Die beiden folgenden Vorträge stellten die Elektrizitätsversorgung in den Mittelpunkt. So erläuterte TAKAHITO MORI (Kunitachi) am Beispiel Frankfurt am Main die Wandlung der Elektrizität von einem Luxusgut zu einer Notwendigkeit. Treffenderweise wählte er für die Dimension des Luxus die verschiedenen Umgangsweisen mit Licht im Kontext der Schaufensterbeleuchtung. Dagegen interessierte sich JESÚS MIRÁS ARAUJO (Coruña) eher für die Mesoebene des städtischen Elektrizitätskonsums, den er anhand verschiedener Beispiele für Spanien diskutierte. Dabei betonte er vor allem die herausgehobene Bedeutung von Straßenbahnen für den Anstieg des städtischen Stromverbrauchs. Insgesamt bot dieses Panel zwar kaum Rückschlüsse auf den Einfluss der Versorgungseinrichtungen auf die Stadtentwicklung, sehr wohl aber interessante Einblicke in die Komplexitäten und Wechselfälle der innerstädtischen Implementierung von Versorgung.

Einblicke ganz anderer Art boten die vier Beiträge des Round-Table für den EAUH-Preis für Doktorandinnen und Doktoranden 2016, die allesamt ausgezeichnet waren und das Potenzial neuer stadthistorischer Fragestellungen deutlich auswiesen. Den Anfang machte die spätere Gewinnerin des Preises, SARAH MASS (Ann Arbor), mit einer Studie zur (Fern-)Straßenplanung in Glasgow. Mass, die sich in ihrer Dissertation eigentlich mit der Geschichte von städtischen Märkten beschäftigt, erläuterte, wie sie anhand der Planungsprozesse für eine Fernstraße in Glasgow Rückschlüsse auf ihren eigentlichen Untersuchungsgegenstand zieht. Damit zeigte sie, wie der Fokus auf Planungsprozesse in Richtung umfänglicherer historiographischer Fragestellungen erweitert werden kann. Anschließend stellte JANA COOMANS (Amsterdam) ihr Projekt vor, in dem sie Fleischhallen als Manifestation städtischer Gesundheitspolitiken anhand der Beispiele Ghent, Leiden, Dordrecht und Haarlem untersucht. Im Grunde genuin der mittelalterlichen Geschichte verpflichtet, zeigte Coomans auf beeindruckende Weise, wie sich Fleischhallen gängigen Periodisierungen entziehen. Man könne anhand der Fleischhallen städtische Gesundheitspolitiken in ihren Brüchen und Kontinuitäten bis in das 19. Jahrhundert nachzeichnen. Die beiden folgenden Beiträge von MICHAEL THORNTON (Harvard) und REINHILDE SENNEMA (Rotterdam) waren jeweils etwas enger an bestimmten stadthistorischen Forschungsparadigmen orientiert. THORNTON

schlug vor, Sapporo im Kontext des Konzepts der „Settler-City“ (Belich) zu untersuchen. Entsprechend interpretierte er Sapporo konsequent als bewusst geschaffenen Ort zur Kontrolle der Insel Hokkaido, um die sich die japanischen Herrscher seit Mitte der 1870er Jahre angesichts russischer Expansionsbemühungen sorgten. Thornton zeigte, wie sich ein solcher städtischer Vorposten von ‚Regierungsmacht‘ eignet, um Versuche der Regulierung des Raumes und der Gesellschaft zu analysieren. In ihrem Versuch über typologische Aspekte von Hafenstädten schlug SENNEMA vor, diesen Typus als „Second City“ zu interpretieren. Zu diesem Zweck rückte sie die globale Verbundenheit von Hafenstädten ins Zentrum, die sich sowohl anhand der Waren- als auch der Migrationsströme und Heterogenität der Stadtbevölkerung zeigten. Diese mannigfaltigen Vernetzungen bildeten, so Senne- ma, den wesentlichen Impuls städtischer Dynamik in Hafenstädten.

Mit diesem Panel korrespondierte die Keynote von SWATI CHATTOPADHYAY (Santa Barbara), die ebenfalls vor allem methodologisch-analytische Schwerpunkte für (stadt-)historische Forschungen setzte. Den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen bildete ein Plädoyer für den Maßstab stadthistorischer Forschungen. Diese ließen sich nicht in einer Makro-, sondern einzig und allein in einer Mikroperspektive gewinnbringend durchführen, was sie anhand von zwei Beispielen aus indischen Städten erläuterte. Zunächst erläuterte sie am Beispiel der sogenannten *Bottle-khana*, dem indischen Äquivalent einer Speisekammer, wie man aus dem kleinsten Raum eines Hauses auf die geschlechtlich und kolonialistisch formatierten Herrschaftsordnungen des englischen Empire in Indien „herauszoomen“ könne. In der *Bottle-khana* hätte die (weiße) Dame des Hauses Herrschaft über ihre Angestellten ausüben und sich zugleich in buchhalterischen Praktiken üben können. Letztere fanden ihren materiellen Niederschlag in Formblättern, die Formularen des britischen Finanzministeriums entsprachen und somit ein „seeing like a state“ bis in die Speisekammer trugen. Das zweite Beispiel bildeten die sogenannten *Puja*, gigantische religiöse Skulpturen. Indem sie auf öffentlichen Plätze und großen Straßen errichtet würden, erzeugten sie eine völlig neue und zugleich vorübergehende Raumordnung der Stadt. Beide Beispiele böten außerordentlich gehaltvolle mikrohistorische Ansatzpunkte für weitere stadthistorische Forschungen.

Die Sessions „European Seaport Cultures“, organisiert von CAROLA HEIN (Delft) und DIRK SCHUBERT (HCU Hamburg), und „Urbanizing Nature: the Role of the City in Reshaping Nature 1500–2000“, organisiert von DIETER SCHOTT (Darmstadt) und TIM SOENS (Antwerpen) verliefen parallel. In ersterer Session sprach unter anderem CHRISTOPH STRUPP (Hamburg) über die Geschichte des Hamburger Hafengeburtstags und zeigte auf, wie sich die Feierlichkeiten zur Verleihung der Zollfreiheit im Hamburger Hafen im 20. Jahrhundert sukzessive von einer Angele-

genheit politischer und ökonomischer Eliten zu einem vollständig kommerzialisierten Event wandelten. Dabei betonte er vor allem die immer wieder neu erfundene Traditionalität dieser Veranstaltung und deren Vermarktung durch die Stadt Hamburg. Anschließend widmete sich JOAQUIM NADAL (Barcelona) dem Wandel der Hafenspolitik in Spanien seit dem Ende des Franco-Regimes. Er stellte verschiedene Modelle der Gestaltung des Verhältnisses zwischen Stadt und Hafen in katalanischen Städten vor. Gemeinsamer Nenner fast all dieser Modelle war die Bevorzugung wirtschaftlich lukrativer Nutzungen in Form von Kreuzfahrtschiffterminals oder Industriehafenanlagen gegenüber erinnerungskulturellen Aspekten, wie etwa dem Erhalt und musealer Aufbereitung historischer Anlagen. Solche Facetten stellte auch GÜNTER WARSEWA (Bremen) in seinem Beitrag in den Mittelpunkt. Nachdem er zunächst verschiedene typologische Aspekte von Hafenstädten (Erreichbarkeit, Risikogemeinschaft der Bürgerinnen und Bürger, Menschen- und Warenströme) diskutiert hatte, rückte er die Spezifika der lokalen Kultur in den Mittelpunkt. Dort fänden genau diese Aspekte ihren Niederschlag, wie er anhand verschiedener internationaler Beispiele erläuterte. Den Abschluss dieses Teils der Sektion bildete der Vortrag von PAUL VAN DE LAAR (Rotterdam), der sich mit dem Imagewandel der Hafenstädte Rotterdam, Marseille und Liverpool beschäftigte. Diese Städte hätten ihren Status als Kulturhauptstadt Europas jeweils gezielt zu nutzen gewusst. Freilich habe es dabei auch finanzielle Zuwendungen gegeben, doch im Kern sei es vor allem darum gegangen, durch das Etikett „Kultur“ eine Erzählung der Regeneration zu beglaubigen. Diese Erzählungen seien dabei nicht bloß diskursives Beiwerk, sondern im Sinne des Konzeptes der Pfadabhängigkeit bestimmender Faktor hafenspolitischer Entscheidungen gewesen – anders, so van de Laar, seien die milliarden-schweren Investitionsprogramme in diese Häfen nicht zu erklären.

In der Sektion zur Urbanisierung von Natur stellten unter anderem MANEL GUÀRDIA und JOSÉ LUIS OYÓN (Barcelona) ihr beeindruckend ausführliches Datenmaterial zum Fleisch- und Fischkonsum in Barcelona vor, anhand dessen sie verschiedene wirtschaftliche Krisenzeiten ausmachten, die sich unmittelbar im veränderten Konsum niedergeschlagen hätten. Einen anderen Zugriff auf das Thema Fleisch wählte ANTONIO CARBONE (Berlin). In seinem Vortrag beschäftigte er sich mit dem Verhältnis von Epidemien und der Fleischindustrie im Buenos Aires der 1860er und 1870er Jahre. Dabei zeigte er eindrucksvoll, wie sich verschiedene Epidemien, u.a. Cholera und Gelbfieber, auf die Produktion und Konsumtion von Fleisch auswirkten und ein neues gesundheitspolitisches „Umweltregime“ in der Stadt etablierten. Anhand der Verdrängung der fleischverarbeitenden Betriebe aus der Stadt und dem Bau von Parkanlagen erläuterte er, wie sich dieses Umweltregime unmittelbar auf Stadtplanung und die Definition von Stadt auswirkten. Letzteres

bildete dann auch den Dreh- und Angelpunkt der folgenden Abschlussdiskussion, in der verschiedene Teilnehmende über die (Un-)Vergleichbarkeit von Stadt-Umwelt-Verhältnissen debattierten.

Der Tag endete mit einem Empfang aller Teilnehmenden im Rathaus von Helsinki. Am zweiten Tag gab es – passend zum abendlichen Rathausempfang – unter anderem eine von CHRISTOPH STRUPP (Hamburg) und MALTE THIESEN (Oldenburg) organisierte Session zu „Town Hall Squares as Spatial Focal Points of Urban Life in the 19th and 20th Century“, in der auch der Autor dieses Berichts vortrug. Im Verlauf der Session zeigte sich das analytische Potenzial dieser zentralen Orte für eine Zeitgeschichte der Stadt. Sie bieten zum einen Ansatzpunkte für Untersuchungen urbaner Identitätskonstruktionen, wie unter anderem XIAO WEI (Aberdeen) für Shanghai und SYLVIA NECKER (München) für München und Hamburg zeigten. Zum anderen lassen sich an Rathausplätzen Fragen nach politischen und sozialen Machtverhältnissen bearbeiten, wie unter anderem KAREN VANNIEUWENHUYZE (Antwerpen) und AGÁTA KRAVCÍKOVÁ (Ostrava) für Antwerpen und Ostrava zeigten. Potenziale für erinnerungskulturelle Themen zeigten VERONIKA KNOTKOVÁ und HANA SVATOŠOVÁ (Praha) für Prag auf, MAGDALENA MARKOWSKA (Wrocław) untersuchte Rathausplätze als zentrale Orte in schlesischen Städten und KATHRYN ELIZABETH HOLLIDAY (Arlington) stellte die Frage nach Rathausplätzen in Stadtregionen, die von „Urban sprawl“ betroffen sind.

Im Anschluss an diese Sektion fand der zweite Round-Table des Kongresses statt. Moderiert von ROEY SWEET (Leicester) und JAN HEIN FURNEE (Nijmegen) wurde ausführlich über das Thema „Teaching Urban History“ diskutiert. Sweet und Furnee hatten einen umfangreichen Fragenkatalog vorbereitet, der durch die Diskussion führen sollte. Dazu zählten unter anderem Fragen danach, wie die Studierenden für eine außeruniversitäre berufliche Laufbahn qualifiziert werden können, wie die Kooperation mit außeruniversitären Institutionen verläuft oder wie es um den Anspruch der Interdisziplinarität bestellt ist. Hinsichtlich der außeruniversitären beruflichen Qualifikation präsentierten verschiedene Vertreterinnen und Vertreter die Verzahnung mit lokalen Projekten in Form von Restaurierung (Leicester), lokalhistorischen Events (Helsinki) oder Praktika bei ansässigen Unternehmen (Antwerpen). Hinsichtlich der Interdisziplinarität wurde mehrfach der Vorzug der Stadtgeschichte angeführt, die genuin interdisziplinär sei und mithin gar nicht anders arbeiten könne. In diesem Selbstverständnis vermag der ‚Allgemeinhistoriker‘ allerdings einen gewissen Schwachpunkt sehen. Im Zuge der Diskussionen blieb zum Teil unklar, was denn nun die spezifisch historischen Fragestellungen sein könnten, innerhalb derer Stadtgeschichte gelehrt werden könne. Insgesamt hinterließ dieser Round-Table einen eher gemischten Eindruck. Zwar konnten aus den

zahlreichen Beiträgen durchaus Rückschlüsse auf Lehr-Lern-Umgebungen an verschiedenen Universitäten gezogen werden, da es sich jedoch vorwiegend um strukturierte Masterprogramme handelte, blieben diese Rückschlüsse überwiegend abstrakt und müssen für das eigene Seminar kritisch überprüft werden.

Der Abschluss des Tages versprach mit einer Sektion zu Städtepartnerschaften gewissermaßen ‚harmonisch‘ zu werden. Anhand des Phänomens „Partnerstädte“ sollte versucht werden, so betonte CHRISTIAN RAU (München/Berlin), der gemeinsam mit ELOISA BETTI (Bologna) und VLADIMIR UNKOVSKI-KORICA (Glasgow) für die Session verantwortlich zeichnete, neue Perspektiven auf den Kalten Krieg zu gewinnen. Das Konzept der „Partnerstadt“, das bereits in der Zwischenkriegszeit als Modell zur Förderung von Versöhnung zwischen ehemals verfeindeten Staaten eingeführt worden war, habe in der Zeit des Kalten Krieges eine bessere Verständigung zwischen den ‚Blöcken‘ gewährleisten sollen. Diesen programmatischen Anspruch der Zeitgenossen nahm MALTE THIESSEN (Oldenburg) zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen zu britisch-russischen Städtepartnerschaften – und kehrte ihn um: Obwohl sie als Modell der Verständigung angelegt seien, zeigten sich Städtepartnerschaften im Quellenmaterial viel eher als Phänomen des Unterschieds. Die russischen wie auch die britischen Repräsentantinnen und Repräsentanten der Städte hätten eher eine Politik der Selbstpräsentation als die einer Annäherung an das Gegenüber verfolgt. Nicht zuletzt deshalb böten sie sich für die Analyse städtischer Selbstkonzepte an, die durchaus im Widerspruch zu offiziellen ideologischen Doktrinen stehen konnten. Anschließend stellte MARIA PASZTOR (Warszawa) die städtepartnerschaftliche Politik der kommunistischen Machthaber in Polen vor. Dabei betonte sie zum einen, dass sich auf diese Weise ein leichtes Aufweichen des „Eisernen Vorhangs“ beobachten ließ. Zum anderen zeigte sie, wie vor allem die Vielzahl französischer Städte das Modell nutzten, um ihren polnischen Partnerstädten medizinisches Material zukommen zu lassen, auf das man dort dringend angewiesen war. Eine weitere Perspektive eröffnete KRISZTINA SLACHTA (Budapest), die sich mit den Beziehungen zwischen ‚vertriebenen‘ und ‚verbliebenen Ungarndeutschen‘ beschäftigte. Vor allem am Beispiel der Partnerschaft zwischen Backnang und Bácsalmás illustrierte sie, dass bereits deutlich vor der offiziellen ‚Verpartnerung‘ im Jahre 1988 die Beziehungen zwischen den ‚Ungarndeutschen‘ und deren ehemaliger Heimat in der ungarischen Kleinstadt wesentlich waren. Ähnlich wie auch Pasztor unterstrich sie damit die verbindenden Effekte von Partnerstadtprogrammen. Den Abschluss der Sektion bildete der Beitrag von VLADIMIR UNKOVSKI-KORICA, der die Beziehungen zwischen Zagreb und Bologna als „*Détente* von unten“ beschrieb. Mit diesem Modell könnten die Städtepartnerschaften zwischen Ost und West sinnvoll beschrieben werden, gerade für solche Staaten wie Jugoslawien, die

sich für blockfrei erklärten. Die Untersuchung der Beziehungen zu Bologna böte sich vor allem deshalb an, weil auch hier gerade kein primär westlich-kapitalistisches Modell, sondern eine dezidiert „rote Stadt“ als Partner bereitgestanden habe. Interessanterweise habe sich eine Art städtepartnerschaftliche Spaltung durch Jugoslawien gezogen: Während die ‚kroatische‘ und ‚slowenische‘ Seite eher Partnerschaften in den Westen unterhielt, orientierte sich die ‚serbische‘ Seite nach Osteuropa.

Die Sektion zu städtischer Automobilität bot am folgenden Tag einen gewinnbringenden Abschluss. Organisiert von CHRISTOPH BERNHARDT (Erkner) und SIMON GUNN (Leicester), brachte sie Expertinnen und Experten von Australien bis in die USA zusammen. Inhaltlich und analytisch orientierte sich ein Großteil der Beiträge an dem von den Organisatoren vorab den Beiträgern präsentierten Fragenkatalog, der die Themen Geschlecht und Klasse, Pfadabhängigkeiten, Persistenzen und Hindernisse sowie transnationale Zirkulationen umfasste und Fragen nach dem Verhältnis von Gewonnenem und Verlorenem sowie nach möglichen analytischen Rahmungen bündelte. Den Auftakt machte BRIAN LADD (Albany), der sich einer konzisen Dekonstruktion verschiedener Mythen rund um städtische Automobilität widmete. Es sei nachgerade absurd, eine dermaßen starke Zäsur mit der Verbreitung des Automobils zu setzen, wie dies verschiedentlich in der Literatur getan werde, wie er anhand der *longue durée* verschiedener Mobilitätsformen und deren Effekten auf die Gestaltung der städtischen Umwelt zeigte. Das Verhältnis zwischen Auto und Stadt, so sein Fazit, könne nicht als singulärer Moment gefasst, sondern müsse als Teil einer sehr viel komplexeren und längeren Entwicklung betrachtet werden. Anhand der Konflikte zwischen Kraft- und Pferdedroschkenkutschern zeigte MIA KORPIOLA (Turku) anschließend einige sehr unmittelbare Effekte von Automobilität auf eine bestimmte Gruppe städtischer Akteure auf. Die Pferdedroschkenkutscher in Helsinki hätten intensiv gegen die neue motorisierte Konkurrenz opponiert und versucht, dieser durch Lobbyarbeit bei den städtischen Verantwortlichen zu schaden, was letztlich jedoch lediglich zu einer juristischen Regulierung städtischen Autoverkehrs geführt habe. Einen anderen Zugang wählte anschließend HEINER STAHL (Siegen), der anhand eines mediengeschichtlichen Zugriffs auf Autohupen zeigte, wie sich in einem politisch bis in die 1930er Jahre nicht regulierten Feld die Hersteller verschiedener Autohupen einen scharfen Konkurrenzkampf lieferten. Ein interessanter Befund für die städtischen Klangwelten bestand darin, dass Bosch eine Hupe mit unterschiedlichen Geräuschen für Land- und Stadtfahrten anbot, in der die Lautstärke für den städtischen Verkehr nur halb so laut eingestellt gewesen sei wie für den ländlichen. KRISTA COWMAN (Bristol) unternahm anschließend einen Schritt in die Nachkriegszeit und widmete sich britischen Kampagnen für

Spielstraßen zwischen den 1950er und 1970er Jahren. In zeitgenössischen Debatten über Verkehrs(un)sicherheit der Kinder hätten nicht die Autofahrer, sondern Mütter am Pranger gestanden, was dazu geführt habe, dass politische Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung zunächst ausblieben. So hätten die Mütter selbst die Initiative ergriffen und begonnen die Straßen ihrer Viertel zu blockieren, damit ihre Kinder in Sicherheit spielen könnten. Sicherheit, so CHRISTOPH BERNHARDT in einer Zusammenfassung des ersten Teils dieser Sektion, sei zweifellos ein verbindendes Element der Beiträge gewesen und erscheine insofern als geeigneter Aspekt eines analytisch-konzeptionellen Rahmens für städtische Automobilität.

Als Auftakt zum zweiten Teil rekonstruierte GRAEME DAVISON (Melbourne) stadtplanerische Diskurse für die autogerechte Bebauung australischer Städte. Dabei sei zum einen anhand des Gegensatzes zwischen dem stark verdichteten London und dem sehr weitläufigen Los Angeles diskutiert worden, ob und wie australische Städte dem Verkehr begegnen könnten. Zum anderen sei ein spezifisch ländlicher Ansatz in die Stadtplanung überführt worden, da die Planer zunächst städtische Straßen als Verlängerung der ländlichen wahrgenommen hätten. Jenseits der planerischen Perspektive zeigten TRISTAN LOUBES und STÉPHANE FRIOUX (Lyon) die Debatten über Automobilität zwischen Stadtbevölkerung und Politik auf. Anhand der Eingaben von Interessenverbänden und Einzelpersonen sowie den Reaktionen durch die städtischen Verantwortlichen zeichneten sie ein facettenreiches Bild des Umgangs mit Verkehr in Marseille und Lyon. Anschließend stellte SARAH MASS (Ann Arbor) ihr bereits oben erwähntes Paper vor. Den Abschluss der Sektion bildete HARALD ENGLERS (Erkner) Auseinandersetzung mit bürgerschaftlichem Protest gegen Verkehrsplanungen in West-Berlin, Bielefeld und Erfurt. Die 1970er Jahre bildeten für die Protestbewegungen in diesen Städten durchaus ein historisches Schlüsselmoment. Ein reizvolles analytisches Element bildeten die von Engler formulierten Überlegungen zum Vergleich von Städten. Angesichts der unterschiedlichen Entwicklungstempi von Städten bräuchten Vergleiche einen gemeinsamen Nenner. Hier böte sich die Gegenüberstellung von lokal spezifischen Protestbewegungen an. Im Gegensatz zur Diskussionsrunde nach dem ersten Teil ergaben sich in der folgenden Abschlussdiskussion leider eher Detailfragen und keine klaren neuen Perspektiven, sodass die Anregungen dieses Teils der Sektion aus den einzelnen Beiträgen selbst gewonnen werden mussten.

Die Berichterstattung über einen dermaßen großen Kongress muss notwendig fragmentarisch und interessegeleitet erfolgen. Mit Blick auf das Programm lässt sich eine beeindruckende Vielfalt der Themen, aber auch der Untersuchungsgegenstände und der internationalen Vernetzung konstatieren. Mit Teilnehmenden aus allen Kontinenten sowie zahlreichen Beiträgen und Sektionen über außereuropäische

Phänomene bildete der diesjährige EAUH-Kongress beileibe keine exklusiv europäischen, sondern globalgeschichtliche Perspektiven auf die Stadt ab. Insgesamt waren die Tage von Helsinki inhaltlich bereichernd und boten den Teilnehmenden die Möglichkeit, aus außerordentlich verschiedenen Wissenschaftskulturen, Interessengebieten und fachlichen Ausrichtungen heraus ihre Zugänge zur Geschichte der Stadt zu diskutieren.

Dr. Jörn Eiben, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, eibenj@hsu-hh.de

Tagungsbericht: 17th International Planning History Society (IPHS) Conference Delft, vom 17. bis 21. Juli 2016

Der Begriff „Resilienz“ stand im Mittelpunkt der diesjährigen Konferenz der International Planning History Society (IPHS), die CAROLA HEIN (Delft) an der TU Delft organisierte. In seiner Keynote Speech verwies LARRY VALE (Cambridge, MA) auf die inflationäre und teilweise beliebige Verwendung des Begriffs und entwarf das Konzept einer neuen „kritischen Resilienz“: Stärker als bisher müssten Geschichte, Symbole und Politik miteinander in Beziehung gesetzt werden. Mit Blick auf die Neuerfindung Chicagos nach dem Feuer 1871 und dem aktuellen Beispiel der indonesischen Stadtregion Banda Aceh, wo nach dem Tsunami 2004 ein in vieler Hinsicht verbessertes Wohnungsbauprogramm realisiert werden konnte, war der weitgespannte Rahmen der Tagung abgesteckt, die zur „Verbesserung der interdisziplinären Arbeit in der Planungsgeschichte weltweit“ beitragen wollte. Es ging um interkulturellen Austausch und Kolonisierung, Methoden und Strategien in der Planung, Umwelt- und Regionalplanungsgeschichte, Katastrophen, Gefahren und Herausforderungen der Städte in Geschichte und Gegenwart. Daraus ergaben sich sieben Themenfelder mit je zwei Perspektiven, in denen an drei Tagen insgesamt rund 500 Beiträge verhandelt wurden.

Das von CELINA KRESS (Berlin) und SYLVIA NECKER (München) in Kooperation mit der GSU organisierte Panel „Urban Ruralities since the 19th Century“ fand in der Rubrik „Planning and Heritage: New Approaches on Heritage Landscape and Territorial Planning“ statt. Einführend lieferte KRESS einen Überblick zur Entwicklung des asymmetrischen Blicks auf Urbanität und Ruralität in der Planung und Raumforschung in den letzten fünf Jahrzehnten. Mit dem Konzept der Stadt-Land Urbanität („urban-rural space“) plädierte sie für eine gleichberechtigte Betrachtung und Einbeziehung urbaner und ruraler Qualitäten bei der planungshistorischen Analyse und damit für die verstärkte und differenzierte Beleuchtung von Austauschbeziehungen zwischen Stadt und Land.

BJÖRN BLASS (Berlin) untersuchte in seiner Fallstudie die Verflechtung von Stadt und Land anhand der Entwicklung moderner Müllentsorgungsmethoden in Berlin um 1900. Demnach führten der Bau der Berliner Kanalisation ab 1875, gepaart mit erhöhten Standards öffentlicher Gesundheit, zu einem veränderten Umgang mit Müll, der sich auf den Kreislauf zwischen städtischer Konsumtion und ländlicher Produktion auswirkte.

SOPHIE SCHRAMM (Kassel) beleuchtete die Geschichte der Klärgruben in Hanoi und deren sozioökologische Effekte. Begonnen als ein koloniales Projekt der französischen *mission civilisatrice*, seien die Klärgruben nach wie vor Teil eines weiteren sozio-materiellen Kreislaufs, der Mensch und Umwelt über formelle Stadtgrenzen hinaus verbinde. Schramm verwies zudem auf die Methoden der Aneignung und Anpassung an die alltäglichen Bedürfnisse der Bewohner nach dem Ende von Kolonialherrschaft und Vietnamkrieg.

In seinem Beitrag über den Generalbebauungsplan für Groß-Madrid (1941–1946) erläuterte PIERO SASSI (Weimar) den Versuch des franquistischen *Nuevo Estado*, eine neue Ordnung in der Stadtregion um die Hauptstadt durchzusetzen. Während der Plan eine strikte Trennung zwischen städtischen und ruralen Räumen vorgesehen habe, sei Madrid aufgrund der Konflikte zwischen den planerischen Institutionen und der Umwälzung der sozioökonomischen Verhältnisse in das Umland gewachsen und gewuchert.

Den abschließenden Beitrag lieferte SYLVIA NECKER (München) über die Arbeit des Hamburger Architekten Konstanty Gutschow, der 1939 von den Nationalsozialisten mit der Umgestaltung der Hansestadt beauftragt wurde. Gutschow habe insbesondere nach den Bombardements der Stadt 1943 in seinem Plan die Idee einer „organischen“ Stadtlandschaft verfolgt, die den praktischen Aspekt der Auflockerung zur verbesserten Schutz- und Abwehrmöglichkeit im Fall von Luftangriffen mit der ideologischen Prämisse der „Volksgemeinschaft“ verbunden habe. Nicht nur von Gutschow sei die Idee der Stadtlandschaft erfolgreich in die Bundesrepublik transformiert worden. Selbst heute tauchten ähnliche Ideen in der Hamburger Stadtentwicklungspolitik auf, würden jedoch durch den Trend zur Reurbanisierung konterkariert. Stadt-Land Beziehungen und Metabolismen über städtische Grenzen hinaus waren auch das Thema des Panels „Unfolding the Role of Urban Metabolism in the History of Urban Design and Planning“ von GEOFFREY GRULOUS und MARCO RANZATO (Brüssel). SABINE BARLES (Paris) erläuterte in diesem Rahmen die historische „Chemie von Paris“ und die „Jagd nach Nährstoffen“, die Planer, Ingenieure und Wissenschaftler im späten 19. Jahrhundert dazu inspiriert habe, urbane Abfälle einem städtischen Recyclingsystem zuzuführen. ANDREA BORTOLOTTI und MARCO RANZATO (Brüssel) stellten die außergewöhnliche Brüsseler Planungs-

geschichte vor, wo der Ökologe Duvigneaud bereits in den 1970er Jahren versucht habe, die Gesamtheit der städtischen und regionalen Stoffkreisläufe zu erfassen, um sie städtischer Planung und Politik zugrunde zu legen. MARTA DE MARCHI (Venedig) gab einen Einblick in ihre Forschung zur Rolle der Lebensmittelversorgung in urbanistischen Planungskonzepten. CRISTINA RENZONI und MARCIA CHIARA TOSI (Venedig) erklärten den Wandel der Diskurse über die *città diffusa* Italiens, in denen das Metabolismus-Konzept an Bedeutung gewinne.

CORINNE JAQUAND (Paris) hielt mit ihrem Beitrag "Landscape-Induced Metropolisation: Paris' North-Eastern Suburbs" im Rahmen des Panels „Resilience and Public Space“ ein eindringliches Plädoyer für eine ernsthafte Einbeziehung der Landschaft und ihrer Texturen sowie Materialitäten in die Stadtentwicklungspolitik. Am Beispiel der *Suburbs*, die bislang vornehmlich als urbanes Problem und als Scheitern urbanistischer Politik interpretiert wurden, konnte sie zeigen, welches Potential die Anwendung von Strategien aus der Landschaftsarchitektur haben könnte.

Im Konferenzprogramm fanden zahlreiche Beiträge Platz, die sich mit der Geschichte und den gegenwärtigen Herausforderungen unterschiedlicher südeuropäischer Städte auseinandersetzten. Neben bereits etablierten Forschungsgebieten, etwa der Geschichte der Stadterneuerung in Bologna (FILIPPO DE PIERI, Turin), fanden sich auch bis dato dem internationalen Fachpublikum kaum bekannte Themen. So widmeten sich einige Vorträge der Planungsgeschichte Spaniens während des 20. Jahrhunderts. JEAN-FRANÇOIS LEJEUNE (Miami) beleuchtete die Pläne für Madrid (1929–1930) und Barcelona (1931–1936) und untersuchte den Einfluss der zeitgenössischen internationalen Modelle auf die spanische Fachwelt. Neben dem erwähnten Vortrag über den Madrider Generalbebauungsplan von PIERO SASSI lieferte JOSÉ LUIS SÁINZ GUERRA (Valladolid) einen weiteren Beitrag über die Städtebaupolitik der Franco-Diktatur, in dem er die Binnenkolonisation und die daraus entstandenen neuen Dörfer (*pueblos de colonización*) vorstellte.

Ein besonderer Fokus der Tagung lag auf dem globalen Austausch von Ideen und Konzepten der Planung und Stadtentwicklung. Entsprechend präsent waren Hafenstädte als Knotenpunkt weitgespannter Austauschnetzwerke: DIRK SCHUBERT (Hamburg) diskutierte am Beispiel von Seehafenstädten wie Hamburg oder Philadelphia Möglichkeiten, Pfadabhängigkeit und Resilienz als sich gegenseitig ergänzende Perspektiven für die historische Stadtforschung zu nutzen. Anschaulich stellte SOFIA SAAVEDRA BRUNO (Willemstad, Curaçao) am Beispiel des Kreuzfahrttourismus in der Karibik die ökologischen Belastungen und geringen Gewinne für Küstenstädte und -regionen den globalen Netzwerken einer schnell wachsenden Wirtschaftsbranche gegenüber. FATMA TANIS und FATMA ERKÖK (Delft) stellten die Methodik ihrer vergleichenden Untersuchung von Dynamiken und Ergebnissen

von "Waterfront"-Projekten in London, Genua und Hamburg vor. Der von CAROLA HEIN, DIRK SCHUBERT und PAUL VAN DE LAAR (Rotterdam) moderierte Roundtable zu diesem Thema kam gleichwohl zu dem Schluss, dass der zentrale Begriff "Waterfront" bisher noch kaum historisch konzeptualisiert ist.

Die Tagung ermöglichte einen breiten Überblick zur Themenvielfalt, konkreten Forschungszusammenhängen und -projekten sowie methodischen Zugriffen in der Planungsgeschichte, deren transdisziplinäre Ausprägung und globale Relevanz für die theoretische Reflexion und die Praxis räumlicher Planung und Entwicklung einmal mehr sichtbar wurde. Die dreistufige Strukturierung in Themenfelder („themes“), Rubriken („tracks“) und Panels erleichterte die Orientierung. Eine gewisse Atemlosigkeit und das Gefühl, nicht immer zur rechten Zeit am rechten Platz zu sein, gehören wohl zum Format solcher disziplinärer Leistungsschauen.

**Dr.-Ing. Celina Kress, Center for Metropolitan Studies (CMS) der TU Berlin,
celina.kress@metropolitanstudies.de**

**Dr. Sylvia Necker, Institut für Zeitgeschichte München-Berlin,
s@sylvianecker.com**

Björn Blaß, M.A., Freie Universität Berlin / Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, blass@mpib-berlin.mpg.de

Dott. Mag. Piero Sassi, Bauhaus-Universität Weimar, piero.sassi@uni-weimar.de

Dr. Sophie Schramm, Nachwuchsgruppenleiterin FG Stadterneuerung/Stadtbau Universität Kassel, sophie.schramm@asl.uni-kassel.de

**Laudatio zur Verleihung des
Nachwuchspreises der GSU 2016
an Philipp Wagner für die Arbeit:
Stadtplanung für die Welt?
*Die performative Konstruktion inter-
nationalen Expertenwissens in der ersten Hälfte
des 20. Jahrhunderts***

Philipp Wagner studierte von 2003 bis 2009 Geschichte und Philosophie zunächst in Münster und dann an der Humboldt-Universität Berlin und schloss sein Studium mit dem Ersten Staatsexamen ab. Schon in seiner Examensarbeit zeigte er Interesse für ein stadtgeschichtliches Thema, indem er über „Anspruch und Realität von Ludwig Hoffmanns Kommunalarchitektur“ arbeitete. Im Anschluss daran promovierte er an der Humboldt-Universität mit der heute prämierten Arbeit, die schließlich mit *Summa cum laude* bewertet wurde. Seine Betreuerin in Berlin war Prof. Gabriele Metzler. Während seiner Promotionszeit war Herr Wagner Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes und erhielt ebenfalls Stipendien der Deutschen Historischen Institute London und Washington, DC. Außerdem war er während der Promotion zeitweise als Lehrer in Berlin.

Nach einer knapp zweijährigen Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität wechselte er zum laufenden Wintersemester als Wissenschaftlicher Angestellter in die Abteilung Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld. In seinem aktuellen Forschungsprojekt, welches die Habilitationsschrift werden soll, beschäftigt sich Wagner mit dem Thema: „Die Erfindung der demokratischen Subjektivität. Politische Bildung in der Bundesrepublik nach 1949“.

In seiner ausgezeichneten Dissertation hat Herr Wagner die Wirksamkeit der „Internationale der Stadtplaner“ in einer politisch äußerst wechselvollen Epoche der europäischen Geschichte untersucht. Dabei bewegt sich die Arbeit an der Schnittstelle zwischen Stadtgeschichtsforschung und Planungsgeschichte und verbindet

diese beiden Welten im besten Sinne miteinander – so, wie das auch die GSU versucht.

Ein besonderes Verdienst stellt Herr Wagners Untersuchung der Geschichte der 1913 gegründeten *International Federation for Housing and Town Planning* (IFHTP) dar, die er als Erster fundiert erforscht und deren Relevanz er für die Schaffung eines einflussreichen Netzwerks von Experten und politischen Entscheidern vor allem bis zum Zweiten Weltkrieg herausgestellt hat.

Die Arbeit vermag es in geradezu mustergültiger Weise, die Aktivitäten von Planern und Politikern im Spannungsfeld zwischen nationalen Zwängen und internationalen Einflüssen nachzuzeichnen. Wir können hier lernen, wie ein internationales Experten Netzwerk über sich verschiebende Grenzen hinweg funktionierte und wie es mit gesellschaftlichen Problemen umging. Die IFHTP, das weist Herr Wagner nach, war ein Netzwerk, das mittels der Entwicklung von Internationalisierungspraktiken ihre Ordnungskonzepte grenzübergreifend propagierte und diese damit universalisierte. Die vorliegende Studie vermag es, gerade den Wandel dieser Praktiken im Laufe des Untersuchungszeitraums nachvollziehbar zu machen. In einer Zeit, in der Populisten und populistische Politiker ganz offen behaupten, sie könnten auf „Experten“ verzichten, und auf Fakten erst recht, zeigt diese Studie in welchen Spannungsfeldern sich eine Experteninternationale aufbauen konnte und auch funktionierte – und dies, obwohl es „nur“ Ideen verbreitete, während deren Umsetzung anderen überlassen bleiben musste.

Unter den Planern des Netzwerks befanden sich illustre Namen wie Raymond Unwin, Virgilio Testa oder Carlos Contreras, aber auch zahlreiche weitere, weniger im Rampenlicht stehende Persönlichkeiten. Diese IFHTP-Mitglieder waren ebenfalls in anderen Fachgesellschaften und Netzwerken tätig bzw. standen im Konflikt mit solchen, wie auch Institutionen wie dem Völkerbund, den Vereinten Nationen oder der Internationalen Arbeiterorganisation. Herr Wagner zeichnet den Einfluss dieser Netzwerke auf deren Karrieren auf nationaler und internationaler Ebene ebenso nach wie die konkret durchgeführten Planungen und Bauvorhaben der IFHTP.

Die IFHTP stand, wie aus der Arbeit deutlich wird, für ein bestimmtes Konzept von Stadtplanung: Aufgelockerter und durchgründer Wohnungsbau, dezentralisierte Regionalplanung und – speziell seit den 1930er Jahren – eine Städte und Regionen übergreifende, auf nationaler Ebene verankerte Planung mit dem Ziel, gesellschaftliche Integration voranzutreiben. Teils wurde dafür nationales Wissen international genutzt, was jedoch nicht immer funktionierte.

Die Dissertation basiert auf sehr umfangreicher Archivarbeit in Deutschland, Großbritannien, den Niederlanden und den USA. Sie ist vor kurzem in den „Kriti-

schen Studien“ bei Vandenhoeck und Ruprecht unter dem Titel „Stadtplanung für die Welt? Internationales Expertenwissen 1900-1916“ erschienen.

**Prof. Dr. Rainer Liedtke, Universität Regensburg,
Rainer.Liedtke@geschichte.uni-regensburg.de**

Termine

2. Halbjahr 2016

12. – 13. Dezember Workshop: *The De-industrialising City: Urban, architectural and socio-cultural perspectives*
DHI London / Society for the Promotion of Urban Discussion (SPUD)
London
https://www.ghil.ac.uk/the_de-industrialising_city.html

1. Halbjahr 2017

13. – 14. Januar CfP: *Urban Belonging: History and the Power of Place*
Centre for Metropolitan History, School of Advanced Studies, University of London / Centre for Urban History, University of Leicester
Deadline: 30. September 2016
London
<https://networks.h-net.org/node/73374/announcements/114904/urban-belonging-history-and-power-place>
19. – 20. Januar Tagung: *Pfade des Urbanen – Herausforderungen und Potentiale von Pfadkonzepten für die historische Stadtforschung*
DFG-Projekt „Industriestädte – Krisen, Krisenwahrnehmungen und Entwicklungsalternativen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ (Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg; Universität des Saarlandes, Saarbrücken) / IRS Erkner
Hamburg
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-31311>
9. – 11. Februar Tagung: *Öffentlich, populär, egalitär? Soziale Fragen des städtischen Vergnügens 1890–1960*
Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg / Forschungsstelle Mediengeschichte, Hans-Bredow-Institut, Hamburg
Hamburg
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-30190>

10. – 11. März Workshop: *Urban Society and Environmental Change in Small and Mid-size Cities, ca. 1700-1900*
 Universität Salzburg
 Salzburg
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-31989>
20. – 24. März Workshop (Session): *From Preurban Structures to Cities: Urban Space as an Action Context*
 Christian-Albrecht-Universität zu Kiel, Graduiertenschule
 "Human Development in Landscapes"
 Kiel
<http://www.workshop-gshdl.uni-kiel.de/workshop-sessions/session-2017-11/>
24. – 25. März Workshop: *Hafen, Metropole, Hinterland: Hamburg und Rotterdam im 20. Jahrhundert*
 Arbeitskreis Deutsch-Niederländische Geschichte /
 Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
 Hamburg
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-31920>
30. – 31. März Konferenz: *Boundaries and Jurisdictions: Defining the Urban*
 Urban History Group Annual Conference / Centre for
 Urban History
 London
<http://www2.le.ac.uk/departments/urbanhistory/uhg/conference-2017/conference-2017>
27. – 29. April Tagung: *Authentizität und industriekulturelles Erbe – Identitäten, Grenzen, Objekte und Räume*
 Deutsches Bergbau-Museum Bochum / TU Bergakademie
 Freiberg / Leibniz-Forschungsverbund Historische Authentizität
 Freiberg (Sachsen)
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-31348>

1. – 3. Juni CfP: *4th Heritage Forum of Central Europe. Heritage and Society*
International Cultural Centre Kraków
Kraków, Polen
Deadline: 8. Januar 2017
<http://mck.krakow.pl/conferences/4th-heritage-forum>
7. – 11. Juni Konferenz: *SAH 2017 Annual International Conference*
Society of Architectural Historians
Glasgow, Schottland
<http://www.sah.org/conferences-and-programs/2017-conference-glasgow>
9. Juni CfP: *Changing the world: Urban experiments in the United Kingdom, 19th-21st centuries*
Sorbonne Nouvelle Université, Paris
Paris
Deadline: 15. Dezember 2016
<https://networks.h-net.org/node/73374/announcements/148575/changing-world-urban-experiments-united-kingdom-19th-21st>
15. – 16. Juni CfP: *Die industrielle Stadt. Lokale Repräsentationen von Industriekultur im urbanen Raum seit dem ausgehenden 19. Jh.*
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. /
Sächsisches Staatsarchiv Chemnitz
Chemnitz
Deadline: 31.12.2016
<http://www.hsozkult.de/event/id/termine-32362>
23. – 24. Juni Tagung: *Die Elemente der Stadt: Licht, Luft, Feuer, Wasser in Geschichte und Gegenwart*
Nachwuchstagung der GSU / Center for Metropolitan Studies (CMS)
Berlin
<https://gsu-stadtgeschichte.com>

2. Halbjahr 2017

28. – 29. September CFP: Peace Initiatives and the Urban Space in the Long
20th Century
Arbeitskreis Historische Friedens- und Konfliktforschung /
Archiv Grünes Gedächtnis
Deadline: 15. Januar 2017
<http://historische-friedensforschung.org/termine/jahrestagungen/call-for-papers-jahrestagung-2017-peace-initiatives-and-the-urban-space/>